Das Schloss im Moor

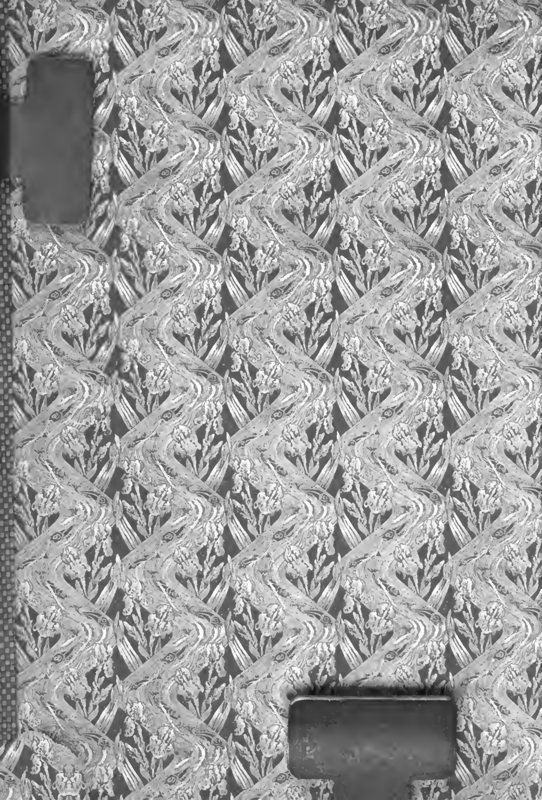
Roman

von

Arthur Achleitner



Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.






UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Das Schloß im Moor.



Das
Schloß im Moor.

Roman

von

Arthur Achleitner.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1903.

I.

Warmer Sonnenschein lachte über die braungrauen Flächen der Rieder Gegend, wie über den weiten silberschimmernden See und den weißen Kranz himmelanstrebender Berge im Süden des Moorgrundes. Es lenzt langsam im Ried, des langen harten Winters Macht ist gebrochen, der Weitsee wie sein Brüderchen, der Kleinsee ist seit Wochen von der Eisumkrustung befreit, die letzten Schollen sind unter den warmen Strahlen der Frühlingssonne zerflossen, der See ist eisfrei, dem Kahnverkehr wiedergegeben und dadurch die Bewohner der Seedörfer von erzwungener Abgeschlossenheit erlöst. Stürmend eilen die Bergbäche der schimmernden Wasserfläche zu durch das Moor, mählich wachsend und steigend infolge der Schneeschmelze, und langsam steigt der große See wie immer zu Lenzbeginn.

Von einer Abgeschiedenheit wintersüber spüren die Bewohner von Dorf und Schloß Ried am Ostufer des Weitsees nichts, sie sind durch eine Fahrstraße mit der Außenwelt und der Eisenbahn verbunden; für sie bringt der die übrige Bewohnerschaft erlösende Frühling eine Fessel in Gestalt der alljährlichen Überschwemmung, welche geduldig ertragen und abgewartet werden muß. Noch hat es gute Weile damit, und flott entwickelt sich

der starke Verkehr auf der Straße. Schloß Ried mit seinen behäbigen Gebäuden beherbergt eine Brauerei, die ein anerkannt vorzügliches Produkt an zahlreiche Wirte der Seegegend, wie tief hinein ins Gebirge bis zur Landesgrenze liefert. Einst fürstliches Eigentum, ging das große Anwesen mit bedeutendem Grundbesitz vor vielen Jahren durch Kauf an die Familie Tristner über, deren Haupt ein Fachmann im Gebiete der Brauerei war und es verstand, nicht nur ein vortreffliches Bier zu erzeugen, sondern auch den Umsatz zu heben, so daß die Schloßbrauerei Ried sich eines allgemeinen guten Rufes im ganzen Bezirk erfreuen konnte und erklecklichen Nutzen abwarf. Wo früher jeglichem Sport gehuldigt geworden, entwickelte sich die rastlose Tätigkeit eines schlichten Bürgers und Brauers, der alltäglich Weib und Kinder mahnte, einfachen Sinnes und arbeitsam zu bleiben. Auf der Höhe des Lebens und Erfolges ward Dagobert Tristner für immer abgerufen und im kleinen Kirchhof des Dorfes Ried begraben. Seiner Mahnung entsprechend erzog die Witwe ihre zwei Kinder Theo und Olga, ließ den Sohn fachgemäß ausbilden, praktizieren, sein Militärjahr abdienen und übertrug ihm hierauf die Geschäfte der Brauerei. Das altgediente Personal, besonders der wichtige Posten des Braumeisters verblieben wie zu Vaters Lebzeiten, und hochgehalten ward die Jahre hindurch des Vaters Devise: Bleibt einfach und arbeitsam.

Im gleißenden Sonnenschein humpelte der hellgelbe Postomnibus auf der tiefgleisigen, ausgefahrenen Straße gen Dorf Ried, das altgewohnte ärarische Be-

hikel, welches nun die Morgenpost von der Bahnstation für Dorf und Schloß Ried bringt, und am Abend das zweitemal bringen wird. Ähnlich einem riesigen Zitronenfalter gaukelte der „Hellgelbe“ auf der Straße dahin, bald die linke, bald die rechte Straßenseite nehmend, der frischen Beschotterung ausweichend wie den zur Bahn fahrenden Brauereifuhrwerken. Einem Postomnibus pressiert es niemals, die Fahrzeit ist reichlich bemessen, eine Verspätung verschlägt auf dem Wege von der Bahn zum Dorf absolut nichts, während umgekehrt die Fahrzeit allerdings wegen der nicht wartenden Eisenbahnzüge ziemlich genau eingehalten werden muß. Lebensmüde Gäule trotten vor dem „Hellgelben“ stumpfsinnig und gefühllos, hartmäulig, infolge Altersschwäche fallsüchtig, daher der weißhaarige Postillon beim Trabfahren die Stolperer fest im Zügel halten muß. Im Schritt jedoch gibt der „Schwager“ Luft im Leder. Heute im wohligen Sonnenschein des herrlichen Frühlingstages genehmigt der Posthans reichlich Schritttempo, es ist die Straße sehr schlecht, frisch beschottert, und des Ausweichens kein Ende. Auch muß der Posthans doch die Zurufe vorüberfahrender Bräuknechte beantworten, was bekanntlich nur im Schrittfahren möglich ist. Scherz und Spott enthielten diese Zurufe, die robusten Bierführer fragten, ob etwa ein besonders wichtiger Brief im Postbeutel sei, der das Fahrtempo mindere, den Postomnibus schwerer denn sonst mache; auch fragten die Knechte, ob der Hans seine „Stolperer“ lebendig nach Ried bringen könne und die Ankunft selber noch

erleben werde. Derlei Zurufe mußten drastisch, kräftig beantwortet werden, Hans war nicht mundfaul und gab jeglichen Spott reichlich zurück, so daß die Knechte lachend weiterfuhren. Als aber das mächtige zweistöckige Schloß in Sicht kam, fühlte sich der Postillon doch dienstlich, nahm die Zügel auf und animierte seine Rosse mit der Peitsche zu lebhafterem Tempo. Altgewohnt trotteten die Stolperer den bekannten Weg zum Posthause und blieben hier stehen. Am offenen Fenster tauchte die Expeditorin auf und rief dem Postillon zu, daß er schon wieder zehn Minuten Verspätung habe.

Gemächlich kletterte Hans vom Bock, schloß das darunter befindliche Kästchen auf, entnahm daraus den Postbeutel und überreichte ihn der Expeditorin mit den Worten: „O, mein, die Leut kriegen die paar Brief allweil noch früh g'nug! Wer weiß, ob es ihnen nicht lieber wär, wenn die Post gar nicht käm!"

„Damit ist die Verspätung nicht entschuldigt!" meinte die diensteifrige Expeditorin, nahm den Postbeutel und verschwand vom Fenster.

Hans fuhr um die Ecke in den Hof und schirrte aus.

Von der Schloßbrauerei kam alsbald ein Bediensteter und holte die Briefpost für das Kontor, die wie üblich Zuschriften von Gerste- und Hopfenlieferanten und ähnliches enthält.

Im Schlosse selbst diente eine Flucht von Zimmern des Erdgeschosses geschäftlichen Zwecken; hier sind die Bureaus untergebracht, Kassezimmer, Schreibstube und ein Kabinett für den jungen Chef. Theo Tristner ist

ein bleichwangiger junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren mit einem blonden, kleinen Schnurrbärtchen auf der nervös zuckenden Oberlippe, auf der Nase sitzt ein Klemmer, mehr zur eingebildeten Zierde denn ob der Kurzsichtigkeit. Theo Tristner sieht eher einem Aristokraten ähnlich denn einem Bräuer, der Wuchs ist schlank, die Kleidung städtisch, modernen Schnittes, die Blässe der Wangen läßt nicht vermuten, daß der junge Mann auf dem Lande lebt.

Im Arbeitsgemach des jungen Herrn herrscht nahezu tropische Hitze, trotz des warmen Sonnenscheins draußen im Gelände ist übermäßig geheizt, und dicker Zigarettendampf lagert in Schwaden in halber Zimmerhöhe, zum Husten reizend.

Proben von bayerischer und ungarischer Gerste, Spalter und Saazer Hopfen lagern auf dem breiten Schreibtisch, dazwischen Malzaufschlagsbolletten und sonstige amtliche Papiere, Briefe und Fakturen. An einer Papyros qualmend trommelte Theo nervös mit den Fingern auf der Tischplatte, es dauert ihm zu lange, bis die Morgenpost in Einlauf kommt.

Der Braueleve Josef brachte die dem Ausgeher abgenommenen Postsachen ins Kabinett des jungen Chefs, und hastig öffnete sie Theo. Briefe mit Impressum übergab Tristner sogleich dem Eleven für den Buchhalter, ohne die Briefe erst zu öffnen; dagegen behielt er Privatbriefe und Zuschriften, deren Absender nicht von außen kenntlich sind, zurück. „Albernes Gekritzel junger Institutsgänse!“ brummte Theo und legte die Korrespondenz für seine Schwester Olga

zur Seite. Dann öffnete er einen Brief, dessen Schriftzüge eine ungelenke Hand vermuten ließen. „Nanu!" rief Theo halblaut und begann die Epistel zu lesen. „Hol dich der Geier! Der Kirchenwirt von St. Oswald will abspringen und Münchener Bier verzapfen! Natürlich, die dümmsten Bauern wollen schon „Münchener", weil's nobler ist und mehr kostet! Oder hat es der Kirchenwirt auf eine Schröpfung abgesehen?" Theo unterbrach seinen Monolog und schellte.

Dem eingetretenen Schreiber befahl der Chef, es solle der Bräumeister Haferditzel sofort ins Kabinett kommen.

„Sehr wohl, Herr Tristner!" antwortete der Schreiber und verschwand.

Theo fand es plötzlich schwül im Zimmer, hastig riß er das Fenster auf und atmete gierig die wohlige, frische Luft ein. Dann überlegte der Brauherr, ob die Mutter von diesem Absagebrief des Oswalder Kirchenwirtes verständigt werden solle oder nicht. Usuell ist solche Inkenntnissetzung; Frau Tristner hat es sich ausbedungen, vom Gang der Geschäfte bis zu jedem einzelnen Vorfall verständigt zu werden, die erfahrene Frau will mit überlegen, mitberaten, was zu Nutz und Frommen der Familie und des Geschäftes zu geschehen habe. Sagt nun Theo, daß ein „guter", d. h. viel Bier verzapfender Wirt abspringen will, so setzt es ein ärgerlich Gejammer bei der Mutter ab, die dann den Ruin der Brauerei angebrochen glauben wird. Verschweigt Tristner junior jedoch den Brief, der Absprung wird auf die Dauer kaum zu vertuschen sein, denn

Mama kennt alle Hauptabnehmer des Rieder Gerstensaftes persönlich, unternahm wenigstens in früheren Jahren zeitweilig Ausflüge, besuchte die Wirte und kontrollierte auf diese Weise den Gang der Geschäfte. Fiele der Oswalder ab, so würde im Sommer gelegentlich eines solchen Kontrollbesuches ein großer Verdruß nachfolgen. Es ist also klüger, die Mutter rechtzeitig zu verständigen, noch besser aber wird es sein, sofort einzugreifen und mit dem Oswalder Kirchenwirt zu reden. Briefe nützen in solchen Fällen gar nichts.

„Herr Tristner wünschen?“ Mit diesen Worten trat der stämmige, kerngesunde Bräumeister Adam Haferditzel in das Kabinett, ein mustergiltiger Typus des bayerischen Brauers, groß, stämmig, ein Koloß von Mensch mit vorschriftsmäßigem Bäuchlein und üblicher Haarzierde an den Schläfen, eigens hereingekämmte, egal geschnittene „Sechser“. Das dichte Haupthaar erinnert an den bayerischen Raupenhelm seligen Andenkens, und ähnliche buschige Schnauzbärte tragen mit Vorliebe die Bezirksfeldwebel. Hände wie Füße groß, wuchtig, die dicken Wangen von ländlich gesunder Farbe, der ganze Mensch strotzend von Gesundheit, Kraft und — Trinkfähigkeit.

Theo sprach in seiner leisen Weise: „Eine unangenehme Nachricht, lieber Bräumeister! Der Oswalder Kirchenwirt will abspringen und „Münchener“ verzapfen!“

„Oha!“ rief mit fetter Stimme Haferditzel und hob die Rechte, als wollte er den Abtrünnigen beim Genick fassen.

„So schreibt er heute an uns! Was sollen wir mit dem Menschen nun beginnen?"

„Reden müssen wir! Der Kerl will etzliche hundert Mark rausschinden, weiter nix!"

„Glauben Sie?"

„Freilich, ist nicht anders! Den Rummel kenn ich! Und eine Zech will er, die sich sehen laßt!"

„Wieso? Eine Zeche, ich verstehe nicht!"

„Mit Verlaub! Sie sind noch jung im Geschäft und wissen daher nicht, wie man einen Wirt, der abspringen will, „fürifangt", auf daß alles beim alten bleibt!"

„Na, so reden Sie!"

„Jawohl! Eine Hypothek auf den Kirchenwirt können wir nicht kriegen, er hängt zu viel bei der Bank. Wahrscheinlich hat ihm ein Münchener Bräuer etzliches Geld versprochen, wenn der Oswalder Kirchenwirt sein Bier nimmt. Vielleicht aber will er etzliche Hunderter von uns herauszwicken und bleibt dann alles beim alten! Auf jeden Fall müssen wir heute noch hineinfahren, was aufgehen lassen, dem Kirchenwirt die Mucken ausreden, und wenn's sein muß, etzliches Geld spendieren. Verloren ist das nicht, denn er ist ein guter Abnehmer und hat seit Jahren ziemlich pünktlich bezahlt!"

„Das sieht aber einer Erpressung gleich! Ich lasse mir nichts abpressen!"

„Mit Verlaub! Etwas Haarlassen muß von Zeit zu Zeit jeder Bräuer, wenn er sich die Kundschaft erhalten will. Der Oswalder ist halt ein besonders ge-

riebener Kund und versteht es, wie man so alle fünf Jahr etzliche Hunderter vom Bräuherrn herauskitzelt. Ich mein, wir geben dem die 200 Markl, dafür kriegt er aber keine Zugab auf Neujahr, und mit der Märzenzech halten wir ihn knapper als sonst. Auf diese Art kriegen wir die zwei Hunderter leicht wieder herein!"

„Ich kann mich mit diesen Geschäftsmaximen nicht befreunden. Hier Ware, hier Geld, das ist glattes Geschäft. Das Schmieren paßt mir nicht!"

„Ja, mein', wer gut schmiert, fahrt gut! In unserem Geschäft geht es absolut nicht anders. Und in einer Brauerei dürfen die paar Markl keine Rolle spielen, sonst ist's gefehlt. Lassen S' nur mich machen und reden, ich schau schon auf den Nutzen der Herrschaft. Ich laß gleich einspannen."

„Nein, nein! Wir müssen doch erst zu Mittag essen!"

„Keine Spur! Nur gleich fort! Der Wirt in Lienhardsberg hat unser Bier, bei dem müssen wir einkehren, dort essen wir zu Mittag und hernach sausen wir durch die Dörfer, die alle uns gehören, bis nach St. Oswald im Grund, dort gibt es die Hauptzech, der Kirchenwirt muß ‚katholisch' werden. Ich laß den Schimmel einspannen!"

„Nein, der ist mir zu langsam. Wir nehmen die Jucker!"

„Aber Herr Tristner! Zum Zechfahren taugen die feurigen Jucker nix, da ist ein sicheres Roß besser!"

Theo fügte sich und stimmte den rasch getroffenen Anordnungen des Bräumeisters bei, in der Erkenntnis,

daß Haferditzel unzweifelhaft die praktische Erfahrung auf seiner Seite habe. Es hielt Theo solche Zechfahrt, weil er sie nicht kannte, für originell, nur die eigentliche Veranlassung der langen Wagenfahrt nach St. Oswald ist wenig erfreulich. Vielleicht aber gelingt es, den abfalllustigen Wirt umzustimmen.

Die Abfahrt erfolgte so rasch, daß Mama Triftner nicht verständigt werden konnte; Theo ließ lediglich die Botschaft zurück, daß er in Geschäften weggefahren sei. Haferditzel hingegen hatte dem Stallpersonal aufgetragen, daß der Kutscher Johann auf- und wachbleiben müsse bis zur Heimkehr etwa um Mitternacht.

Die erste Ahnung dessen, was eine Zechfahrt des Brauherrn zu seinen Wirten ist, bekam Theo im Dorfe Lienhardsberg durch das „anfriemen" (bestellen) Haferditzels. Ein schwacher Esser, empfand der junge Gutsherr bereits ein Grauen, als der kundige Bräumeister das Menü zusammenstellte: Hühnersuppe mit gesottener Henne, Kitzbraten mit Kartoffelsalat, G'selchtes (Rauchfleisch) mit Sauerkraut, gedünstetes Kalbfleisch mit blinden Knödeln, und Schweinebraten mit Kompott. Damit die Herren von der Brauerei frisches Bier bekommen, kaufte Haferditzel den am Zapfen befindlichen Banzen alten Bieres und schenkte den Inhalt des Fasses den zufällig anwesenden Gästen im Wirtshause. Ein Stündchen verfloß, bis das Mahl beginnen konnte. Mit wenigen Bissen vom Kitzbraten war Theo bereits gesättigt und erklärte er dem einhauenden Bräumeister, daß ein Weiteressen unmöglich sei.

„Wollen S' den Wirt verlieren?" keuchte Hafer-

ditzel kauend. „Wenn S' nicht essen, beleidigen Sie die Wirtin, und das kostet uns die Kundschaft! Zum wenigsten schneiden Sie jede Speise durch. Lassen S' einen Hund herein! Ist niemand in der Stub, füttern S' halt den Hund damit!"

Mit der Kellnerin kam ungerufen der ahnungsvolle Haushund, mit welchem Theo sofort Freundschaft schloß und dem er heimlich die großen Fleischbrocken zusteckte.

Es haperte bei Theo auch mit dem Trinken; mehr wie zwei Glas mochte er nicht zu bewältigen. Einem Weinkonsum widerriet der Praktikus Haferditzel, weil es nicht gut aussähe, wenn der Brauherr sein eigenes Produkt mißachte und Wein trinke.

Der Bräumeister opferte sich für seinen Gebieter und aß, daß ihm schier die Ohren staubten. Den letzten „Gang" vermochte aber auch er nicht mehr zu bewältigen und verabreichte den Schweinebraten dem hochvergnügten Haushund.

„Jetzt gehen Sie zahlen!" mahnte Haferditzel und wisperte dazu, es solle der Herr Theo mindestens zwanzig Zigarren vom Wirt kaufen, selbe dann aber ja nicht mitnehmen, sondern auf dem Tische liegen lassen.

„Aber warum denn nicht mitnehmen?" fragte verblüfft der junge Brauherr.

„Damit der Wirt die bezahlten Zigarren noch einmal teuer verkaufen kann und doppelten Profit hat! Folgen S' mir, es geht nicht anders das ist so Brauch bei uns!"

Widerwillig gehorchte Theo und bezahlte die hübsch

angeschwollene Rechnung, wobei selbstverständlich die Kellnerin eine Mark erhielt.

Als angeschirrt war, machte der Hausknecht das übliche lange Gesicht zum Zeichen, daß ihm das „Fünfzigerl“ Theos zu wenig Trinkgeld sei. Flink ergänzte Haferditzel das Trinkgeld durch ein zweites Fünfzigpfennigstück.

Die Wirtin jammerte, daß die Herren fast gar nichts gegessen hätten, und fragte, ob es denn nicht geschmeckt habe.

Auf den mahnenden sanften Rippenstoß Haferdistels reagierte Theo, indem er die Kochkunst der verehrten Frau Wirtin über den Schellenkönig lobte, und versicherte, daß er leider magenleidend sei, daher nicht viel essen könne.

Das Wägelchen ächzte, als der gewichtige Bräumeister aufstieg. Flink kletterte Theo hinauf, der Schimmel zog an, gelenkt vom Haferditzel.

„Aufpassen, Bräumeister, in der ‚Azer‘*) ist schlecht fahren!“ rief der Wirt nach.

Als das Gefährt den Bergwald erreichte und kein Lauscher in der Nähe war, machte Theo seinem gepreßten Herzen Luft. „Schauderhafte Verhältnisse! Einfach skandalös! Die wahrhaftige Erpressung!“

„Hüh, Schimmel! Geht nicht anders, Herr Theo! Der Herr Vater selig hat auch nichts dagegen machen können! Der Brauherr muß Haar lassen! Tröften S' Ihnen, es wird allweil noch genug verdient! Hüh, Schimmel!“

*) Azer = aceretum Ahornwald.

„Ich möcht es wirklich ändern!“ stöhnte Theo, dem vom Wagenschütteln die Knochen schmerzten.

„Nicht einen Finger dürfen S' rühren, oder Sie verlieren die Kundschaft, und Tausende sind hin!“

„Gräßlich! Und in St. Oswald soll die Fresserei erst recht angehen?“

„Freilich! Na, beim Kirchenwirt können wir Schampuß (Champagner) springen lassen, das geht rascher in die Zech, was die Hauptsach ist!“

„Ich kann keinen Bissen mehr essen!“

„Die Straße ist so schlecht, daß Sie bis St. Oswald sicher einen Bärenhunger haben werden!“

Haferditzel jagte den Schimmel unbarmherzig auf der ausgefahrenen Straße dahin, fuhr in raschem Tempo durch die Dörfer und schrie den herausspringenden Wirten zu, daß man auf dem Rückweg einkehren werde.

„Unmöglich!“ ächzte Theo, „das würde mein Tod werden!“

„Glauben S' doch das nicht! Ein Bräumensch haltet schon was aus! Ist halt eine Zechfahrt! Daheim kann der Brauherr tun was er will und sparen, unterwegs muß er Silber springen lassen. Geht nicht anders! Hüh, Schimmel! Ich glaub gar, der Gaul wird faul!“

Das letzte winzige Dorf St. Ursula vor der Paßhöhe war durchfahren, die Steigung begann, die Bergeinsamkeit ist erreicht. Beide Männer stapfen zu Fuß, der Schimmel hat Arbeit genug, das leere Wägelchen den Steilberg hinaufzuziehen. Ringsum in Wald und Hang ist es tiefer Winter, Fels und Tann tragen Schnee

auf Zinnen und Kronen, eine schmutzige Eiskruste, tief eingerissen von den Bremseisen der Holzfuhrwerke, lagert auf der Bergstraße. Das Wägelchen schwankt in den unebenen Fahrgleisen und droht umzukippen; die wuchtige Faust Haferditzels hält dem Gefährte die nötige Balanz und verhindert des öfteren den Umfall.

Theo staunte, daß es hier in den Bergen noch tiefer Winter sei, doch verstummte er alsbald, denn je näher man der Paßhöhe kam, desto wuchtiger erhoben sich zu beiden Seiten der miserablen Straße die Schneewächten. Im Schnee stecken Lastwagen, die nicht mehr weitergebracht werden konnten, und deren Gespanne nun vereinigt sind zur Bergfahrt auf der anderen Paßseite, vier, sechs und acht Pferde vor einem einzigen Lastwagen. Auf der Paßstraße liegt der Schnee drei bis vier Meter hoch, mühsam genug quält sich der ärarische Wegmacher mit dem Ausschaufeln ab. Der Schnee ist nicht tragfähig, der Harst von den Sonnenstrahlen tagsüber aufgeweicht, Mensch und Tier sinkt mit jedem Schritt ein; es ist der Verkehr nicht mit Schlitten, nicht mit Wagen möglich, aber die Leute müssen trotzdem mit den dringlichsten Frachten durch und über die Paßhöhe, die einen wahrhaft arktischen Anblick gewährt in der Schneeumarmung. Nur winzige Stellen, dort wo warme Quellchen in den Sauerwiesen aufsteigen, sind aper (schneefrei), rostbraune Flecken, welche zur ungeheuren Schneemasse scharf kontrastieren. Von der Jochhöhe herab rinnt in den Fahrgleisen der Bergstraße das Schneewasser, welches die Schneedecke

unterwäscht, zum Einsturz zwingt und dann einen nassen Brei von Kot, Eis, Wasser und Schnee bildet.

Das Firmament hat sich umdüstert, graue Wolken hängen herein in die Berge, die ersten Tropfen fallen klatschend in die Wüstenei. Theo keuchte und verwünschte sich und seine zierlichen Stadtschuhe, deren dünnes Leder völlig durchweicht ist. Ermattet erklärte er, nicht mehr gehen zu können in diesem entsetzlichen Brei.

Der bärenstarke Bräumeister schwitzte für drei gewöhnlich gebaute Sterbliche, stapfte aber tüchtig aufwärts und half dem Schimmel bei der Arbeit, indem Haferditzel kräftig das Wägelchen berganschob. Wie nun Theo aufsitzen wollte, wehrte dies der Bränmeister energisch. „Sie müssen jetzt gehen, im Schweiß dürfen S' nicht sitzen, würden sich auf den Tod erkälten. Gehen S' nicht so laut (scharf), Sie rennen ja wie verrückt! Allweil langsam hinan, wir haben bald die Höhe!"

Noch eine Viertelstunde, dann war der Paß erklommen, die Straße weist hier eine richtige Schlittenbahn auf, in welche es nun aber regnet und schneit. Und dennoch kündet ein Lebewesen selbst in dieser Schneewüste den nahenden Lenz: eine Singdrossel hoch oben auf einer Fichte jubelt als Herold des Frühlings das Preislied auf den Schöpfer . . . .

Mag es wettern und stürmen, türmt sich der Schnee noch so hoch, es muß auch in der Bergeinsamkeit Frühling werden, freilich spät, sehr spät.

„Jetzt sind wir heroben!" rief aufatmend der

Bräumeister und hielt den Schimmel an. Geschäftig und ob des Aussehens Theos besorgt, hüllte er seinen jungen Herrn in die Pferdedecke ein und ließ ihn aufsitzen. „Halten S' Ihnen jetzt warm, fest einhüllen, durch die Nase atmen, Mund zu!"

Scharf ließ sich das Gefäll an. Haferditzel wollte jede Gefahr vermeiden, bremste und fuhr im Schritt auf der verschneiten Straße abwärts, das Pferd mit kräftiger Faust führend, bis die gefährlichsten Stellen passiert waren.

Frierend saß Theo im schwankenden Wägelchen, das Ende der strapaziösen Fahrt ersehnend. Mählich ward die Talung erreicht, im Gesenke zeigte die Straße das gleiche Bild wie jenseits des Passes, es muß das Chaos von Wasser, Schnee, Mist und Eis durchwatet und durchfahren werden, langsam im Schritt. Trotzdem dampfen des Schimmels Weichen.

Je näher man dem Gelände „im Grund" kam, desto böser wurden die Schneeverhältnisse; St. Oswald steckt im Schnee; schier fünf Meter hoch ragt der weiße Wintermantel auf, und dennoch klingt es von den niedergedrückten Bäumen verheißungsvoll: „Fink, fink!"

Beim Kirchenwirt angekommen, ließ sich Theo sofort Glühwein bereiten und bezog der frierende Brauherr ein Zimmer, um sich des durchnäßten Schuhzeugs zu entledigen und die normale Körperwärme im Bett wiederzugewinnen.

„Etwas ein wehleidiger Herr, der junge Bräu!" meinte der Kirchenwirt, und der Ton drückte eine ge-

wisse Geringschätzung aus. Daher beeilte sich Haferditzel, die Entschuldigung vorzubringen, daß der junge Tristner noch nie auf Zechfahrt war und den Strapazen einer Frühlingstour körperlich um so weniger gewachsen sein könne, als Theo ein Stubenhocker sei. „Wie ist es nachher mit dir, Kirchenwirt?" fragte der Bräumeister, zur Sache übergehend.

„Was soll sein? Münchener Bier werd ich führen, euer Bier ist mir zu jung diemalen, die Leut klagen darüber, und bald 's Bier „lak" (lau) ist, kann 's der Teufel selber nicht trinken!"

Ein richtiger Praktikus, ließ Haferditzel den Wirt stehen, sprach kein Wort und ging durch den Flur zur Kellertüre, wo der ganze Biervorrat der letzten Wagensendung achtlos einfach aufgestapelt lag.

„Na, was suchst denn, Bräumeister?" fragte verdutzt der Wirt.

„Deine Schlamperei such ich und hab sie schon gefunden! Wenn du so schlampig mit dem Bier umgehst, die ganze Sendung im Flur lagern lassest, statt im Eiskeller, darf es nicht überraschen, daß das Bier „lak" wird, und die Leut darüber schimpfen!"

„Ja, mein, ich hab halt noch nicht Zeit gehabt zur Einlagerung im Keller! Und einem guten Bier darf das nichts machen!"

„Kirchenwirt, du hättest Meßner werden sollen, kein Wirt!"

„Warum denn?"

„Weil du von einer richtigen Wirtschaftsführung nichts verstehst! Bist du im Geschäft überall so nach-

lässig wie in der Bierbehandlung, so kommst sicher bald auf die Gant!“

„Bräumeister, halt dich fein ein bissel zurück! Herr im Haus bin fein ich!“

„Und was für einer! Ich seh schon, wir verlieren nichts, wenn du abspringst! Ist eher gut für uns! Du schädigst unser Bierrenommee, drum lieber weg von der Kundschaft! Wie der junge Herr fertig ist, fahren wir wieder heim! Wünsch dir viel Glück zum Münchener Bier! Wirst wohl wissen, wie viel Eis das „Münchener“ braucht! Haben deine Bauern den Frost im Magen, brauchst dich nicht kümmern um die Grobheiten! Ich mein, wir sind fertig miteinander, den letzten Zettel kannst gleich mir zahlen, ersparst das Postporto, und frisch geliefert wird von uns nichts mehr!“

„Wär nicht aus! So geschwind wirst mich doch nicht verkehren (das Geschäft abbrechen)! Ich hab ja nur so gemeint!“

„Und wir meinen, daß an deiner Kundschaft nichts verloren ist! Hab allweil schon munkeln hören, daß bei dir das Bier schlecht behandelt wird! Aber geglaubt hab ich es nicht recht! Jetzt glaub ich 's aber und weiß, wie wir daran sind!“

„Geh, Bräumeister, mach doch keine G'schichten! Ich laß die Banzen gleich einkellern und für dich frisch anzapfen! Was darf ich anfriemen! Ihr werdet doch bei mir zu Mittag essen, wenn's auch schon etwas spät ist?“

„Von dem „laken“ Bier? Na, ich dank schön! Und gegessen haben wir schon unterwegs!“

„Sakrendi, das gang ja gegen allen Brauch! Weißt was, Bräumeister, lassen wir's beim alten! Und wenn der Bräu ein bissel was springen laßt, bleib ich Kundschaft!“

„Nicht einen Pfifferling kriegst! Uns ist es um das Renommee unseres Bieres zu tun, nicht um deine Kundschaft!“

„Jesses, na, bist du aber heut schlecht aufg'legt! Schau, Haferditzel, ich hätt halt so etliche zweihundert Markl grad nötig braucht zum Roßeinhandeln, und wenn ich Kundschaft bleib, könnte doch der Brauherr mir die zweihundert Markl leicht zahlen, hab ich gemeint!“

„Die Meinung ist aber irrig! Nimm du nur 's Bier von München, was „besseres“ kannst gar nicht machen! Und sag dem Münchener Bräu gleich, daß du zeitweilig „hängst“, unregelmäßig zahlst, und für deine Kundschaft etlichemal im Jahr auch noch Bargeld haben möchtest! Du, der Münchener Bräu wird sich drum reißen, deine Kundschaft zu kriegen! Und das „beste“ Bier schicken die Münchener allweil aufs Land, das wirst wohl wissen! So, ich werd jetzt schauen, wie es dem jungen Herrn geht, und bald der Schimmel gefressen hat, fahren wir wieder heim!“

Jetzt erkannte der Kirchenwirt, daß er das Spiel sicher verlieren wird, und deshalb verlegte er sich auf das Bitten um Belassung des alten Zustandes im Geschäft.

„Gut, Kirchenwirt! Aber nur unter der Bedingung, daß du künftig das Bier sorgsamer behandelst.

Kommt mir nochmal was zu Ohren, so kündigen wir dir die Kundschaft, verstanden! Und das Geldherauspressen laßt bleiben, die Rieder Brauerei bettelt nicht um Kundschaft! So, Freunderl, jetzt kannst, weil es Brauch ist, aufkochen lassen, und weil unser Bier bei dir nicht zum trinken ist, kannst drei Flaschen Schampuß einkühlen!"

Der Kirchenwirt atmete förmlich auf und sprang in die Küche. Haferditzel rieb sich die Hände und begab sich sogleich zu seinem jungen Herrn, um ihm den Erfolg seines glücklichen Schachzuges zu berichten.

Theo war vom heißen Getränk erquickt und fühlte sich wieder wohl und munter. Der gute Bericht brachte gute Stimmung. Die Kundschaft erhalten, der Erpressungsversuch vereitelt — das ist die Fahrt über den bösen Paß wahrlich wert.

Ähnlich wie in Lienhardsberg muß freilich Zeche gemacht werden, der alteingebürgerte Brauch fordert solche Konzession. So fütterte denn Haferditzel abermals, was Zeug hielt und der Magen aufnehmen konnte, während sich Theo mit einem „Gang" begnügte und zum sündteuren Sekt minderster Güte Zigaretten rauchte. Die in der Kutscherstube befindlichen Gäste wurden anläßlich der Anwesenheit des Brauherrn mit einem Faß Bier und Zigarren beschenkt, alles auf Kosten der Brauerei, so will es der Brauch.

Nach Umfluß mehrerer Stunden wurde die Fahrt zurück über den Paß angetreten, die insofern unter veränderten Verhältnissen vor sich ging, als inzwischen Frost eingetreten war und leichter Harst die jämmer-

liche Straße bedeckte. Doch der berggewohnte Schimmel trat sicher, griff aber wacker aus und brachte seine Herren glücklich über die Jochhöhe und jenseit hinab in die schneefreie Talung. Es dämmerte bereits, als das Gebirgsdorf St. Ursula erreicht wurde. Hier muß zugekehrt werden, denn der Wirt ist Rieder Kundschaft, noch dazu sicherer Zahler und versteht sich meisterhaft auf die Bierbehandlung. Ein solennes Abendessen mit großem Bierkonsum läßt sich nicht umgehen, die Zechfahrt fordert ihre Rechte. Und auf solche Weise muß jeder Wirt der Rieder Brauerei besucht werden. Darob ward es Nacht, und als das Gefährte vom Wirt zu Lienhardsberg wegfuhr, schlug es vom Kirchturm elf Uhr nachts.

Theo fühlte sich müde und schläfrig zum Umfallen; Haferditzel fand seine Aufopferung für die Herrschaft und das Geschäft mit einer gelinden Gehirnumnebelung belohnt, die sich in der kalten Nachtluft zunehmend steigerte und ihn veranlaßte, dem Schimmel die Sorge um den Heimweg zu überlassen und auf gut Glück zu duseln.

Dem Stall entgegen läuft jedes Pferd gerne, der Schimmel kennt den Weg trotz Nacht und Nebel, flink ging es der Heimat im Moorgelände zu. Der Seewind strich entgegen, die Rieder Dorfuhr kündete Mitternacht.

Plötzlich hielt der Schimmel an, im Dusel griff der Bräumeister nach der Peitsche und hieb auf das Pferd ein. Ein Satz, ein Krach — der Gaul ist mit einem Sprung samt der abgebrochenen Deichsel im

Straßengraben, der Wagen kippt um, im Bogen flog Theo hinaus, und Haferditzel kam unter das Wägelchen zu liegen. Von böswilliger oder übermütiger Hand war quer über die Straße ein Strick gezogen, vor dem der Schimmel stehen geblieben war. Der bärenstarke Bräumeister konnte trotz erlittener Quetschungen das Wägelchen wegschieben, sich aufrichten und dann den Schimmel auf die Straße bringen. Den verkehrhemmenden Strick hatte er rasch durchschnitten. Nun gilt es, vom nahen Schloß Hilfe holen und Theo heimbringen.

Den Schimmel am Zaum führend, stolperte Haferditzel fluchend dem Schloßhof zu und requirierte Hilfsmannschaft.

Theo ward bei Laternenlicht bald aufgefunden, mit einem Rippenbruch brachten die Knechte ihn ins Schloß, worauf der Arzt aus dem nahen Dorf Ried geholt wurde. Der Transport Theos ließ sich nicht so geräuschlos bewerkstelligen, daß die Verbringung unbemerkt bleiben konnte; eine Frauengestalt erschien in flüchtiger Umhüllung unter einer Türe des ersten Stockwerkes und fragte, was geschehen sei.

„Der junge Herr! Umg'schmissen — etwas 'brochen!" rief einer der Knechte mit rauher Stimme.

„Bringt ihn zu Bett! Ich komme gleich!" antwortete die Dame und verschwand.

In ihrem Zimmer kleidete sich Fräulein Eugenie, die „Seele des Hauses", Gesellschafterin der augenkranken Mutter Theos und Olgas, die Hausrepräsentantin und Wirtschaftsdame, hastig an, um dem ver-

unglückten Theo die erste Pflege angedeihen zu lassen. Ein nettes Persönchen von etwa fünfundzwanzig Jahren, schlicht im Wesen, von schlanker und elastischer Gestalt, mädchenhafter Anmut, bienenemsig, bescheiden, allzeit bestrebt, sich nützlich im Hause zu machen, dankbar für die gewährte Stellung und für jedes gute Wort, das ist Eugenie Dobler. Es ward die Repräsentantin schlankweg „Eugenie" genannt, ihre persönlichen Verhältnisse waren Theo und Olga Tristner unbekannt. Im engen Familienanschluß vermied man alles, was auf eine „dienende" Stellung Eugeniens hätte schließen lassen; der Ton war immer warm und vertraulich. Seit etwas über Jahresfrist waltete die schlanke, hübsche Eugenie zu aller Zufriedenheit ihres Amtes im Schlosse, jedermann gefällig, immer schlicht und bescheiden, allen sympathisch. Ihre Anstellung ist der einzige Luxus, den sich Frau Tristner gestattete, und dies auch nur infolge des Augenleidens, welches die Gutsherrin hinderte, persönlich nach dem Rechten in Haus und Wirtschaft zu sehen.

Da es galt, dem jungen Herrn Hilfe zu bringen, besann sich Eugenie keinen Augenblick, und eilte nun in das Schlafzimmer Theos. Unter den plump zugreifenden Händen des Ökonomieknechtes ächzte Theo.

Sofort nahm Eugenie die nötigste Arbeit vor, half mit, den Patienten zu Bett bringen, besorgte Kompressen und entwickelte die richtige Tätigkeit einer Krankenschwester.

„Danke! O, das tut gut! Sie sind ein Engel der Barmherzigkeit!" flüsterte Theo!

„Still liegen, bis der Arzt kommt, nicht rühren, nicht sprechen! Ich erfülle nur meine Pflicht und bin sicherlich kein Engel!" erwiderte Eugenie, gab dem Knecht ein Licht und schickte ihn dem Arzt entgegen.

Alsbald erschien Doktor Freysleben, der junge Dorfarzt, bei Theo, ersichtlich froh, endlich mal zu den Schloßleuten, die einen Landsberger Praktikus zum Hausarzt hatten, gerufen worden zu sein. Die Diagnose war nach den Angaben des Verunglückten nicht schwer zu stellen, ziemlich einfach die Tätigkeit des Arztes, der jedoch energisch darauf bestand, daß eine Klosterschwester oder „Barmherzige" die Krankenpflege übernehme.

Eugenie erklärte sich bereit, die Pflege zu übernehmen, und da Theo herzlich darum bat, stimmte Doktor Freysleben schließlich bei, in Erwägung, daß ein Widerstand ihn um die Behandlung des Patienten und die Schloß-„Kundschaft" bringen könnte. Immerhin erklärte der junge Doktor, wegen dieser Privatpflege der Kontrolle halber täglich zweimal nachsehen zu müssen. So bekam denn Eugenie Verhaltungsangaben für die Pflege, und dann ging der Arzt.

Theo wollte herzlich danken, doch Eugenie schloß ihm mit der schön geformten, doch an Arbeitsspuren reichen Hand den Mund und leistete Pflegedienste, bis der Patient einschlummerte.

Wachend am Bette verbrachte die sanfte Eugenie die Nacht und verließ Theo erst am Morgen, da es nun galt, Frau Tristner in schonender Weise von dem Unglück der verflossenen Nacht zu verständigen.

Ein klarer, sonniger Frühlingsmorgen ist herangebrochen, Sonnengold umflattert die nahen Berge, leuchtet auf dem jungen Grün der Wiesen, verklärt das sonst so trübe, öde Moor, es schimmert der See.

Frau Helene Tristner, die stattliche, großgebaute Witwe, sitzt am offenen Fenster ihrer Schlafstube und blickt in die Landschaft hinaus, auf Eugenie wartend, die ihr bei der Toilette behilflich sein und sie dann zum Frühstückstisch im Parterre geleiten wird. Früher war dies Aufgabe der Tochter, und Olga wollte lange nicht zurücktreten, die Pflege Mamas nicht fremden Händen übergeben. Doch Eugenie hatte bald nach ihrem Eintritt in das Haus so herzlich gebeten, auch dieses Amt übernehmen zu dürfen, daß Mutter und Tochter den Widerstand aufgaben. Frau Tristner hatte die Zustimmung nicht zu bereuen, ein sympathischeres und gewandteres „Stubenkätzchen" wäre nirgends zu finden, und so gewöhnte sich Mama Tristner an Eugenie, die ihr alsbald unersetzlich deuchte.

Leise trat Eugenie ein und begrüßte die würdige Dame: „Guten Morgen, gnädige Frau!"

„Danke! Guten Morgen auch, liebe Eugenie! Ich muß Sie aber, wie schon so oft bitten, zu mir nur „Frau Tristner" zu sagen. Ich bin eine einfache Frau, bürgerlich, eine Gutsbesitzerswitwe, die keine Gnaden zu erteilen hat. So, nun sagen Sie mir: Es ist wieder recht schlechtes Wetter heute, nicht? So nebelig draußen wie um Allerheiligen! Ach Gott, es ist trostlos! Und lesen kann ich gar nichts mehr!"

Frau Tristner saß in flutendem Sonnenlicht,

das ihre weißen Haare mit goldigem Schimmer übergoß.

Eugenie richtete einen Blick voll innigsten Mitleides auf die alte Dame und beeilte sich dann, zu versichern, daß es tatsächlich sehr nebelig sei, ganz ungewöhnlich winterliches Wetter für diese Jahreszeit.

„Ja! Aber ich sitze doch am offenen Fenster, das ich mühsam genug durch Betasten geöffnet habe, und es ist mir auffallend, daß warme Luft hereinströmt! Bei Nebel ist es doch sonst kalt im Freien; ich friere aber nicht, wie kommt das?"

„Es ist doch schon Ende April, gnä — Frau Tristner, also vorgeschrittene Zeit, Frühling, die Wiesen sind schon grün . . ."

„So? Ich sehe alles grau, mir ist's, als hätte ich einen Nebel vor den Augen — — sie werden immer schlechter, diese alten Augen! O Gott, nur nicht blind werden, es wäre schrecklich! Lieber taub, gebrechlich, meinetwegen Gicht und Lähmung, nur nicht blind!"

„Das wird der gütige Gott verhüten!"

„Hoffentlich! Das ist ja auch eine so schöne Eigenschaft an Ihnen, liebe Eugenie, Ihr Gottvertrauen! Mir will manchmal statt Gottvertrauen die Verzweiflung in das Herz schleichen!"

„Der Mensch steht allzeit in der Hand Gottes! Darf ich Ihnen behilflich sein?"

„Ja, bitte, liebe Eugenie! Merkwürdig laue Luft heute und so nebelig! Kommt Theo wohl zum Frühstück! Ist er glücklich von der Bergfahrt zurück? Ich hörte gestern, daß er mit dem Bräumeister nach St.

Oswald gefahren sei, um den Kirchenwirt als Kundschaft zu erhalten. Wird wohl recht spät heimgekommen sein! Diese Fahrten waren mir schon zu Lebzeiten meines Mannes selig ein Greuel; scharfe Zechen der Wirte wegen, scharfe Pferde, ein Unglück ist leicht geschehen."

„Leider ja!"

Frau Tristner drehte aufhorchend den Kopf in die Richtung, in welcher sie Eugenie vermutete. „Sie sagen das in einem Tone, der mir Angst einflößt! Ist etwa ein Unglück geschehen? Reden Sie!"

„Der sonst sehr zuverlässige Schimmel . . ."

„Umgeworfen! O, meine Befürchtung! Was ist Theo geschehen?"

„Gottlob nicht viel! Zwei Rippen sind eingedrückt, sagt Doktor Freysleben. Bei entsprechender Pflege wird Herr Theo bald wieder hergestellt sein."

„Machen Sie schnell fertig mit den Haaren und führen Sie mich dann zu Theo! Wo ist Olga? Sie soll die Pflege übernehmen!"

Während Eugenie Zofendienst verrichtete, bat sie, Pflegerin Theos bleiben zu dürfen; es solle und werde der Frauendienst nicht besonders vernachlässigt werden, und der Arzt habe bereits eingewilligt.

„Immer dienstbereit sind Sie, das muß man anerkennen, liebe Eugenie! Aber Sie muten sich zuviel zu! Pflegerin Theos und zugleich meine rechte Hand und Stütze, das geht nicht, man kann nicht zweien Herren dienen. Rippenbruch, schrecklich! Der arme Mensch! Wenn es nur nichts Schlimmeres ist! Verbergen Sie mir wirklich nichts?"

„Nein, gnä' — Frau Tristner! Ich bin mit der Frisur fertig, darf ich Sie hinunterführen?"

„Ich will zu Theo!"

„Der junge Herr schläft zur Zeit!"

„Dann bleibe ich heroben, schicken Sie mir Olga und den Kaffee! Gehen Sie zu Theo, und senden Sie mir Bescheid, sobald er aufgewacht ist!"

„Sehr wohl!" Eugenie verließ das Gemach.

Die stattliche Matrone flüsterte ein Gebet für Theo und flehte zum Schöpfer, ihr den Nebel von den Augen zu nehmen.

In die lichterfüllte Stube wirbelte Olga herein, die zwanzigjährige Tochter mit rabenschwarzem Haar und einer sehr hübschen Figur, ein frisches Mädchen, das eine Schönheit genannt werden könnte, wenn nicht jener Fehler ihr Gesicht entstellen würde, den der Zahnarzt „Prognathismus" nennt. Der Oberkiefer mit schrägen übergroßen Schneidezähnen ragt weit über den Unterkiefer vor, so daß die Oberlippe den Mund nicht normal schließen kann und oberhalb der Zähne zurückbleibt. An diesen Fehler hat sich Olga wohl oder übel gewöhnt, und auch die Leute ihrer Umgebung fanden nichts Besonderes daran; nur Fremden fiel die Abnormität sofort auf, und jeder, der das sonst reizende Mädchen sah, empfand inniges Bedauern ob solcher Verunstaltung, welche alle ärztliche und Dentistenkunst nicht beseitigen kann.

Olga begrüßte die Mutter und sprudelte dann boshafte Vorwürfe gegen den Bräumeister heraus, der nicht fahren könne und den armen Theo samt den

Wagen umgeworfen habe. Die Tochter fügte bei, daß sie den Schimmel bereits besichtigt und völlig wohlauf befunden habe. Zu Theo könne man aber noch nicht kommen, da der arme Patient eben schlummere.

„Diese Gäufahrten bieten immer eine Gefahr!“ erwiderte Mama, starrte mit erlöschenden Augen vor sich hin und suchte mit der Rechten die Hand Olgas tastend zu erreichen. „So lange der Vater selig lebte, ward ich die Sorge nicht los, der Vater war ein guter Fahrer, aber immer nahm er junge, feurige Pferde.“

„Ist ihm aber bei all den vielen Fahrten nichts passiert! Ich glaube, Haferditzel hat sozusagen zu viel — Hafer im Leib gehabt. Theo wird mir schon nähere Auskunft geben, und dann werde ich mit dem Bräumeister ein Wörtchen auf ganz deutsch reden!“

„Olga, das lasse bleiben! Haferditzel ist eine grundehrliche Seele, treu und verlässig; für uns geradezu unersetzlich und ein tüchtiger Fachmann!“

„Ein netter Fachmann, der umwirft!“ erwiderte spöttisch Olga.

„Wer weiß, was und wie es geschehen ist? Nach dem Frühstück schickst du mir Haferditzel herauf; ich will wissen, welchen Erfolg die Fahrt zum Wirt in St. Oswald gehabt hat. Hoffentlich bleibt der Kirchenwirt Kundschaft von uns.“

„Ganz wie du willst, Mutter! Aber das Getue um die Kundschaften finde ich übertrieben, fast lächerlich! Will einer abspringen, fremdes Bier führen, mag er's tun, wir sollten so einem Bauernwirt nicht nachlaufen; das haben wir wahrlich nicht nötig, auch sieht

es nicht gut aus. Wir sind doch weiß Gott nicht auf die paar Wirte und Abnehmer angewiesen!"

„Das verstehst du nicht, Olga! Dir fehlt der praktische Sinn! Wenn auch an einem einzigen Abnehmer nicht viel liegt, die Mehrzahl bringt Geschäft und Gewinn; je größer der Umsatz, desto besser der Ertrag für uns. Und so bedeutend ist unser Geschäft keineswegs, daß uns ein Abspringer gleichgültig sein könnte!"

„Gott, nun fängt Mütterchen gar zu jammern an! Da fehlt nur noch die Sereminade über das viele Geld, welches meine Pensionatsjahre verschlungen haben! Ich war der Meinung, wir seien vermögliche Leute und brauchen uns keinen Pfifferling um die Kundschaften zu kümmern. Ich für meine Person habe auch wirklich kein Verlangen nach Geschäft und Wirtschaft."

„Leider! Ich hätte es wissen können, daß die Pensionatserziehung solche Gleichgültigkeit erzeugen werde. Zur Hochnäsigkeit fehlt jede Berechtigung. Wir sind und bleiben einfache Leute, wir müssen die Groschen zusammenhalten, auf stetige, wenn auch langsame Vermehrung bedacht sein, denn der Mensch kann nicht wissen, welche Zeiten noch kommen. O, wenn ich nur besser sehen könnte! Mählich entschwindet mir jeglicher Einblick!"

„Verlier nur nicht den Mut, Mama! Es gibt in München sehr tüchtige Spezialisten, wir fahren hinauf, und in einigen Monaten siehst du wieder so gut wie früher oder noch besser!"

„Nein, nein! Einmal würde es nichts nützen,

und dann könnte ich die Unkosten nicht verantworten!"

„Aber, Mutter! Für Bauernwirte haben wir Geld wie Heu; soviel ich gemerkt habe, wird an Kundschaften, nur damit sie treu bleiben, das Geld nur so hingeworfen, — für dich selbst soll aber kein Pfennig bewilligt werden. Das ist Unsinn, eine lächerliche Knickerei!"

Das Stubenmädchen brachte den Damen das Frühstück, daher wurde das Thema abgebrochen. — —

Vom Schlaf erquickt, fand Theo die sanfte Eugenie an seinem Bett bereit, die Anordnungen des Arztes zu befolgen und den Patienten zu pflegen. Ein wohliges Gefühl erwachte in Theos junger Brust beim Anblick Eugeniens, eine Sympathie, welche den Gedanken aufkeimen ließ, ob nicht just dieses sanfte Frauenwesen seine Gattin werden könnte. Nach Geld braucht der junge Schloß- und Brauherr nicht zu sehen, guter Ruf, Tüchtigkeit, Wirtschaftlichkeit und die richtige Liebe, das wäre die Hauptsache. Ob Eugenie aber Liebe zu Theo empfindet? Nicht das leiseste Anzeichen spricht hiefür, aus stets gleichmäßiger, freundlich ergebener Dienstwilligkeit kann nicht auf ein tieferes Gefühl geschlossen werden. Auch hat Theo nie ein wärmeres Wort gesprochen, er ging seit Jahresfrist eigentlich achtlos, wenn auch immer höflich an der Hauspräsentantin vorüber, ohne Blicke für ihre süßen Reize der Erscheinung. Und jetzt im Krankenlager ist es Theo, als fielen Schuppen von seinen Augen, er ist sehend geworden und warmfühlig zugleich, eine unnennbare Sympathie erfüllt sein

Herz so voll und stark, daß Theo die Vernunftsfrage, ob die soziale Kluft zwischen ihm und der Wirtschaftsdame überbrückt werden könne, energisch zurückdrängt. Aus anständigem Hause mußte Eugenie sicher sein, ihre Umgangsformen bezeugen dies zu jeglicher Stunde. Der Broterwerb in dienender besserer Stellung ist an sich gewiß keine Schande, kann für den reichen Brauherrn kein Hindernis sein. Zweifellos wäre der Schloßherr von Ried berechtigt, sich eine Braut aus den besten Familien zu holen, ja selbst in adeligen Häusern könnte Theo Tristner anfragen. Doch eine Brautschau ist nicht nach seinem Geschmack, direkt widerwärtig der Gedanke, mit solchen Absichten Besuche abzustatten. So eigentlich nach Theos Sinn wäre, hübsch warm daheim zu sitzen und zu warten, bis die passende Braut anmarschiert kommt, nicht viel Umstände macht und ihm in heißer Liebe um den Hals fällt. Nun steht ein solcher Modus zur Verlobung nicht zu erwarten, er ist selbst in der Abgeschiedenheit des Rieder Moores nicht üblich, und wäre dem so, Theo würde sich erst recht abgestoßen fühlen. Eine auf dem Präsentierteller offerierte Braut würde er unfehlbar refüsieren. Anders wäre es, sehr nett und bequem, wenn man die sanfte, reizende Eugenie umarmen, durch einen heißen Kuß zur Braut erküren dürfte. Entschieden wäre das auch sehr einfach; man kennt sich seit Jahr und Tag, die lästigen Besuche, die steifförmliche Werbung, der schnöde Handel um die Mitgift kämen in Fortfall. Und hat Eugenie wahrscheinlich kein Vermögen, es wäre das sogar angenehm,

denn Frauen ohne Mitgift sind meist anspruchslos und sehr wirtschaftlich, zugleich dankbar.

Theo hatte von Sehnsucht ergriffen die Arme ausgestreckt, wie wenn er seine Pflegerin an sich ziehen und umarmen wollte. Erglühend wich Eugenie zurück, richtete eine neue Kompresse und legte dann den feuchten Umschlag auf die heiße Stirne des Patienten. Das wirkte in zwiefachem Sinne abkühlend. Theo dämpfte denn auch seine so plötzlich erwachte Sehnsucht und begnügte sich, mit den Augen die zierlichen Bewegungen seiner hübschen Pflegerin zu verfolgen, bis breitspurig Doktor Freysleben erschien. Eugenie wartete seinen Ausspruch über den Befund ab und eilte dann zu Frau Tristner. —

In der ländlichen Stille um Schloß Ried mußte das Vorfahren einer Equipage am Schloßportal ein die Hausgenossen alarmierendes Ereignis sein; Mutter Tristner hörte das Wagenrollen sogleich am Fenster und fragte die Tochter, wer denn zur Morgenzeit schon komme.

Flink beugte sich Olga zum Fenster hinaus und rapportierte der augenkranken Mama, daß ein eleganter Herr anfahre und eben seine Karte abgebe.

„Ein eleganter Herr? Wer kann das sein?“ murmelte die alte Frau.

„Weiß ich auch nicht! Sehr modern gekleidet, fast wie ein vornehmer Gigerl! Na, ich bin nicht wenig neugierig!“ rief Olga und trat vom Fenster weg, erwartungsvoll auf die Türe blickend, durch deren Öffnung Eugenie eintrat. Hinterdrein kam ein Dienstmädchen mit der Visitenkarte.

„Gib her!“ herrschte Olga das Mädchen an und las den Namen ab: Baron Otto Hodenberg. „Nanu! Was will der Herr?“

Im breiten Dialekt der Moorgegend erwiderte das Mädchen: „G'sagt hat er was, ich hab die spaßige Red aber nicht verstanden; er redet ganz anders als wie bei uns die Leut! Die Brauerei möcht er anschauen, und wenn's erlaubt ist, hinterdrein die Schloßleut aufsuchen, weil's gleich ist und er Zeit hat!“

„Dumme Gans!“ rief Olga, „dergleichen albernes Zeug wird ein Baron nicht gesprochen haben. Führ den Herrn in den Salon, ich werde ihn dort empfangen!“

„Aber Olga, zu so früher Stunde! Und ein wildfremder Mann!“ meinte die Mutter.

„Soll vielleicht ich mit dem Herrn sprechen und ihm eine Begleitung aus dem Kontor anweisen?“ fragte Eugenie dienstwillig.

Die Neugierde war in Olga erwacht, ein adeliger Besuch ist im langweiligen Schloß Ried ein geradezu sensationelles Ereignis; schnell entschlossen erklärte die Tochter des Hauses, persönlich die Repräsentanz ausüben zu wollen, und demgemäß erhielt das Mädchen von Olga Auftrag, den Herrn in den Salon zu geleiten.

Die Mutter beschäftigte hauptsächlich die Frage, was der Besuch für das Geschäft bedeuten könne. Schloß und Grundbesitz sind so wenig feil, wie die Brauerei, ein Käufer hat also nichts zu suchen oder zu hoffen, und Kundschaft könne der fremde Baron auch nicht sein.

Olga ließ sich auf eine Erörterung dieser Fragen nicht weiter ein und wirbelte fort.

Mutter Tristner nahm nun die Hilfe Eugeniens in Anspruch und schritt, von der Gesellschafterin geführt, hinüber zum Krankenzimmer des Sohnes.

Hochaufgerichtet stand die hochelegante Gestalt des etwa dreißigjährigen Besuchers, ein blonder Mann von norddeutschem Typus, den fast weißlichen Schnauzer aufzwirbelnd und dann wieder die braunroten Glacees glättend. Lässig trug der Stutzer einen mit Krone und Monogramm im Futter geschmückten Überrock auf dem Arm. Baron Hodenberg wollte sich den Anschein absoluter Blasiertheit geben, doch musterte sein monokelbewaffnetes Auge sehr neugierig die Saloneinrichtung, gewissermaßen den Wert der Möbel prüfend, und damit die Vermögensverhältnisse der Schloßbesitzer. Das Ergebnis solcher Prüfung schien den jungen Mann zu befriedigen; es ist jedes Stück gediegen, der Reichtum unverkennbar, solide Verhältnisse, für welche der mächtige Bau des Schlosses schon eine gewisse Bürgschaft leistet. Nicht minder scharf mustert der Besucher die großen Gemälde, Kunstwerke älterer Zeit, die wahrscheinlich von den bürgerlichen jetzigen Besitzern übernommen worden sein dürften. „Ein fürstlicher Besitz!" murmelte der junge Baron.

Es währte geraume Zeit, bis Fräulein Olga erschien und mit fast zu viel Lebhaftigkeit den Besucher willkommen hieß.

„Baron Hodenberg aus Hannover!" stellte sich der junge Herr vor, unter tadelloser Verbeugung, und fügte

bei: „Irre ich nicht, habe ich die Ehre, mit dem verehrten Fräulein des fürstlichen Hauses zu sprechen.“

„Verzeihen, Herr Baron, jawohl, ich bin Olga Tristner, die Tochter, und beauftragt, Herrn Baron zu empfangen. Mama ist schwer augenleidend und läßt um Entschuldigung bitten. Womit kann ich Herrn Baron dienen? Bitte, nehmen Sie Platz!“

„Sehr gütig, gnädiges Fräulein! Verzeihen nur mein frühes Erscheinen, wollte den Herrschaften erst später meine gehorsamste Aufwartung machen. Bin gekommen, um die vielgerühmte Brauerei zu besichtigen, falls dies gestattet sein sollte.“

„Aber natürlich, gern! Nur verstehe ich nicht, was an einer Landbrauerei Sehenswertes gefunden werden kann. Ein solches Etablissement gleicht dem andern, bei uns ist nichts los, die Langeweile gähnt zu jedem Fenster heraus!“

„O, gnädiges Fräulein fühlen sich in der Stille des Landlebens fatiguiert! An sich ja begreiflich, junge Damen wünschen Gesellschaft, Amüsement! Ich für meine Person würde mich just hier in diesem feudalen Ansitz sehr wohl fühlen; wirklich feudaler Sitz, städtischer Komfort verbunden mit den Annehmlichkeiten des Landlebens, unbelästigt von Schnüfflern . . .“

„Das wohl, Herr Baron! Zu uns, das heißt in die Bierfabrik, kommt nur ein Schnüffler, der Aufschläger zur Kontrolle des Malzverbrauches, sonst sehen wir jahraus keine Uniform.“

„Geradezu ideal! Wenn möglich, möchte ich mich in der Nähe ankaufen.“

„Wie? In unserer entsetzlichen Moorgegend? Unbegreiflich! Ich trachte mit Händen und Füßen fortzukommen; habe es nie begriffen, wie sich Durchlaucht der Fürst just hier im Moor hatte festsetzen und bauen können."

„Vielleicht ebenso Sonderling wie ich, mit einer Art Idyosynkrasie gegen Behörden und Beamte! Wenn gnädiges Fräulein die gehorsamste Bitte gestatten, würde ich das Ersuchen zu Füßen legen, mir geneigtest einen Führer durch das Etablissement zu bewilligen.

„Sehr gern, ich werde Haferditzel beauftragen! Wenn Ihnen genehm, begleite ich Herrn Baron! Mein Gott, es kommt ja so selten Besuch zu uns, daß die Ankunft einer distinguierten Persönlichkeit ein hocherfreuliches Ereignis sein muß."

„Zu gütig, gnädiges Fräulein! Wird der Gang aber nicht ein Derangement verursachen?"

„O nein! In keiner Weise!" Olga bat den Besucher, den Überrock im Salon zu lassen und später ein kleines Frühstück einnehmen zu wollen, welche Einladung Baron Hodenberg bereitwillig und sichtlich angenehm berührt annahm. Von Olga geleitet, begab sich der Besucher vor das Schloß, und im Hofe rief die Tochter des Hauses mit scharfer metallisch klingender Stimme: „Haferditzel!"

Überrascht fragte der Baron, was der sonderbare Ruf zu bedeuten habe.

„Ein schöner Name, jawohl, unser Bräumeister heißt Haferditzel! Netter Name, nicht?!"

Von Bediensteten verständigt, kam der bärenstarke,

von Gesundheit strotzende Bräumeister angelaufen, und devot stellte er sich dem Hausfräulein zur Verfügung, zugleich den fremden, eleganten Herrn begrüßend.

Fast barsch sprach Olga: „Herr Baron Hodenberg wünscht die Brauerei zu sehen. Sie übernehmen die Führung, ein Bräubursch folgt uns und schließt hinterdrein ab. Avanti! Darf ich bitten, Herr Baron!"

Hodenberg konnte den Blick nicht abwenden von der graziösen, bezaubernden Gestalt Olgas, ihre Körperreize fesselten seine Sinne in besonderem Maße; doch wenn der Baron den verunstalteten Mund sah, die großen vorstehenden Zähne, mußte er sich zwingen, um den Widerwillen nicht merken zu lassen. Auf die technischen Erläuterungen des Bräumeisters achtete Hodenberg in keiner Weise, ihn beschäftigten andere Gedanken. Im nahen Städtchen Landsberg hatte er davon gehört, wie gut situiert Tristners seien, ferner, daß die Tochter eine Schönheit wäre ohne die beklagenswerte Verunstaltung im Oberkiefer, eine geradezu glänzende Partie. Diese Mitteilungen reizten den beschäftigungslosen Kavalier, der stetig auf Reisen, jede Gelegenheit ergreift, die Zeit totzuschlagen und dabei, wenn irgend möglich, Umschau nach einer passenden, reichen Braut zu halten. Der Wunsch nach Besichtigung der ländlichen Brauerei ist Vorwand, ein Mittel, um mit Tristners in Fühlung zu kommen. Das wird allem Anschein wunschgemäß gelingen; es ist überhaupt vieles völlig nach Wunsch, die Abgeschiedenheit des wirklich fürstlichen Ansitzes, frei von jeder Belästigung durch Amtsorgane, die Leute wahrscheinlich ländlich einfach, beschränkten

Sinnes, vielleicht um den Finger zu wickeln und dankbar für die Ehre einer Beachtung seitens eines Kavaliers. Aber des Fräuleins Oberkiefer fordert eine Selbstüberwindung, die ihm momentan nicht möglich zu sein scheint.

„Fachmann sind Herr Baron nicht!“ spottete Olga, als sie die Teilnahmslosigkeit Hodenbergs bemerkte.

„Doch, gnädiges Fräulein, das heißt: wir hatten, als wir noch auf hannoverschem Boden seßhaft waren, beim Rittergut eine Brauerei. Ich bin jedoch nicht für die Fabrikation ausgebildet worden, es fehlte an spezifischem Interesse.“

Olga interessierte sich nun lebhaft für hannoversche Verhältnisse und fragte mit einem Eifer, der für Hodenberg bald lästig wurde und ihn veranlaßte, vom landwirtschaftlichen Thema zur Erörterung der politischen Verhältnisse überzugehen. Seufzend erzählte der Baron, es sei ihm leider die liebtraute Heimat verschlossen, seit die Annexion durch Preußen erfolgte, sein altes, von Heinrich dem Löwen direkt abstammendes, also uraltes Adelsgeschlecht sei wie die Platen-Hallermündes, Hammersteins, Veltheims zur Auswanderung gezwungen worden, der feudale Besitz mußte verkauft werden, viel zu billig natürlich unter dem Druck der Verhältnisse, und stetig auf Reisen, sei er nach Bayern gekommen, und nun fahnde er nach einer Gelegenheit, sich in absolut ruhiger, unbelästigter Gegend ankaufen und seßhaft machen zu können.

„Wie interessant! Also ein politischer Emigrant! So etwa wie in Frankreich seinerzeit die Hugenotten.

Es wäre reizend, wenn sich Herr Baron in unserer Nähe niederlassen würden; freilich wüßte ich nicht, welches Gut verkäuflich sein sollte. Zankstein ist nicht feil, die resolute Benedikte klebt an ihrer Scholle, obwohl — nein, ich will nichts weiter sagen."

„Ist Zankstein ein Rittergut?"

„Das nicht, ein kleiner Besitz weiter drüben am See, einstöckiger Ansitz, der viel Geld schluckt durch ewige Reparaturen. Benedikte dürfte schon ein ganzes Vermögen in das Gut gesteckt haben und dennoch fast keine Rente herausbringen."

„Nee, ich danke für solche Kaufgelegenheit!"

„Wäre auch nichts für Sie, Herr Baron! Die Abgeschlossenheit ist zeitweilig zu arg. Vielleicht finden wir etwas Passendes später. Aber nun dürfte es genug sein, in den Malztennen ist nichts zu sehen, der Gärkeller bietet kein Interesse; wenn es angenehm ist, begeben wir uns in die Stallungen . . ."

„Mit größtem Vergnügen, gnädiges Fräulein!"

„Pferde hatten Sie doch jedenfalls auf Ihrer früheren Besitzung?"

„Gewiß, fast konnte man Marstall sagen, Reitgäule und Wagenpferde edelsten Geblütes, im Wirtschaftsbetriebe Pferde Lütticher Schlages, es war herrlich zu schauen, ich vermisse den Marstall schwer, werde noch gemütskrank, wie es Heinrich der Löwe, mein Ahnherr, auch gewesen ist."

„Was? Heinrich der Löwe, der Gründer Münchens soll gemütskrank gewesen sein? Herr Baron, das dürfen Sie in Bayern nicht behaupten!"

„Weshalb nicht? Ich muß es doch wissen, ich, der von dem Löwenherzog direkt abstammt!"

„Das will und kann ich nicht bestreiten; aber Heinrich der Löwe war alles andere eher, nur nicht gemütskrank, das weiß ich von der Schule her. Möglich, daß man in Hannover das glaubt, in Bayern gewiß nicht."

„Wir wollen nicht streiten, gnädiges Fräulein! Wenn es Sie interessiert und Sie mal nach Landsberg, wo ich zur Zeit wohne, kommen, will ich Ihnen meinen Stammbaum weisen, pedigree sagt der Engländer."

„Von den Pferden!"

„Wir haben uns als altes Adelsgeschlecht häufig der englischen Sprache bedient, ich selbst spreche fließend englisch, Sie auch?"

Olga reagierte prompt in englischer Sprache:

„I dare not assert that I speak this language fluently, but I know English; we have learnt it in the institute, where we applied ourselves very much to the study of the English language. I'm glad that in conversing with you I can now speak this idiom. Will you come with me, Sir; in the stable B you will find horses of English blood, and your eye as that of a connaisseur will surely not fail to find out immediately a mare of English origin. Had you horses at a race?"

Baron Hodenberg starrte das Fräulein betroffen an, auf eine wirkliche Kenntnis der englischen Sprache bei dieser „Landpomeranze" im bayerischen Moor war

er nicht gefaßt. Ausweichend sprach er: „Yes! Aber wir wollen doch lieber deutsch sprechen!"

„Weshalb, Herr Baron? Ist mein Englisch nicht korrekt?"

„Verzeihung, gnädiges Fräulein! Ich möchte nicht anmaßend sein und kann mir kein Urteil erlauben!"

Olga war verstimmt, sie witterte eine absprechende Kritik und wollte erfahren, weshalb ihr Englisch nicht konversationsfähig sein sollte; daher fragte das Fräulein direkt und bat um Bekanntgabe der Fehler in der Aussprache.

„Nein, nein, gnädiges Fräulein! Gott sei davor, daß ich Ihr Englisch nicht für gut fände, es klingt wahrscheinlich nur mehr fremd in die Ohren!"

Nun stutzte Olga, und ein leiser Verdacht regte sich in ihr. Eigensinnig blieb sie aber bei dem Thema und versicherte, daß die Sprachlehrerin im Institute eine Engländerin von Geburt gewesen sei.

„Vielleicht Schottin; gnädiges Fräulein sprechen — hm — schottischen Dialekt!"

„Unmöglich, Herr Baron, meine Englischlehrerin ist in der Grafschaft Kent beheimatet und nie in Schottland gewesen!"

„Möglicherweise aber verwandt mit Leuten in Schottland. Doch genug davon! Wenn gnädiges Fräulein geruhen wollen, mir nun den Marstall zu zeigen, ich empfinde lebhaftes Interesse dafür."

Die Gebäulichkeiten der Rieder Besitzung waren praktisch angelegt, aneinandergereiht, es trennte nur ein Gartenstreifen das eigentliche Schloß von dem Marstall-

gebäude, daher gelangte das Paar rasch in das Departement der Pferde.

Olga beobachtete ihren Begleiter scharf, doch unauffällig und zeigte ihm Pferde ungarischer Abkunft, sagte aber kein Wort über deren Abstammung.

„Prächtige Tiere, unverkennbar englisches Blut, freilich nicht hochgestellt genug!"

Das Lachen Olgas mahnte den Freiherrn zur Vorsicht; eifrig wischte er sein Monokle mit dem parfümierten Taschentuch ab, steckte das Glas ins Auge und versicherte, kurzsichtig zu sein, daher die Verwechslung unterlaufen sei.

Fast schnippisch erwiderte das Fräulein: „Kurzsichtige tragen hier zu Lande Brillen!"

„Pardon! Ich bin nur auf dem linken Auge kurzsichtig, und bei uns Edelleuten ist das Brillentragen nicht üblich, geradezu verpönt seit . . ."

„. . . Heinrich dem Löwen?"

„Das allerdings weiß ich nicht, werde aber im Familienarchiv nachforschen lassen."

„O bitte, das wäre wirklich interessant zu erfahren, ob Heinrich der Löwe auch bereits ein Monokle getragen hat." So ernsthaft und treuherzig blickte Olga bei diesen Worten den Freiherrn an, daß Hodenberg den Spott nicht merkte. Beim Verlassen des Marstalls händigte der Baron dem Personal ein überreiches Trinkgeld ein und erntete dafür begeisterten Dank der überraschten Leute.

Das Paar inspizierte die Spezialität der ehemals fürstlichen Besitzung, die Mastanstalt ungarischer Ochsen

mit der praktischen Verwertung der Treber. Hodenberg konnte ungefähr abschätzen, welchen Wert die hier plazierten prächtigen Tiere haben, und da die von ihm genannte Wertsumme annähernd stimmte, neigte Olga doch wieder zum Glauben hin, daß der Besucher Landwirt sei oder doch gewesen ist und sich im Marstall nur versprochen habe. Nur die oftmalige Berufung auf den Gründer Münchens und der Abstammung von Heinrich dem Löwen erschien dem Fräulein ebenso deplaziert als lächerlich.

Olga führte den Besucher in alle Teile des herrlichen Besitzes, das Treibhaus mußte ebenso genau besichtigt werden, wie schließlich der amerikanische Eiskeller und der Eisschuppen. Dann aber bat das Fräulein, es möge der Freiherr zur Nervenstärkung ein kleines Frühstück einnehmen, das im Speisesaal bereits ihrer harren dürfte.

Hodenberg nahm die Einladung dankend an und folgte Olga in den Schloßbau, nun überzeugt, daß es nichts Lohnenderes auf Erden geben könne, als in die Familie Tristner und den fürstlichen Besitz einzuheiraten. Zwar scheint die Tochter des Hauses außer dem Schönheitsfehler noch zur Malice zu neigen, doch die zweifellos enorme Mitgift wiegt noch viel größere Fehler auf, und schließlich braucht der glückliche Gatte Olgas seine Lebenszeit ja nicht auf Schloß Ried zu verbringen. Hodenberg fragte, im Speisesaal angekommen, ob er das Glück haben werde, die übrigen Mitglieder der hochverehrten Familie kennen zu lernen.

„Bedaure sehr, Herr Baron, sagen zu müssen, daß

Mama infolge ihres Augenleidens nicht empfangen kann. Mein Bruder Theo liegt krank zu Bett, Sie müssen daher schon mit mir vorlieb nehmen!"

„O, meine innigste Anteilnahme, gnädiges Fräulein! Sie haben nur einen Herrn Bruder?"

„Ja! Theo und ich sind die einstigen Erben der langweiligen Besitzung! Doch bitte, es ist serviert, lieben Herr Baron Forellen?" Gewandt und in jeder Bewegung zierlich legte Olga dem Gast vor, goß goldigen Rheinwein in sein Glas und bat nach Herzenslust zuzugreifen und zu tun, als sei der Baron hier zu Hause.

Diese Liebenswürdigkeit ohne jede Ziererei animierte Hodenberg zum Wagnis eines sentimentalen Seufzers und dann zum Ausruf: „O welches Glück, hier zu Hause sein zu dürfen!"

Geschmeichelt lächelte Olga, ihr sind Huldigungen ungewohnt, neu und darum süßklingend. „Kommen Herr Baron nur öfter von Landsberg herüber, dann können Sie solches Glück auch öfter genießen!"

„Von Herzen gern würde ich diese entzückende Einladung annehmen, fürchte aber, daß Ihre Angehörigen ein Veto ob der Störung im Hauswesen einlegen werden. Auch würde mir jede Gelegenheit zur Revanche fehlen . . ."

„Ja, nach Landsberg zum Gegenbesuch kann ich nicht kommen! Es muß ja nicht alles Revanche finden. Sie kommen einfach herüber, bleiben so lange es Ihnen gefällt, und fahren zurück nach Belieben. Das Schloß ist groß und hat auch Apartements genug, falls Sie mal ein Stündchen zurückgezogen ruhen wollen."

„Entzückend liebenswürdig, ich weiß nicht, wie ich danken soll! Doch für heute ist die Störung bereits übergroß, ich bitte meinen verbindlichsten Dank der gnädigen Frau Mama und Herrn Bruder übermitteln zu wollen, mir einen Handkuß zu erlauben und dann Order zum anschirren meinem Kutscher erteilen zu lassen."

Ein Viertelstündchen später rollte das Fuhrwerk Hodenbergs auf der Straße durch das Moor zum Städtchen Landsberg. Im Salon tanzte Olga um den Tisch und lachte Tränen des Spottes über Heinrich den Löwen mit dem Monokle und den albernen Hannoveraner. Der Übermut der Pensionatsbackfischlein regte sich in Olga wieder, die Freude über den Schabernak ist groß. Schade, daß man über den Ulk nicht mit anderen Menschen reden kann. Olga wirbelte aber doch in die Schloßküche und erzählte der alten Christine von dem Freiherrn aus uraltem, gemütskrankem Geschlecht, und wie sie ihn verulkt habe.

Wesentlich anders, fast kühl rapportierte Olga über den Besuch des Barons aus Hannover der Mama und fügte bei, daß der vornehme Herr beabsichtige, sich in der stillen Rieder Gegend anzukaufen. Die Mutter schüttelte das weiße Haupt; solche Absicht ist ihr unbegreiflich, im Rieder Moor ansiedeln ohne Geschäft dabei, das ist Unsinn. Das stille, schalkhafte Lachen Olgas konnte die fast blinde Frau nicht sehen. Nach einer Weile gab Frau Tristner ihren Gedanken dahin Ausdruck, daß sie sagte, unter Umständen könnte das Erscheinen eines kapitalkräftigen Edelmannes von Be-

deutung werden, doch werde es Gott verhüten, daß Theo arbeitsunfähig und die Familie dadurch gezwungen werde, das Besitztum zu verkaufen.

Olga äußerte leichthin, daß ein Wegzug von Ried niemals ein Unglück sein könne, denn ein langweiligeres Nest gäbe es auf Erden nimmer. Übrigens sei es mit Theo nicht gefährlich, es haben sich schon ganz andere Leute Rippen gebrochen, und schließlich könne man ja einen tüchtigen Verwalter anstellen für das Kontor. Es wäre ohnehin für das Geschäft besser, wenn Theo sich weniger in der Kanzlei und mehr im Außendienst beschäftigen würde.

„Nein, nein! Die Einstellung eines Verwalters bleibt immer eine gefährliche Sache, ich will einstweilen davon nichts wissen. Das aber ist richtig, das Außengeschäft muß mehr berücksichtigt werden; der Vater selig war fleißig unterwegs und ließ lieber den erprobten Haferditzel im Bräuhause arbeiten. — Wie ist denn der hereingeschneite Baron im Wesen und von Gestalt?“

„O, Mama, ganz Kavalier, der echte norddeutsche Edelmann aus uraltem Geschlecht, sehr elegant, fein gebildet, sicher im Auftreten, nur englisch kann er nicht sprechen. Ich glaube, er ist sehr reich. Dem Stallpersonal hat er mindestens vierzig Mark in Gold Trinkgeld gegeben.“

„Um Himmelswillen! Wie kann der Mensch so viel Geld so leichtsinnig wegwerfen! Sorge dafür, daß der Johann oder wer das Geld empfangen hat, es wieder zurückgibt! Mir die Leute so verwöhnen! Da

wäre es kein Wunder, wenn unsere Knechte zu Weihnachten mit den bürgerlich einfachen Geschenken unzufrieden würden! Gefällt mir gar nicht der Baron! Wer so unsinnig Geld wegwirft, hat es nicht ehrlich erworben, kennt den Wert des Geldes nicht!"

„Aber, Mama! Sag doch lieber gleich, der Baron hat das Geld gestohlen!"

„Das kann ich nicht behaupten, ich kenne den Mann nicht, weiß gar nichts. Gelegentlich werde ich aber unseren Freund in Landsberg fragen . . ."

„Den langweiligen Amtsrichter Thein? Kommt der „Spähmann" auch wieder heraus? Na, das kann ein genußreicher Abend werden! Stundenlanger Vortrag über strohtrockene Aktengeschichten, mein Geschmack ist das nicht; mir unbegreiflich, wie ihr, du und der Vater selig an dem verknöcherten Aktenmenschen so großen Gefallen haben konntet!"

„Still, Olga! Thein war und ist ein echter Freund unseres Hauses, er hat es bewiesen. Du wirst deine Antipathie bezähmen und unterdrücken, den Amtsrichter mit gebührender Aufmerksamkeit behandeln, verstanden!"

„Jawohl, Mama! Ich werde seine Aufmerksamkeit auf den Baron lenken und Doktor Thein bitten, insgeheim zu recherchieren, ob der Löwenbaron wirklich unmenschlich viel Geld besitzt."

„Laß den Spott, Olga! Du hast dich meinen Anordnungen zu fügen; noch bin ich am Leben und hier gebiete ich. O, wenn ich nur besser sehen könnte!"

In aufquellender Herzlichkeit umarmte Olga die

geliebte Mutter und tröstete sie mit innigen, teilnahmsvollen Worten.

Benedikte von Zankstein, die Gutsnachbarin der Tristenbergs auf dem Sitz Zankstein im Seemoor, durfte hinsichtlich der Körpergestalt allein der personifizierte Gegensatz zur zierlichen Olga Tristner genannt werden. Groß und hoch gewachsen, derbknochig, energisch im Charakter wie in jeder Bewegung und — wieder ein Kontrast: himmelblaue Augen voll süßester Sanftmut dazu, aschblondes Haar, wachsfarbiger Teint, und ein Gewimmel von Sommersprossen auf Nase und Wangen, ein „Segen" der Landluft, welcher auch nicht im Winter weichen wollte und um Weihnachten lediglich etwas bleicher wurde. Benedikte ist Doppelwaise, reich und geradezu versessen darauf, ihren Grund und Boden zu „meliorieren" auf jegliche moderne Weise, mit Maschinen zur Entwässerung des Moores, zum Torfstich u. s. w. Die Wirtschaft auf Zankstein wird im ganzen Bezirk als mustergültig bezeichnet, doch ebenso ist allenthalben bekannt, daß die etwa zweiundzwanzigjährige Gutsherrin schier jeden Pfennig ihrer Vermögenszinsen in das Gut steckt und nahezu mit Unterbilanz arbeitet. Alles ist auf „Verbesserung" eingerichtet und zugestutzt; Benedikte ließ zur Veredelung des Viehbestandes teure Exemplare der Pinzgauer und Simmenthaler Rasse kommen, hielt Milchvieh bester Qualität und verwertete die Milch im eigenen Betrieb; für Fischzucht interessierte sich das Sommersprossenfräulein ebenso sehr, doch hieß es trotzdem, daß die Zanksteiner Karpfen ungenießbar seien, weil sie „mooren",

das heißt einen moorigen Beigeschmack haben. Wenn Benedikte von Zankstein ihre Toilette auch nicht gerade vernachlässigte, auf Schmuck und Putz hielt sie nichts, war in ungewöhnlicher Weise sparsam im Kleiderkonto, trug Hüte, die vor drei und vier Jahren in der Hauptstadt nicht mehr modern waren. Doch hatte die Gutsherrin ein edles Herz und Gemüt, sie sorgte für ihre Dienstboten geradezu mütterlich, forderte aber strengste Pflichterfüllung und duldete keine Liebeleien unter ihrem Dache. Das resolute Wesen brachte Benedikte mählich in den Ruf eines Mannweibes, das sie aber keineswegs war. An Werbern hatte es nicht gefehlt, doch Fräulein von Zankstein antwortete stets höflich dankend mit einem klaren „Nein“ in Erkenntnis, daß die Werbung nicht der Person, sondern dem Vermögen gelte. Auf dem elterlichen Gute wollte Benedikte unumschränkte Herrscherin sein und bleiben, sie liebte die heimische Scholle im Moor und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß auf eigenem Grund und Boden ein angeheirateter Mann etwa mit dreinreden oder Änderungen vornehmen möchte. Einen Gatten, der auf Zankstein nichts als der Mann seiner Frau sei, wünschte Benedikte sich nicht, ebensowenig will sie den Oberbefehl abtreten. Vom Gute wegheiraten ist erst recht nicht ihre Absicht, und unter solchen Verhältnissen kann es gar nicht anders kommen, als daß Benedikte von Zankstein eine alte Jungfer werden wird. Das sagte sich das Fräulein des öfteren selbst und belächelte vor dem Spiegel den Sommersprossenreichtum. Es muß ja nicht geheiratet werden um einer Versorgung willen,

Vermögen wie Grundbesitz ist vorhanden und beglückende Zufriedenheit auch; wozu also ein Sehnen nach Mannesliebe und Kindersegen?

An langen Winterabenden in kirchenstiller Stube fühlte sich Benedikte freilich manchmal etwas vereinsamt, besonders in der Dämmerstunde, welche die Regsamkeit fleißiger Hände unterbricht. Kam aber der Lenz schüchtern in das Moor und wagten sich seine Sendboten zaghaft hervor, da erwachte in des Fräuleins Herz erneut die Freude an Natur und Leben, es verschwanden die trüben Gedanken, der „Auswärts“ bringt vermehrte Arbeit und mit ihr die Schaffenslust.

Der Nachbarschaft wegen ist die Gutsherrin selbstverständlich Kundschaft der Rieder Schloßbrauerei, doch in so minimaler Weise, daß Benedikte bei der vierteljährigen Kontobegleichung sich nahezu beklommen fühlte. Im Drange, den geringfügigen Gerstensaftbezug entschuldigen zu sollen, war Fräulein von Zankstein an einem Quartalsersten nach Ried hinübergefahren, und dieser Besuch wurde grundlegend für einen etwas intimeren Verkehr zwischen Tristners und Benedikte, die insonders Sympathie für Frau Helene, die wackere Witwe, empfand. Auch mit Olga verkehrte das Sommersprossenfräulein gern, nur mißfiel Benedikte der Mangel an Heimatsliebe, die Sehnsucht Olgas nach einer Domizilsänderung. In ihrer resoluten Art hatte die Zanksteinerin es Theo auf den Kopf gesagt, daß der Schloßherr nicht soviel in den vier Pfählen sitzen, sich nicht bei Zigarettenduft und am warmen Ofen verweichlichen sollte. Da Theo sich willig bemuttern ließ, fand Be-

nedikte Gefallen am jungen Schloßherrn, doch blieb der Verkehr durch längere Zeit beschränkt, die Arbeit auf Zankstein nahm die Herrin zu viel in Anspruch.

Die Kunde vom Unfall Theos war über das menschentrennende Moor doch auch nach Zankstein gedrungen, und freundnachbarlich fuhr Benedikte hinüber nach Schloß Ried, in ältester Chaise und pferdeschonend hübsch langsam. Unter einem vorsintflutlichen Manilastrohhut sah das Sommersprossenfräulein fast matronenhaft aus, eine alte, einst allerdings kostbare Spitzenmantille verhüllte ängstlich die Körperreize. Benedikte hatte beim letzten Blick in den Spiegel vor der Abfahrt hellauf über ihre Erscheinung in solcher Toilette gelacht und ausgerufen: „Eroberungen werde ich in diesem Verzug nicht machen! Ist auch nicht nötig!"

Nun humpelte die alte Chaise von klapperdürren kleinen struppigen Pferden gezogen nach Ried, und so mancher Wanderer auf der Landstraße murmelte in Verkennung der wirklichen Verhältnisse ein herbes Wort über die „alte Schachtel" im alten Karren.

Mutter und Tochter Tristner hießen Benedikte herzlich willkommen und boten nach Landessitte die just fällige „Jause" (Nachmittagskaffee mit Kuchen) an. Lachend lehnte das Zanksteiner Fräulein jedoch ab und verwahrte sich gegen die Zumutung, beizutragen zu einer Diskreditierung der Rieder Schloßbrauerei. Nach gut bayerischer Art einen Schluck frischen Bieres mit Schwarzbrot werde sie dankbar annehmen, aber nichts weiter; doch erst müßte, wenn erlaubt, der Patient besucht und getröstet werden, ihm gelte der Besuch. Be-

nedikte verfehlte aber nicht, sich nach dem Augenleiden der Frau Tristner zu erkundigen, und als Witwe Helene tief seufzte, sprudelte die resolute Zanksteinerin eine kleine Strafpredigt hervor über übelangebrachte Knickerei in wichtiger Angelegenheit. Auf Zankstein drehe man gewiß jeden Pfennig um, bevor er ausgegeben werde, doch in solchem Falle würden Hunderte von Mark selbstverständlich sofort und willig geopfert, um eine Heilung anzustreben.

Olga sekundierte dieser Mahnung eifrig und bat, es möge Benedikte in bekannt energischer Weise eingreifen, denn alles Bitten und Reden der Familienangehörigen sei bisher vergeblich geblieben.

„Werde ich gerne tun und heute noch an einen Spezialisten in München schreiben, doch muß ich von Mama Tristner autorisiert sein!“ erwiderte Benedikte und ließ ihre Augen durch die Stube spazieren laufen.

Frau Helene lehnte jede Vermittlung dankend ab wegen der unerschwinglichen Kosten.

„Was? Unerschwingliche Kosten? Im reichen Hause Tristner? Das ist eine geradezu frivole Äußerung! Wie ich sehe, hat man Geld für kostbare Blumenbuketts, man treibt heillose Verschwendung, für die Mutter aber soll kein Geld vorhanden sein?“

Olgas Wangen färbten sich glühend, beschwichtigend hob das Hausfräulein die Hand empor.

Erstaunt rief Frau Tristner: „Wie? Heillose Verschwendung? Ich verstehe nicht! In meinem Hause ist niemals Verschwendung getrieben worden! Wir sind einfache Bürgersleute allzeit gewesen und werden es

bleiben! Wo sollen kostbare Blumen sein? Gott wie traurig, daß mein Augenlicht erlöschen will! Olga, woher kamen die Blumen, von denen Fräulein von Zankstein spricht?"

„Ach, ist ja nicht der Rede wert! Baron Hodenberg, weißt Mama, der norddeutsche Edelmann, welcher vor einigen Tagen uns besuchte, war so aufmerksam, mir die Blumen zu senden!"

„Wer ist das?" fragte aufmerksam werdend Benedikte.

„Wie konntest du solche Geschenke annehmen?" grollte Mama.

„Du lieber Himmel, da ist doch nichts weiter dabei, eine Aufmerksamkeit zum Dank für meine Geleitdienste! Mir konnte der vornehme Herr doch nicht wie dem Kutscher Johann ein Trinkgeld geben! Der Baron revanchierte sich eben auf Kavalierweise durch Blumenspenden!"

„Die Sache gefällt mir gar nicht: in ein einfach Bürgerhaus passen kostbare Blumenbuketts nicht, auch wäre ein einziger Strauß schon mehr als genug. Du aber sprichst von einer Mehrzahl!"

Benedikte erklärte, nun den Patienten aufsuchen zu wollen und verließ das Gemach.

Gegenüber dem Drängen Mamas um Aufklärung, mußte Olga eingestehen, daß seit dem Besuche Hodenbergs täglich ein Bukett aus Landsberg komme und selbstverständlich aus dem Grunde angenommen werde, weil zu einer Ablehnungsepistel die Adresse des Freiherrn fehle.

„Aber du hättest doch sofort die Annahme verweigern können und sollen!"

„Verzeih, Mama, ich stehe doch nicht Posten am Hausportal! Die Blumen wurden einfach dem Portier übergeben und sodann mir gebracht, der Bote war längst fort. Ich konnte also die Annahme nicht verweigern."

„Das muß aber von heute oder morgen ab ein Ende finden! Ich dulde es nicht länger!"

Olga maulte, daß ihr selbst die kleinste Freude und Aufmerksamkeit verwehrt werde in diesem langweiligen Nest, und daß der Kavalier einen netten Begriff von der Rieder Schloßherrschaft bekommen werde, wenn man seine Blumenspende brüsk zurücksende.

„Die Verweigerung braucht nicht auf brüske Weise zu erfolgen; du schreibst ein höfliches Briefchen, das der Portier morgen dem Boten an den Baron übergibt. Es schickt sich nicht für ein junges Mädchen, tagtäglich Blumen anzunehmen."

„Junges Mädchen! Warum denn nicht gleich Baby, das nach der Milchflasche schreit! Es wird immer netter im Schloß Ried! O, ich wollte meine Zeit wär um und die Erlösung nahe!"

„Dummes Geschwätz! Du wirst wohl warten können, bis ein mir genehmer Werber vorspricht! Hast wohl Flausen im Kopf? Oder willst du mit dem nächstbesten „Erlöser" gar durchgehen?"

Zornbebend rief Olga: „Unerhört!", ergriff die Blumensträuße und warf sie zum Fenster hinaus. —

An Theos Krankenlager saß Eugenie, mit einer

Stickarbeit beschäftigt, während der Patient den schönen Kopf seiner Pflegerin betrachtete. Auf das Klopfen an der Türe erhob sich Eugenie und schritt der Türe zu, durch deren Öffnung Fräulein Benedikte eintrat, den Blick forschend auf Theo gerichtet.

Der junge Schloßherr guckte verdutzt, erkannte aber das Fräulein von Zankstein alsbald trotz der Vermummung und winkte lächelnd zur Begrüßung.

Benedikte reichte der zierlichen Eugenie die Hand und wandte sich nun zum Patienten: „Lieber Herr Tristner, was machen Sie für Geschichten? Ich hörte gestern von Ihrem Unfall und bin heute da, um meine Anteilnahme auszusprechen! Gott, was haben Sie für schauderhafte Luft hier! Opoponax und alle Fenster geschlossen! Unsinn! Frische reine Landluft ist das beste auch bei Rippenbruch! Bitte, liebe Eugenie, lüften Sie, und wenn Sie schon durchaus parfümiert sein müssen, nehmen Sie Naturveilchen, die kosten nichts und duften echt; im Moor haben wir massenhaft davon! So, danke! Also der verehrte Schloßherr ist samt Wägelchen umgeworfen worden; wer hat denn kutschiert?"

„Bei Nacht und Nebel der Bräumeister! Doch ich muß vorher meine opferwillige Pflegerin verteidigen! Eugenie ist am Opoponax völlig unschuldig, das Parfüm kommt auf mein Konto, und dann ist es nicht Opoponax, sondern englisches crap apple, mein Lieblingsduft!"

„Freut mich für — Eugenie! Ein parfümierter Herr — Geschmackssache! Ein Glück, daß Sie nicht mein Mann sind, lieber Herr Tristner, die crap apple-

Liebe würde ich Ihnen gründlich austreiben. Nun, wie fühlen Sie sich? Geht die Heilung normal vorwärts? Was sagt der Doktor? Sie haben doch den alten Hausarzt von Landsberg?"

„Nein, Fräulein Benedikte, der Eile wegen wurde in jener Nacht der Doktor Freysleben geholt, und natürlich blieb ich in seiner Behandlung."

„So? Junger Mann, kurze Praxis, nicht mein Fall! Doch das ist Ihre Sache! Kann ich irgendwie dienen, etwas an Hausmitteln besorgen? Bitte verfügen Sie über mich! Die alte Schachtel von Zankstein übt nachbarliche Freundschaft gern!"

„Aber, Fräulein Benedikte! Wie mögen Sie nur so was sagen?"

„Na, lieber Herr Theo, sehe ich vielleicht nicht wie 'ne alte Schachtel aus? Hier die Mantille, ehrwürdiges Alter, sage ich Ihnen, hat meine Mama selig in jungen Jahren getragen. Und mein Strohhut, respektable Antiquität, paßt wunderbar zur alten Jungfer Zankstein!"

Theo lachte: „Da hört sich doch alles auf! Ich habe zwar Ihren Taufschein nicht gelesen, weiß aber, daß Fräulein Benedikte um gut vier Jahre jünger ist als ich, und meine Wenigkeit zählt erst sechsundzwanzig Jährchen."

„Ja, mein lieber Herr Tristner, das wäre an sich ganz richtig, aber Sie haben meine Sommersprossen nicht mitgezählt, je hundert derselben geben ein Jahr mehr, also zähle ich etwa zweiundfünfzig Lenze, bin daher mit Fug und Recht eine alte Jungfer alias

Schachtel! So, nun ist genug geplaudert, ich sehe, die Pflege ist gut, verlieben Sie sich nicht in die barmherzige Schwester Eugenie, bedenken Sie, daß Spitalflammen nicht geheiratet werden dürfen; werden Sie bald gesund, und erhalten Sie mir Ihr geneigtes Wohlwollen, womit ich die Ehre habe mich Euer Gnaden gehorsamst zu empfehlen!" So drollig ernst brachte Benedikte das heraus, der Schalk lachte so schelmisch aus den himmelblauen Augen, daß Fräulein von Zankstein in das herzliche Lachen Theos und Eugeniens einstimmen mußte.

Theo dankte innig für den Krankenbesuch und versprach seine erste Ausfahrt nach Zankstein zu machen.

„Bravo, lieber Theo, aber mit meinem Fuhrwerk! Meine Bummerln schmeißen ‚niemals nicht' um und sind für jedes Haferkörnel dankbar. Apropos, kennen Sie einen Baron Hodenberg in Landsberg?"

Theo verneinte, worauf sich Benedikte von beiden verabschiedete und das Krankenzimmer verließ.

„Bitte, liebe Eugenie, schließen Sie die Fenster wieder! Nein, wie man sich nur so altmodisch kleiden und absichtlich entstellen mag! Ist trotz Sommersprossen und vierschrötiger Gestalt ein sympathisches Wesen, jung und reich, freilich etwas resolut. Habe nicht gewußt, daß Benedikte Zankstein auch Witze macht. ‚Spitalflamme'! Fühlen Sie sich nicht beleidigt, liebe Eugenie?"

„Durchaus nicht, Herr Tristner! Das Fräulein von Zankstein sprach nur die Wahrheit: Spitalflammen können nicht geheiratet werden!"

„Sie sagen das so ernst und wehmütig! Ist Ihre Hand wirklich nicht erreichbar zum Ehebunde?" fragte innigen Tones Theo, dem es warm im Herzen wurde.

„Ich glaube, der Doktor kommt! Bitte, entschuldigen Sie mich für ein Weilchen, ich muß nach Frau Mama sehen!" antwortete hastig Eugenie und schritt hinweg.

„Sie weicht meiner Werbung aus! Sollte ihrerseits ein Hindernis bestehen, das sie nicht offenbaren will?" flüsterte Theo und grübelte dann in diesem Thema weiter.

Im Speisesaal saßen die Damen bei einander, und Benedikte nahm ohne Ziererei einen kräftigen Schluck des vortrefflichen Rieder Bieres, lehnte aber eine zweite Füllung des Glases ab. Inmitten des Gespräches wurde von einem Dienstmädchen Herr Baron Hodenberg gemeldet, und Olga wurde krebsrot im Gesicht.

„Der Wolf in der Fabel!" rief Benedikte, „sehr interessant, will mir den Kavalier näher betrachten. Laden Sie ihn doch ein zur Jause, liebe Olga!"

Der blinden Mama war es ganz angenehm, daß die gutsehende Zanksteinerin die Audienz überwachen will, Frau Helene gab daher ihre Zustimmung, und Olga ging dem Besucher entgegen.

Baron Hodenberg, der einen großen Blumenstrauß trug, ward beim Anblick der Damen stutzig, scheu blickte er insbesondere auf Benedikte, deren Aussehen verblüffen mußte. „Ach, sehr überrascht — große Ehre — die gnädigsten Damen wollen geruhen, mich im Familienkreise zu empfangen — lege mich den verehrten Damen zu Füßen — ach — gnädiges Fräulein

wollen die Gnade haben und diesen Blumen Obdach und etwas Wasser gewähren — gehorsamster Diener — Baron Hodenberg aus Hannover, der Letzte eines alten Geschlechtes!" Der junge Kavalier überreichte Olga das Bukett, schritt dann auf Frau Tristner zu und küßte der blinden Dame ehrerbietig die Hand.

Wenn nun Benedikte die Sprechweise Hodenbergs unsympathisch fand, der junge Mann gefiel ihr, vielleicht sein flachsblonder Typus, gewiß aber sein rustikales Auftreten, welches stark zur Sprache kontrastierte. Benedikte fand die Sprechweise manieriert, fast will es ihr dünken, die Redensarten seien eingepaukt, sie sind nicht in Einklang mit den Körperbewegungen, dem Auftreten selbst zu bringen. Mit jähem Griff entfernte Fräulein von Zankstein das Monstrum von Strohhut, und forderte durch einen Augenwink Olga auf, die Formalität der Vorstellung ihrer Person zu erledigen.

Das war rasch geschehen, doch weniger schnell vermochte der Baron der Überraschung darüber Herr zu werden, daß die altgeglaubte Dame nun durch die Hutentfernung in ein junges, robustes, aschblondes Fräulein aus adeligem Hause verwandelt ist. „Ach, sehr erfreut!" stammelte Hodenberg.

Belustigt lachte Benedikte auf: „Glaub ich gerne, Herr Baron! Ist meinerseits Vorspiegelung falscher Tatsachen gewesen, belieben sich zu überzeugen, daß ich eine — junge Schachtel bin, nur die Mantille weist ein ehrwürdiges Alter auf, dito der Strohhut, den ich Ihnen zu Ehren abgenommen habe."

Frau Tristner bat den Besucher, mit einer bajuvarischen Jause vorlieb zu nehmen, es könne jedoch auch Kaffee oder Wein gereicht werden. „Olga, walte deines Amtes! Mich bitte zu entschuldigen, ich entbehre des nötigen Augenlichtes! Herr Baron finden Gefallen an unserem Besitztum?"

Olga ging zur Besorgung der Jause hinweg und nahm den kostbaren Blumenstrauß mit.

„Ein fürstlich Heim, um welches die Herrschaft wahrlich zu beneiden ist. Habe, ach, nicht geglaubt, daß sich fern von den Verkehrsadern solch herrlicher Besitz befinden würde. Und alles in mustergültigem Betrieb!"

Frau Tristner hielt den Kopf in die Richtung, in welcher sie den Gast vermutete, sehen konnte sie ihn ja nicht, und horchte um so angestrengter. Als nun Hodenberg schwieg, meinte die Matrone: „Zu viel des Lobes, mein Herr! Wenn Sie eine Musterwirtschaft sehen wollen, müssen Sie Zankstein besuchen, das Gut unserer Freundin, Fräulein von Zankstein!"

„Ach, noch besserer Betrieb? Wunderbar! Das Moor bietet eine Überraschung nach der anderen!"

Nun wehrte Dikte energisch die Lobpreisung ihres Besitzes ab, ein Besuch sei ihr zwar angenehm, müßte aber dem Gast eine heillose Enttäuschung bringen, denn ihr Moorgütl sei ein Schluckbesitz.

„Schluckbesitz? Pardon, gnädiges Fräulein, was ist das?"

„Ein Gut, das Geld schluckt und nichts abwirft."

Die Diskussion drehte sich ein Weilchen um dieses

Thema, und Fräulein von Zankstein amüsierte sich über die zunehmende Verblüffung Hodenbergs, der nicht begreifen kann, daß man Bargeld fortwährend in ein unrentables Gut stecke. Sodann sprach der Kavalier aber so warmfühlig über die Liebe zur heimatlichen Erde, daß Dikte ihn geradezu lieb gewann und herzlich zu Gaste lud.

Olga kam just in diesem Augenblick, gefolgt von einem Mädchen, das die ländlich einfache Jause brachte. Ob der herzlich gesprochenen Einladung seitens Diktens empfand Olga ein Unbehagen, das sich rasch zur Eifersucht steigerte, denn der Baron nahm die Einladung mit begeistertem Dank an und pries sich glücklich, Zutritt in so hervorragende Familien finden zu können. Der Süden unterscheide sich in dieser Hinsicht vorteilhaft vom „kühlen" Norden.

So viel und eifrig sich Olga bemühte, zu Wort zu kommen, es konnte ihr nicht gelingen, da Fräulein von Zankstein den Freiherrn immer wieder ins Gespräch zog und nicht müde wurde, sich über Sitten und Gebräuche im Hannoverschen Lande berichten zu lassen. Es mußte sich Olga gedulden und zum Zuhören zwingen; in der Seele aber regte sich Eifersucht und Haß zugleich; ihr gehört der Baron und sein Besuch, Dikte ist Gast und hat kein Recht, ihr den galanten Kavalier wegzuangeln. Seit Jahr und Tag fand niemand den Weg zum langweiligen Schlosse Ried, und nun ein Edelmann gekommen, und bedacht ist, der Tochter des Hauses Aufmerksamkeiten zu erweisen, will die sommersprossige Nachbarin dazwischentreten und den

Kavalier kapern. Das empfindet Olga für ebenso unschön als lächerlich; Dikte solle nur bei ihren Kohlköpfen hocken bleiben und als lebendige Vogelscheuche wirken, nicht aber ganz unvermittelt auf Männerfang ausgehen. Unschön ist es aber auch vom Baron, daß er nun alle Aufmerksamkeit der Zankstein weiht, fahnenflüchtig wird. Ob der Löwenbaron etwa bei Dikte mehr Geld vermutet? Oder will er nur flirten, die Vogelscheuche zum Narren halten?

Fräulein Benedikte legte inmitten der lebhaften Unterhaltung die alte Mantille ab, welche bisher neidisch alles verhüllte. Nun zeigte sich, welch herrliche Büste das Edelfräulein besitzt. „Ich weiß nicht, ist mir im anregenden Gespräch so warm geworden, oder ist es heiß hier?“ sprach Benedikte und legte die Mantille hinter sich auf die Stuhllehne.

Pikiert rief Olga: „Dürfte personelles Echauffement sein, liebe Freundin! Wir haben hier nie mehr als 14 Grad Reaumur! Bei so lebhafter Konversation wird einem allerdings warm!“

„Ei, die liebe Eifersucht regt sich! Na, Olgachen, keine Ursache, ich habe das Heiraten bekanntlich verschworen und werde Ihnen Ihren Verehrer nicht abspenstig machen!“

Olga glühte wie eine Pfingstrose und biß sich auf die Unterlippe.

„Ach bitte, nur keine Differenz, meine Damen! Ich will auch nicht länger stören und lege den Herrschaften meinen gehorsamsten Dank für gnädigen Empfang wie für gastfreundliche Bewirtung zu Füßen.“ Hodenberg erhob sich, mit ihm die Damen.

Es kostete Frau Tristner einen kleinen Kampf, die von den jungen Leuten sicherlich erwartete Einladung für Besuchswiederholung auszusprechen, den Baron um sein Wiederkommen zu bitten. Ein undefinierbares Etwas im Ton Hodenbergs will der blinden Frau nicht gefallen, doch vermag sie sich über ein wachgerufenes Mißtrauen keine Rechtfertigung zu geben. Die peinliche Stille wirkte beklemmend; Frau Helene fühlte, daß die Blicke der jungen Leute auf sie gerichtet sind, sie muß ein freundlich Wort sagen, zumal sonst ein Riß in der Freundschaft zwischen Olga und Benedikte klaffen wird. So zwang sich Frau Tristner zu einer Einladung, und dankbar küßte Hodenberg ihr die Hand.

Fräulein von Zankstein wollte keinen Mißton hinterlassen, sie bat Olga und den Baron um baldigen Besuch auf Zankstein und zwar gleich für morgen Nachmittag, „ob schön ob Regen", in so gewinnend herzlicher Weise, daß Olga sich versöhnt zeigte und zusagte. „Bravo! Sie, lieber Baron kommen selbstverständlich auch und mit Blumen für Fräulein Tristner, nicht aber für mich, verstanden, ich halte es in dieser Beziehung mit dem auserwählten Volk und sage: Blumen und Kranzspenden dankend abgelehnt! Dagegen werde ich zur Beruhigung Mamas Tristner alle Pflichten der Gardedame übernehmen und peinlichst genau erfüllen, an antiken Kostümen hierzu fehlt es mir bekanntlich nicht! So, nun rasch die Metamorphose in die „alte Schachtel" vorgenommen, Mantille umgehangen, Strohhut auf das Denkerhaupt gestülpt, —

habe die Ehre, mich allseit bestens zu empfehlen. Auf Wiedersehen morgen Nachmittag auf Zankstein!" Lachend küßte Benedikte die blinde Witwe, reichte Hodenberg und Olga die kräftige Patschhand und eilte in den Schloßhof, wo sie energisch nach ihrem Kutscher rief.

Olga begleitete Hodenberg zum Portal, und auf diesem kurzen Wege nützte der junge Kavalier die Gelegenheit, um zu fragen, ob das Fräulein von Zankstein immer so „originell" sei.

Flüsternd erwiderte Olga: „In gewisser Beziehung absonderlich, ja, heute aber auffallend inkonsequent und intolerant!"

„Um so fester werde ich bleiben, wenn Sie es mir erlauben wollen!" sprach gedämpften Tones Hodenberg und drückte Olgas Hand. „Werden gnädiges Fräulein morgen nach Zankstein kommen?"

„Erscheinen Herr Baron gewiß?"

„Wenn Sie kommen, sicher!"

„Ja!"

„Innigen Dank! Auf Wiedersehen in Zankstein!" flüsterte Hodenberg und jubelte im Innern, als er den leisen Händedruck Olgas verspürte.

Inzwischen rollte Benediktens „Arche Noah" aus dem Schloßhofe; das Paar winkte freundliche Grüße. Als dann auch die Equipage Hodenbergs abfahrfertig an der Freitreppe vorfuhr, nahm der Freiherr vom Schloßfräulein Abschied — ein rasches Versenken der Blicke ineinander, ein nochmaliger Händedruck —, flink stieg der Kavalier in den Wagen, und im flotten Trab ging es hinweg.

„Nun intriguiere so viel du willst, neidische Zanksteinerin!“ murmelte Olga und begab sich zurück zu Mama, die wartend auf Geleit in der Stube stand.

„Darf ich dich auf dein Zimmer führen, Mama?“ fragte Olga.

„Wenn ich den Mann nur sehen könnte! — Ja, führe mich auf mein Zimmer, und schicke mir dann sofort Eugenie, die soll mir einen wichtigen Brief schreiben!“

„Kann das nicht ich besorgen, Mama?“

„Nein!“

Einigermaßen ob dieses Mangels an Vertrauen verletzt schwieg die Tochter und führte Mama die Treppe hinauf.

Frau Helene saß in ihrem breiten Lehn- und Sorgenstuhl und diktierte Eugenien den Brief an einen der Augenärzte Münchens mit der Bitte um baldiges Erscheinen und Untersuchung der kranken, wahrscheinlich unheilbaren Augen.

„Wir wollen doch die Hoffnung nicht aufgeben, Frau Tristner!“ meinte, das Diktat unterbrechend, Eugenie warmen Tones.

„Bitte schreiben Sie nach meiner Angabe!“ erwiderte bestimmt die Witwe und diktierte den Brief zu Ende. „Und nun schreiben Sie einen zweiten Brief an die Annoncenexpedition Mosse in Berlin und setzen Sie ein Inserat auf, in welchem für die Verwaltung eines Schloßgutes und damit verbundener Brauerei in Bayern eine absolut tüchtige, kaufmännisch gebildete Persönlichkeit gesetzten Alters mit feinsten Referenzen

gesucht wird. Braufachkenntnisse nicht absolut nötig, Gehalt viertausend Mark. Vermittler ausgeschlossen, Zeugnisse im Original werden prompt zurückgegeben. Persönliche Vorstellung im Falle vorzüglicher Referenzen unnötig."

„Sie wollen einen Verwalter anstellen?" rief überrascht Eugenie aus.

„Zunächst soll der Versuch mit einem Inserat gemacht werden."

„Ja, aber es wird doch in absehbarer Zeit Herr Theo wieder dem Kontor vorstehen können?!"

„Ich hoffe auf baldige Wiederherstellung meines Sohnes; ist er so weit, dann muß er sich dem Geschäft im Außendienst mehr widmen, wir wollen es halten, wie zu Zeiten Vaters selig; das alte Rezept ist das bessere. Finde ich einen passenden Verwalter, so soll dieser den Kontordienst und die Leitung der Ökonomie übernehmen."

„Wird sich Herr Theo nicht zurückgesetzt fühlen? Der junge Herr führte die Geschäftsleitung bisher doch zur Zufriedenheit, nicht?"

„Ich wünsche eine Geschäftsführung nach Vaters Muster, diese ist erprobt. Das Zimmerhocken Theos taugt nichts, verweichlicht den jungen Menschen völlig und bringt mehr Schaden im Geschäft draußen. Bitte schreiben Sie! Mißlingt der Versuch, so will ich in München annoncieren."

„Unmaßgeblich möchte ich sagen, es dürfte überhaupt besser sein, in Münchener Zeitungen den Posten auszuschreiben. Für Ried paßt unbedingt ein Ver-

walter süddeutscher Abkunft eher, denn ein Norddeutscher."

„Das ist richtig! Gut, also inserieren wir in Münchens größter Zeitung, das werden wohl die „Neuesten Nachrichten" sein!"

„Jawohl!" Gehorsam schrieb Eugenie und unterzeichnete „für Frau Tristner, Witwe."

„Danke! Und nun bitte ich Sie, meinen Kindern von diesen Briefen nichts zu sagen und die Briefe persönlich am Postschalter abzugeben, der Diskretion halber."

* *
*

Der Rundgang durch die Besitzung Zankstein war beendet, Fräulein Benedikte führte die Gäste, welche fast gleichzeitig in ihren Equipagen angekommen waren, in das altväterisch möblierte, doch recht trauliche Wohngemach, wo der versprochene Imbiß der Gäste harrte.

Olga war in trefflichster Stimmung, nicht minder aufgeräumt Baron Hodenberg, dem nur die Wahl schwer fiel, falls er zwischen den jungen Damen entscheiden sollte. Hat Olga Tristner den Schönheitsfehler im Gebiß, eine lästige Zugabe bei Benedikte von Zankstein sind die Sommersprossen. Vermöglich ist Olga, dito Dikte, letztere vielleicht die bessere Partie, weil Besitzerin eines schuldenfreien Gutes und wie es heißt eines stattlichen Vermögens, ohne Anhang; könnte dem Fräulein von Zankstein abgewöhnt werden, alles gute Geld in das Gut zu stecken, müßte die Wahl auf ihre stattliche Persönlichkeit fallen. Die Marotte, alte

Kleider abzutragen, müßte dem Fräulein gleichfalls abzugewöhnen sein. Doch so weit ist man noch nicht, sagte sich Hodenberg und widmete alle Aufmerksamkeit den Damen.

Beim Anblick der Sektgläser rief Olga erstaunt: „Aber, Fräulein Dikte, was soll denn das heißen?"

Auch Hodenberg guckte überrascht.

„Auf Zankstein bekommt man doch ausgezeichnete Milch!" setzte Olga hinzu.

„Sekt kommt mich billiger!" erwiderte trocken Benedikte und bat Hodenberg um Öffnung der Heidsieckflasche.

„Zu dienen! Und ‚Monopol' auch noch! Gnädiges Fräulein treiben Verschwendung am hellichten Tage!"

„Durchaus nicht! Für werte Gäste die beste Marke! Milch käme mich teurer zu stehen, Zankstein wirft noch immer nichts ab, ist ein Schluckgut; aber mit der Zeit werde ich siegen, und dann wird Zankstein den Fürstensitz Ried überholen. Nun bei schäumendem Glase willkommen auf Zankstein, prosit!"

Die Kelche klangen aneinander; der gut gekühlte Champagner erzeugte prächtige Stimmung.

Hodenberg glaubte, den Ausspruch vom billigeren Sekt paradox nennen zu sollen.

„Durchaus nicht, Herr Baron! Entspricht der Wahrheit! Ist übrigens nicht auf meinem Grund gewachsen, das Diktum entstammt dem Munde des unvergeßlichen Heinrich Vogl, der zu Lebzeiten so lange seine Groschen in das Gut Deixlfurt steckte, bis es

endlich mit zwei Prozent rentierte. Der Unvergeßliche gab seinen Besuchern deutschen Sekt lieber als die teuere Milch."

„Heinrich Vogl — hm — habe nie Gelegenheit gehabt!" meinte Hodenberg.

„Wie?" rief belustigt Fräulein von Zankstein aus. „Wo stand sein Gut mit dem sonderbaren Namen? Was war der Mann sonst? Nur Gutsbesitzer bürgerlicher Abkunft?"

„Aber, Herr Baron!" mahnte Olga, der es peinlich wurde, daß ihr Verehrer von Heinrich Vogl, dem unvergeßlichen Meistersinger, keine Ahnung hatte.

Zu Fräulein Tristner gewendet, beteuerte Hodenberg, von genanntem Herrn wirklich bisher nichts gehört zu haben; es sei aber unzweifelhaft sehr interessant, daß jemand Sekt billiger denn Milch finde. Ob aber ökonomisch in höherem Sinn, bleibe allerdings fraglich.

Etwas malitiös fragte Benedikte: „Opernfreund sind Herr Baron wohl nicht?"

„Ach, gewiß! Der ‚Zigeunerbaron' zum Beispiel hat mir trotz des einigermaßen befremdlichen Titels recht gut gefallen."

„Ei der Tausend! ‚Von Meyerbeer die Musik, der schlechte Text von Scribe', wie?"

„Bedaure unendlich, gnädiges Fräulein, ich habe wirklich total vergessen, wer die Oper komponierte; der Name ist schließlich auch Nebensache. Gestatten Gnädigste, einen Schluck der Dankbarkeit für so liebenswürdige Gastfreundschaft!"

„Ich schließe mich an!“ rief Olga, froh über den Themawechsel.

„Sehr verbunden! Füllen wir die Gläser! Und nach Herrschersitte will ich die Höflichkeit erwidern und trinken auf das Wohl Ihres allergnädigsten Landesherrn, des Königs von Preußen!“

„Pardon! Mit Nichten, ich bin Hannoveraner, stamme aus alter Legitimistenfamilie, wir sind Welfen, mein Ahnherr ist Heinrich der Löwe.“

„Ah! Ein interessanter Stammbaum!“

„Jawohl, wir sind ein Jahrhunderte altes Adelsgeschlecht, wie gesagt, von Heinrich dem Löwen in direkter Folge abstammend, seit alten Zeiten befreundet mit den altberühmten Geschlechtern, die dem König von Hannover nahestanden in guten und schlechten Zeiten, mit ihm ins Exil wanderten, als das Verhängnis der Annexion über das unglückliche Land hereinbrach.“

„Wir wollen die Politik doch lieber beiseite lassen! Sie verdirbt sowohl den Charakter wie die Stimmung.“

„Sehr richtig, man merkte das bei Bismarck deutlich!“

Olga bat den auf Löwenheinz so stolzen Baron um frische Füllung ihres Glases, wodurch die Weiterspinnung des Gespräches wenigstens für den Augenblick vereitelt werden konnte. „Haben Herr Baron sich schon bezüglich einer Seßhaftmachung in hiesiger Gegend schlüssig gemacht?“

„Nein, Fräulein Tristner! Ich trage zwar meine Kapitalien flüssig bei mir, doch konnte ich ein passendes Gut noch nicht finden.“

„Ihr ganzes Vermögen tragen Sie bei sich?“ rief nun besorgt Olga, welcher ein solcher Leichtsinn ungeheuerlich erschien.

Auch Benedikte war sehr überrascht.

„Die verehrten Damen scheinen darob zu staunen; bedenken Sie, daß ich stets auf Reisen bin, in Hotels wohne, so werden Sie es begreiflich finden, daß ich mein Geld am sichersten bei mir selbst habe. So kann ich zu jeglicher Stunde disponieren, hänge auch nicht von Bankformalitäten ab, kann mich ungehindert bewegen, jeden Augenblick abreisen; das sind Vorteile, welche die Depotsicherheit unbedingt überwiegen.“

Benedikte als praktische Wirtschafterin schüttelte den Kopf. Und Olga konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie für ihre Person nicht schlafen könnte in der Nacht vor Angst und Sorge um das Vermögen.

„O, man gewöhnt sich auch daran! Das Portefeuille kommt unter das Kopfkissen, am Nachttischchen liegt der geladene Revolver, ich habe einen leisen Schlaf — ein Dieb würde unfreundlich empfangen werden und wahrscheinlich das Leben verlieren, haha! Ich verstehe da keinen Spaß!“

Selbst der resoluten Benedikte gefiel diese scherzhaft sein sollende Bemerkung nicht besonders, sie mußte unwillkürlich an eine Art Menschenjagd denken, und ehe sie es recht wollte, sprach sie diesen Gedanken aus.

„Gnädiges Fräulein haben nicht so unrecht, es ist auch wirklich eine Jagd, hinter mir sind Häscher, bitte, politische Häscher, preußische Söldlinge, die den kö-

nigstreuen Welfen fangen und um Geld und Freiheit bringen wollen!"

„O Gott, wie schrecklich!" jammerte Olga besorgt.

„Halt, Herr Baron! Diesen preußisch-welfischen Bären können Sie aufbinden nach Belieben, nur mir nicht. So viel von Politik im deutschen Reich verstehe ich als Dame, um zu wissen, daß es lächerlich ist, zu behaupten, es werde jemand wegen seiner königstreuen Gesinnung und noch dazu von der preußischen Regierung verfolgt. Wenn sonst kein Grund zu einer Verfolgung Ihrer Person vorliegt, können Herr Baron ganz beruhigt sein, es wird Ihnen kein Härchen gekrümmt werden, nicht in Preußen und auch nicht in Bayern!"

Hodenberg ward verlegen und schwieg.

„Nun haben wir uns richtig die Stimmung verdorben, und auch das Wetter will umschlagen, wir werden in einigen Tagen die um diese Zeit übliche Überschwemmung mit ihren Unannehmlichkeiten durchzumachen haben.

„O, dann erhebt sich die Langweile in Schloß Ried zur dritten Potenz!" klagte Olga.

„Pardon, Fräulein von Zankstein, bringt diese Überschwemmung nicht totale Verkehrsstörung, Abschließung der Seeorte von der Eisenbahn, Post und dergleichen mit sich?"

„Gewiß, Herr Baron, auf zwei bis drei Wochen ist der Verkehr auf der Straße durch das Moor unmöglich. Zu Wasser kann man fahren, häufig bis zu

den Häusern heran, und das Landen ist dann mit einigen Schwierigkeiten verbunden."

„Das möchte ich aus eigener Anschauung kennen lernen!" rief Hodenberg, „eine solche Überschwemmung ist mir etwas Neues!"

„Nun, dann dürfen Herr Baron nur bei uns im Schlosse Wohnung nehmen! Ich fürchte jedoch, Sie werden solchen Entschluß bald bereuen; die Langweile ist fürchterlich!" erwiderte Olga.

„Mit nichten, gnädiges Fräulein! Mit höchster Erlaubnis wird ja doch der Verkehr mit — den Schloßbewohnern möglich sein, und der Umgang mit gnädigem Fräulein gewährt Anregung, Freude und Unterhaltung in vollstem Maße!"

„Herr Baron sind sehr gütig!" lispelte Olga.

Benedikte verhielt sich reserviert; das Gebaren des Freiherrn weist Widersprüche und Sonderbarkeiten auf, die ihr zu denken geben. Sollte der doch noch junge Kavalier ein Sonderling oder geistig nicht völlig normal sein? Ein Vermögen stündlich am Körper herumzutragen, ist unbedingt verrückt; die Sehnsucht nach Abgeschlossenheit und absoluter Einsamkeit krankhaft, die Protzerei mit der Abstammung von Heinrich dem Löwen entweder gleichfalls krankhaft oder unsäglich lächerlich und dumm.

Je kühler Benedikte sich zeigte, um so lebhafter ward Olga im Bestreben, dem Baron zuzureden, baldigst nach Ried zu übersiedeln. Es drängte Olga zum Aufbruch, sie prophezeite den Beginn der Überschwemmung schon für den nächsten Tag, daher eilige Heimkehr nötig sei.

Trotzdem die Übertreibung in solcher Prophezeiung geradezu handgreiflich war, widersprach Benedikte nicht, sie freute sich ordentlich, den jungen Sonderling aus dem Hause zu wissen; hingegen hielt Fräulein von Zankstein es für Pflicht, Olga zu warnen. „Wird es nicht gut sein, wenn vorher Mama Tristner verständigt wird?"

Olga war aufgestanden und griff nach Tuch und Schirm; leichthin erwiderte sie: „O, Schloß Ried hat mehr als genug Raum, es ist ja der ganze zweite Stock unbewohnt! Mama wird nichts dagegen einzuwenden haben, und einmal wird in der Überschwemmungszeit auch mir eine standesgemäße Unterhaltung zu gönnen sein!"

„Wie's beliebt! Mich hat es ja nichts weiter zu kümmern! Wird auch Theo nicht gefragt werden?"

„Aber, liebste Benedikte! Gewiß werden Mama und Theo verständigt, das ist doch selbstverständlich. Nun besten Dank für freundliche Bewirtung. Ich werde anspannen lassen."

Dikte schickte ein Mädchen zu den Kutschern und geleitete ihre Gäste vor das Haus.

Vom nahen See her tönte Wogenrauschen, durch vielfache Zuflüsse vom Gebirge her wuchs das Wasser, der Spiegel steigt, es züngeln die Wellen über das alte Seebett hinweg, die wachsende Flut ergießt sich in den Moorgrund. Trostloser, doch warmer Regen quillt stetig vom grauen Firmament, die Schneeschmelze im Hochgebirge beschleunigend, hochgeschwollen kommen die Bäche herab und führen entwurzelte

Bäume, Triftholz, Strauchwerk im tanzenden Chaos in den See.

Galant brachte Baron Hodenberg Olga in ihren Wagen, verabschiedete sich dann nochmals von Fräulein von Zankstein und fügte hastig die Bitte bei, es möge ihm nichts verübelt werden, denn er sei gemütskrank.

Dieses Eingeständnis verwandelte das Mißtrauen sogleich in Anteilnahme, Dikte wünschte von Herzen baldige Besserung und verabschiedete sich in liebenswürdigster Weise.

Wie toll jagte das Gefährte Hodenbergs auf der Straße gen Ried, es schien, als wolle der Baron Olga einholen.

Benedikte blickte dem Wagen ein Weilchen nach, zuckte dann die Achseln und ging in das Haus zurück.

* *
*

Eine schlammgelbe Flut steht im Moor; so weit das Auge reicht, ist alles in der Niederung überschwemmt, das trübe Wasser reichte bis zu den Häusern des Dorfes Ried heran, überflutet ist die Straße nach der Bahnstation Landsberg; nur die Spitzen der Binsen und Riedgräser ragen aus der schmutzigen Flut empor, demütig sich neigend, wenn vom weiten See neue Wogen sich in den Moorgrund ergießen. Stetig steigt die gelbbraune Flut, die Notstege längs der Straße, welche den Fußgehern an tiefen Stellen den Verkehr ermöglichen sollen, stehen im Wasser und sind überschwemmt, jegliche Verbindung ist abgeschnitten,

die böse Zeit der Isolierung Rieds wie anderer Orte im Seedistrikt ist angebrochen.

Ein letztes Mal wird es versucht, von der Brauerei Ried Frachten mit vorgespannten vier oder sechs Pferden auf der aufgeweichten Straße durch die Flut zur Bahnstation zu bringen. Doch in der Niederung waten die Rosse bereits bis an die Brust im Wasser, die schwere Last hemmt, die Gefährte bleiben stecken. Vom Schlosse wird Hilfe mit weiterem Vorspann nachgeschickt; mühsam bringen die bis an die Achseln in der Flut stehenden Knechte die Pferde vor, schirren an, und mit vereinten Kräften gelingt es, einen Bierwagen durchzubringen. Reitend kommen die Knechte mit den abgehetzten Pferden von der Bahn zurück, die mühevolle Arbeit wird nochmals versucht, ein zweiter Wagen fortgeschleppt, von acht Rossen gezogen. Dann hat es ein Ende. In der Dämmerung kann der Heimritt nicht gewagt werden, es müssen Pferde und Knechte samt den Wagen im Städtchen verbleiben. Die Verkehrsunterbindung bringt der Schloßbrauerei fühlbaren Schaden in jedem Frühjahr, das eine Mal durch längere Dauer der Überflutung mehr, ein andermal weniger; auf eine Verkehrsstörung von einigen Tagen müssen Tristners immer gefaßt sein. Menschliche Kraft kann diese Verhältnisse im Moorgebiet nicht ändern.

Baron Hodenberg war durch dringende briefliche Geschäfte verhindert worden, wie beabsichtigt, schon am nächsten Tage nach Ried zu übersiedeln; zwölf Stunden hatten jedoch genügt, die Niederung unpassierbar zu machen. Der Fuhrwerksbesitzer in Landsberg weigerte

sich, Pferde und Wagen für eine Fahrt durch das Überschwemmungsgebiet herzugeben, er verblieb bei seiner Weigerung trotz der von Hodenberg angebotenen dreifachen Überzahlung des Fahrpreises. Fort und speziell nach Schloß Ried wollte der Kavalier unter allen Umständen, sein Herz drängt ihn zu Olga, Geld spielt bei ihm keine Rolle, kurz entschlossen kaufte er zwei Pferde nebst einem leichten sogenannten Steirerwägelchen zu exorbitantem Preise, verstaute von seinem massenhaften Gepäck einen eleganten Koffer auf dem Gefährte und fuhr eigenhändig hinweg, begafft von der halben Bevölkerung des Städtchens, die den wagehalsigen eigensinnigen Baron für verrückt erklärte.

Durchnäßt, doch heil kam Hodenberg glücklich durch die Flut und landete vor Schloß Ried. Hatte der junge Kavalier einen freudigen Willkomm erwartet, so sah er sich enttäuscht, Olga kam nicht zum Empfang, auch sonst niemand von der Familie Tristner. Lediglich der Portier sprang herbei und erkundigte sich nach dem Begehr des Freiherrn.

„Ist das gnädige Fräulein zu sprechen?“ fragte barsch der enttäuschte Baron.

Der Portier gab Auskunft, daß die Damen mit Ausnahme der alten Frau Tristner unten im Dorf bei der Rettungsaktion seien.

Hodenberg atmete von Sorge befreit auf, übertrug dem Mann die Sorge um die Rosse und eilte in das nahe, im unteren Teile völlig überschwemmte Dorf. Die Damen überwachten die Bergung von Vieh und Hausrat aus den von den Fluten bespülten Häusern

und dirigierten die Bräuburschen an besonders bedrohte Wohnstätten. Olga rief dem heraneilenden Freiherrn herzlichen Willkomm zu, die zierliche Eugenie begnügte sich mit höflichem Kopfnicken.

„Sie sind also doch gekommen, Herr Baron, das freut mich!“ erwiderte Olga und reichte Hodenberg die Hand.

Hastig erzählte der Baron von den Schwierigkeiten dieser Übersiedlung und seiner Fahrt durch das Inundationsgebiet. Die gekauften Pferde seien einstweilen in der Schloßstallung eingestellt.

„Herr Baron werden bei uns wohnen, Mama ist verständigt, wird aber nicht zu sprechen sein, da der gestern gekommene Augenarzt mit Untersuchung ihrer Augen beschäftigt ist und jeglichen Besuch oder eine Störung verboten hat.“

„Tausend Dank, gnädiges Fräulein! Kann ich mich unter Ihrem Oberbefehl hier irgendwie nützlich machen?“

„Danke, nein, zur tatkräftigen Hilfe genügen unsere handfesten Bräuburschen vollauf, hingegen steht es in Ihrem Belieben, dem Bürgermeister für die schwer heimgesuchte Dorfbevölkerung eine Spende zu verabreichen. Der Dank aller und auch meiner Wenigkeit wird Ihnen sicher sein!“

„Mit Freuden werde ich dieser Mahnung Folge leisten! Darf ich vielleicht bitten, mich zum Bürgermeister zu führen?“

Eugenie verabschiedete sich, als das Paar auf die Suche nach dem Vorsteher ging. In seiner Freude, nun doch im Schlosse untergebracht zu sein, spendete

Hodenberg einen wahrhaft fürstlichen Betrag für die Überschwemmten, worüber Olga in helles Entzücken geriet und in herzlichster Weise dankte.

In lebhafter Unterhaltung kehrte das Paar ins Schloß zurück, wo Olga sich beeilte, dem Gast seine Apartements anzuweisen. Hodenberg unterdrückte jede Gefühlsaufwallung und begnügte sich, um das Dekorum zu wehren, für diese Freundlichkeit kurz zu danken. Als Olga ihn verlassen hatte, vollführte er jedoch einen Luftsprung, der nicht eben kavaliermäßig war. Sodann besichtigte Hodenberg die Zimmereinrichtung und untersuchte die Türschlösser, und als sein Koffer heraufgebracht war, richtete er sich häuslich ein, vergnügt dazu pfeifend. Ist doch alles nach Wunsch gegangen und die ersehnte Abgeschlossenheit von der lärmenden, hastenden Welt glücklich erreicht.

Im Gemache der Frau Tristner hatte der Augenarzt aus der Residenz seine Untersuchung beendet; traurig ruhte des Spezialisten Blick auf der Dame, die nun das Ergebnis wissen wollte.

Der Arzt wich durch einige Gegenfragen einer direkten Antwort aus und sprach: „Sie werden vor längerer Zeit das Gefühl gehabt haben, als sei ständiger Nebel vor ihren Augen?"

„Ja, Herr Doktor!"

„Sodann konnten Sie die Farben rot und grün nicht unterscheiden und sahen alles grau?"

Frau Helene nickte.

„Hatten Sie die Empfindung, als würden Sie durch eine Röhre sehen?"

„Das weiß ich nicht; geradeaus konnte ich verhältnismäßig noch gut sehen, was aber knapp vor mir und unten war, nicht."

„War in jener Epoche nicht auch häufiges Stolpern und Fallen mit der Abnahme der Sehkraft verbunden?"

„Leider ja, sehr häufig!"

„Und Gegenstände selbst vermochten Sie nicht zu sehen? Nur noch Bewegungen derselben, etwa hell oder dunkel?"

„Jawohl!"

Der Arzt verstummte.

„O, Herr, ich bitte Sie mit erhobenen Händen, sagen Sie mir die Wahrheit! Ich weiß, ich bin im Erblinden, aber eine kleine Hoffnung hege ich noch, und deshalb ließ ich Sie zu mir bitten. Ist Hilfe durch eine Operation möglich? Ich will mich einer solchen willig unterziehen, ich habe alles Vertrauen zu Ihrer ärztlichen Kunst!"

Mit Mühe unterdrückte der erfahrene Spezialist eine Äußerung innigen Mitleides. Seine Worte hatten einen heiseren Klang, als er sprach: „Eine Operation ist nicht angängig in Ihrem Falle, und leider kann ich wenig Hoffnung auf eine Besserung geben. Wenn Frau Tristner gestatten, möchte ich mit Ihrem Herrn Sohn sprechen!"

Die feinfühlige Dame verstand die Situation sofort und bemeisterte sich mit erstaunlicher Willenskraft. Gefaßt erwiderte Frau Helene: „Ihr Wunsch, mit Theo zu sprechen, beweist mir, daß es für meine Augen keine

Rettung gibt, und ich völlig erblinden werde. Diese Wahrheit wollen Herr Doktor zweifelsohne meinem Sohne mitteilen. Ich fühle jedoch die nötige selische Kraft in mir, die reine Wahrheit zu vernehmen und bitte Sie mir selbe zu sagen!"

„Nicht doch, verehrte Frau Tristner! Es wäre unnötige Grausamkeit, wenn der Arzt dem Patienten jegliche Hoffnung nehmen wollte. Der Mensch pflanzt ja immer noch eine Hoffnung auf . . ."

„. . . selbst am Grabe noch! Zu solchen Menschen zähle ich nicht! Bitte, keine Verheimlichung, ich will die Wahrheit wissen und bitte Sie ernstlich darum."

„Es ist jede Aufregung gefährlich, jede Erregung bedingt eine Verschlimmerung!"

„Da ich nahezu gar nichts mehr sehe, kann eine Verschlimmerung nicht mehr von nennenswerter Bedeutung sein. Ich will die reine Wahrheit kennen! Wie nennt die Wissenschaft mein Augenleiden?"

„Es kann gnädiger Frau nicht frommen, den lateinischen Terminus technicus zu wissen!"

„Aber die deutsche Bezeichnung will ich kennen, und um Bekanntgabe derselben bitte ich! Halten Sie mich nur nicht für schwächlich, ich war das ein langes Leben hindurch nicht und kann Schwereres ertragen."

„Auf eine Verschlimmerung müssen gnädige Frau sich gefaßt machen, die Wissenschaft ist außer stande, Hilfe zu bieten. Besondere Verhaltungsmaßregeln sind nicht zu treffen. Gott der Herr möge Sie trösten und stärken! Ich bitte, nun mit Ihrem Herrn Sohn sprechen zu dürfen!"

Frau Helene senkte das Haupt und faltete die Hände.

Als die Türe ins Schloß gedrückt wurde, und die Dame allein im Gemach war, flüsterte Frau Tristner: „So will es der Herr, daß ich völlig erblinde, lichtlos den Rest meines Lebens verbleibe. Blind, ganz blind! O, Herr, du strafst mich hart und schwer, doch dein Wille geschehe! Nacht um mich, immer trostlose Nacht! Die Kinder kann ich nicht mehr sehen, nicht mehr den Grabstein meines Mannes selig! O, läge auch ich schon unterm Rasen, gebettet in ewiger Ruhe! Blind, blind für jeglichen Tag des erbärmlichen Lebens!“

Die lichtlosen Augen füllten sich mit Tränen, die hartgeprüfte Frau schluchzte, in bitterstes Weh aufgelöst . . . .

In Rekonvaleszenz, mußte Theo wohl noch auf seinem Zimmer verbleiben, doch konnte er schriftliche Arbeiten dringender Natur erledigen. Mit fortschreitender Genesung fand die Pflege von Eugeniens zarter Hand ein Ende, und just diese liebevolle Bemutterung vermißte der weich veranlagte junge Mann schmerzlich. Kaum daß Eugenie sich ein- oder zweimal des Tages blicken ließ, um nach etwaigen Wünschen zu fragen; jedem Versuch, sie zu einem Plauderstündchen zu bewegen, verhielt sich die stillgeliebte Dame ablehnend gegenüber, sie schützte häusliche Arbeit vor und entfernte sich immer so rasch, daß Theo seine Bettelei um ein kurzes Geplauder gar nicht vorbringen konnte. Dieses Ausweichen reizte, es reifte der Entschluß zur direkten Werbung um Eugeniens Hand trotz aller Gegengründe der Vernunft.

So oft an der Tür geklopft wurde, glaubte Theo, es müsse Eugenie sein, die ihm Sonnenschein in die Stube bringt. Diesmal trat auf festes Klopfen der Augenarzt ein, dem Theo überrascht entgegenblickte.

Mit höflichen kurzen Worten stellte sich der Spezialist vor, und als Theo das Gleiche getan, bat der Arzt um Gehör zu einer Mitteilung trauriger Art.

Theo zuckte erschreckt zusammen und richtete dann den fragenden Blick auf den Arzt.

„Ihre Frau Mutter ist bezüglich der Augen von mir gewissenhaft untersucht worden. So sehr Frau Tristner in bewundernswerter Seelenkraft mich um Mitteilung der vollen Wahrheit gebeten, das Ergebnis meiner Untersuchung nahezu völlig erraten hat, als Arzt konnte ich der schwergeprüften Dame nicht die Trostlosigkeit der Erkrankung sagen. Ihnen, Herr Tristner, muß ich jedoch die Mitteilung machen, daß die Augenerkrankung Ihrer Frau Mutter Atrophie im letzten Stadium ist, Sehnervenschwund, der bis zur völligen Erblindung gediehen ist. Die Wissenschaft kann keine Hilfe bringen, es gibt keine Rettung mehr."

„Allmächtiger! Völlige Erblindung!" rief schmerzerfüllt Theo.

„Leider mußte ich Ihnen diese traurige Mitteilung machen! Sorgen Sie dafür, daß die schwer heimgesuchte Dame nicht viel allein und ihrem Jammer überlassen bleibt, sorgen Sie für Gesellschaft und geistige Anregung. Gespräche über die Natur des Leidens nützen nichts, bilden für die Kranke eine Qual. Vermeiden Sie und die Personen der Umgebung Ihrer Frau

Mutter alle Äußerungen über Sonnenschein und Naturschönheit, es wirkt jedes diesbezügliche Wort wie ein bohrender Stachel. Liebevolle hingebende Pflege auch in seelischer Beziehung ist die einzig mögliche Erleichterung, die sie der armen Frau angedeihen lassen können, und daran wird es wohl nicht fehlen!" Der Arzt wiederholte die Versicherung seines Beileids und verließ Theo, der kaum seinen Dank auszusprechen vermochte und in einer Art Betäubung auf den Diwan niedersank.

Die liebe gute Mutter erblindet, rettungslos des Augenlichtes für immer beraubt. Was nützt nun alle Wohlhabenheit, der fürstliche Besitz — —? —

An der tiefernsten Miene des Arztes erkannte Eugenie, die sich um den im Hause fremden Herrn sogleich annahm, daß für Frau Tristner wenig oder keine Hoffnung mehr bestehen werde, und kaum vermochte Eugenie ihre Erschütterung zu verbergen. Der Arzt bat um seine Verbringung zur Bahnstation, die aber infolge der Überschwemmung auf der Landstraße unmöglich ist. Eugenie sorgte nun für einen Kahn mit guter Bemannung; es müsse der Arzt zu Schiff über See, und am nordwestlichen Ufer versuchen, an Land und zu einer Bahnstation zu kommen. Auf einen angebotenen Imbiß verzichtete der Arzt, welcher es eilig hatte, und schnell entschlossen, geleitete Eugenie persönlich den Herrn zur Schiffhütte unten am See.

II.

Nach trüben regnerischen Tagen flatterte jubelndes Sonnengold von den Bergen des Ostens herein in den Moorgrund, der Gutwind blies mit Macht, der Achenfluß kam von Stunde zu Stunde schwächer an Wasser, die Bäche murmelten im gewohnten Bett dem Weitsee zu, der nun auch zurückging. Dadurch konnte das Stauwasser von den Moorflächen ablaufen, die Überschwemmung fand ihr Ende, nur die gelbbraune und weißgraue Farbe des Riedgrases und der Binsen erinnert noch daran. Böse mitgenommen erscheint die Straße von Schloß Ried zur Bahnstation, nahezu unfahrbar für schweres Fuhrwerk, und doch müssen die Transporte aus der Brauerei nun schleunigst verfrachtet und zur Eisenbahn gebracht werden.

Im Schloßkontor erschienen die Fuhrknechte, um die Frachtscheine und Fuhrzettel zu holen, und bei dieser Gelegenheit baten die erfahrenen Leute, es möge der Brauherr rasch eingreifen und für die Instandsetzung der Fahrstraße sorgen. Theo waltete seines Amtes im Privatkontor und hörte seine Fuhrleute an, doch weiß er nicht, wie ihrer Forderung entsprochen werden könnte. Es obliegt die Straßenverwaltung den beteiligten Gemeindeverwaltungen, die Schloßbrauerei als Hauptfrequentantin der Straße muß wohl einen erklecklichen

Beitrag in Geld leisten, hat aber in dieser Angelegenheit nahezu nichts dreinzureden. Die Dörfler tun hier wie anderswo kaum das allernotwendigste, und daher ist die Straße fast immer in schlechtem Zustande. Theo konnte nur Auftrag zur raschen Bierverfrachtung erteilen; die Knechte sollen sich selber helfen, Vorspann nehmen und, falls der Schloßmarstall nicht genügend Pferde habe, auf Kosten der Brauerei Vorspann entlehnen.

Von diesen Verhältnissen erhielt Baron Hodenberg alsbald Kenntnis, und sogleich stellte er sich und seine Rosse zur Straßenverbesserung zur Verfügung, indem er sich erbot, die Arbeiten der Beschotterung leiten zu wollen. Es wolle Theo nur sagen, wo Kies und Schotter genommen werden dürfe, und die nötige Anzahl handfester Arbeiter beistellen. Die Bedenken Theos, durch Selbsthilfe in die Kompetenz des Dorfbürgermeisters einzugreifen, wies der Baron lächelnd zurück, er werde mit dem Bürgermeister persönlich sprechen und die Angelegenheit hinterdrein schon in Ordnung bringen; zunächst aber handle es sich um die Fahrbarmachung der Straße, um die Transporterleichterung, und hiezu wolle der Baron um so lieber die Hand bieten, als er sich hiezu verpflichtet erachte.

Theo willigte nun mit Vergnügen ein und war froh, am Schreibtische verbleiben zu können.

Mit voller Energie griff nun Otto von Hodenberg ein; der Ortsvorsteher ward rasch verständigt und bereitete dem noblen Spender ausgiebiger Unterstützungen für die Überschwemmten keinerlei Schwierigkeiten,

er gab ihm sogar Arbeitsleute mit. So konnte der Baron alsbald einige Fuhrwerke mit Schottermaterial anfahren und die Straße in den tiefgefurchten Gleisen beschottern lassen. Und so eifrig widmete er sich der Arbeitsüberwachung, daß er zum Mittagstisch gar nicht in das Schloß kam, und die Straßenverbesserung auf einige Kilometer durchführte.

Hatte Frau Tristner insgeheim Bedenken gegen die Einquartierung des Freiherrn gehegt, sein energisches Eingreifen, das unbedingt dem Frachtverkehr der Brauerei zu gute kommen muß, verscheuchte diese Bedenken nicht nur völlig, die Aufopferung des Kavaliers verpflichtet die Familie zu danken.

Als Hodenberg am späten Abend im Schlosse erschien, ließ ihn Frau Helene in den Salon bitten, und in Gegenwart Olgas sprach die blinde Dame dem Freiherrn in herzlicher Weise ihren Dank aus. Nicht minder herzlich dankte auch Olga frohbewegt und Theo.

Bescheiden wehrte Hodenberg diesen Dankäußerungen, und er versicherte, daß die liebenswürdige Gastfreundschaft zu irgend welcher Revanche verpflichte, und die übernommene Arbeit doch nur Zeitvertreib für einen Müßiggänger sei, daher von Dank keine Rede sein könne. In einigen Tagen hoffe er das Werk bis zur Stadtgrenze von Landsberg gefördert zu haben, das Weitere müsse dann allerdings den Gemeinden überlassen bleiben.

Im Kreise der Familie wurde der Abend verbracht; Hodenberg avancierte zum Familienmitglied, worüber Olga unverkennbar hocherfreut schien. Ein-

mal zutraulich geworden, erbat Frau Helene sich seinen Rat in der Angelegenheit einer Bestellung eines Verwalters für Brauerei und Ökonomie. Auf die Annonce hin seien Offerten eingelaufen, welche Olga gesichtet habe; eine Bewerbung scheine aller Berücksichtigung wert, wenngleich der Bewerber norddeutscher Abkunft zu sein scheine.

Hodenberg äußerte scherzend: „Ist norddeutsche Abstammung denn ein Verbrechen? Auch ich bin Nordmann und fand dennoch bei ihnen ein trautes Heim!" Ein Glutblick auf Olga färbte des Fräuleins Wangen in leuchtendes Rot; Frau Helene erwiderte, daß norddeutsche Abkunft an sich gewiß kein Hindernis sein könne, es empfehle sich aber hier für den Verkehr mit dem Personal der Süddeutsche vielleicht besser; Art zu Art.

Theo fragte nun, woraus Mama auf norddeutsche Abkunft des Bewerbers schließe.

Die Antwort gab Olga: „Weil der Brief in Berlin aufgegeben wurde!"

„Das ist allerdings ein ‚schlagender' Beweis! Kann ich die Offerte sehen?" meinte Theo.

Auf Geheiß Mamas holte Olga die Schriftstücke herbei, welche nun zuerst Hodenberg unterbreitet wurden.

Nach flüchtiger Lektüre meinte der Baron: Knapp, präzis ist der Brief, eine vorzügliche Empfehlung enthält die amtliche Beilage. Eine andere Frage ist freilich, ob der adelige Bewerber in die hiesigen Verhältnisse passen wird. Der Mann war in Hofstellung! Bei Hof werden nur ganz gut qualifizierte Leute ge-

nommen, diese Tatsache spricht für den Mann; sein Gehen ist mit dem Wunsche, rascher Karriere zu machen, motiviert. Richtig ist, daß Hofstellungen mager bezahlt werden. In Privatstellung ist besserer Gehalt zu erreichen. Der Mangel an sonstigen Referenzen wird wohl durch das amtliche Zeugnis aufgewogen!"

Frau Helene bat um Vorlesung dieses Zeugnisses.

„Mit Vergnügen!" Hodenberg las nun, ersichtlich ungewohnt solcher Beschäftigung und mit häufiger falscher Betonung vor: „Nummer 1379a. Der Unterzeichnete bescheinigt hiermit dem Herrn Beda Wurm von Hohensteinberg, daß derselbe durch sechs Jahre im Königlichen Oberhofmarschallamt als Hofstaatssekretär angestellt war, sich in Vollführung hoher Aufträge geschickt und taktvoll erwiesen hat und darob mehrfach belobt wurde. Die Erledigung von Geschäften wirtschaftlicher Natur ist stets zur vollsten Zufriedenheit erfolgt. Die Entlassung erfolgt auf Wunsch des Herrn Wurm von Hohensteinberg, welcher um rascherer Karriere willen einen Verwalterposten bei Herrschaften anstrebt. Seine Qualifikation hiezu erscheint zweifellos. Es wird hiemit im Allerhöchsten Auftrag Weiland Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I. dem Herrn Wurm von Hohensteinberg die Allerhöchste Anerkennung für treu geleistete Dienste ausgesprochen und dies mit dem Amtssiegel bekundet.

Berlin C, Schloß, den 7. März 1886.
Königlich Preußisches Oberhofmarschallamt.
Graf Dietrichstein, Oberhofmarschall."

Im Familienkreise entwickelte sich eine regelrechte Debatte über diese Bewerbung für und gegen. Hodenberg gab den Ausschlag dadurch, daß er Frau Tristner empfahl, den Mann zu einer persönlichen Vorstellung auf Kosten der Familie zu veranlassen und ihm das Geld für die Rückreise zu garantieren.

Wehmütig sprach Frau Helene: „Was kann mir sein persönliches Erscheinen nützen? Ich werde ihn ja doch nicht sehen, sein Äußeres nicht beurteilen können!“

„Wenn gnädige Frau gestatten, werde ich als Ihr Stellvertreter dem Manne auf den Zahn fühlen, den Bewerber prüfen, und Ihnen nach bestem Wissen und Gewissen mein Urteil unterbreiten!“ erwiderte Hodenberg.

Als Eugenie ins Zimmer trat, um Frau Helene zur Nachtruhe zu geleiten, fragte Theo, wie in Sachen einer Verwalteranstellung die barmherzige Schwester und Krankenpflegerin stimmen werde. Eugenie erwiderte: „Unbedingt mit „nein“!“

Überrascht fragten Tristners nach dem Grunde dieses ablehnenden Votums.

„Weil ein Verwalter ganz und gar überflüssig auf Schloß Ried ist, und Zwietracht in das Haus bringen muß!“

„Ich will es mir doch noch überlegen!“ flüsterte Frau Helene und stützte sich auf ihre Führerin Eugenie.

Fast beleidigt erwiderte Hodenberg: „Ich werde zu prüfen wissen!“

„Davon bin ich überzeugt!“ flüsterte Olga, „Sie besitzen mein vollstes Vertrauen ganz und gar!“

Da nun auch Theo sich verabschiedete und „Gute

Nacht" wünschte, wurde die Familiensitzung aufgehoben und Abschied für die Nacht genommen.

Früher als sonst fand sich am Morgen der junge Schloß- und Brauherr im Kontor ein, um gemäß des Beschlusses im Familienrat den Bewerber um den Verwalterposten zu einer persönlichen Vorstellung brieflich einzuladen; da Theo aber die Papiere jenes Bewerbers nicht im Bureau vorfand, ging der junge Herr hinüber in das Speisezimmer und suchte dort nach dem Brief und Zeugnis. Sein Rumoren lockte Eugenie aus dem anstoßenden Gemache herbei, auf ihre Frage erfolgte Antwort, und nun bat Eugenie in bewegter Weise, den Mann nicht kommen zu lassen.

„Aber, liebe Eugenie, warum opponieren Sie gegen den Familienratsbeschluß? Haben Sie denn persönliche Gründe gegen eine Berufung?" fragte verwundert Theo. „Kennen Sie den Mann?"

„Nein!"

„Nun also! Jede Opposition muß doch begründet sein!"

„Ich habe nur das bange Gefühl, daß jener Mann Unglück ins Haus bringen wird!"

„Da Sie ihn gar nicht kennen, fehlt mir jedes Verständnis für das „bange" Gefühl, liebe Eugenie. Sind Sie vielleicht abergläubisch?"

„Nein, gewiß nicht! Mir schwant Unheil, ich möchte mit Bestimmtheit behaupten, daß über Schloß Ried und die Familie Tristner eine Katastrophe hereinbrechen wird, sobald jener Mann hier festen Fuß faßt, ja, sobald er nur erstmals hier erscheint".

„Das klingt ja geradezu mysteriös? Entweder wissen Sie Dinge, die Sie nicht sagen wollen, oder Sie wissen nichts; in letzterem Falle fehlt Ihrer Warnung doch jegliche Berechtigung. Warum sind Sie gegen ein Hierherkommen des Mannes, das uns keineswegs zu fester Anstellung verpflichtet? Eine persönliche Vorstellung muß nicht zum Engagement führen! Weshalb opponieren Sie so seltsam hartnäckig?"

Eugenie zögerte mit der Antwort, brennende Röte flammte in ihren Wangen, ein Zittern lief durch den geschmeidigen zierlichen Körper. Bebend sprach die junge Dame: „Kraft meiner Stellung im Hause habe ich allerdings kein Recht, irgendwie ein Wort zu äußern; ich kann nur bitten, es wolle die Familie Vorsicht üben und mir erlauben, meiner Sorge Ausdruck geben zu dürfen!"

„Alles ganz schön und gut, aber ich möchte doch wissen, weshalb Ihnen die keineswegs dem Abschluß nahe Angelegenheit Sorge bereitet!"

„Ich fürchte — nein, ich kann es nicht sagen!"

„Aber reden Sie doch, Eugenie! Sie gehören ja zur Familie, Sie stehen uns nahe, mir gegenüber werden Sie doch offen sein können, nicht?"

„Ihretwegen bin ich ja in größter Sorge!"

„Wie? Meinetwillen? Ich verstehe nicht! Bitte sprechen Sie!"

„O Gott, es wollen die Worte nicht über die Lippen! Ich fürchte nur zu sehr, daß —"

Theo ergriff Eugeniens Hand und blickte der Dame innig in die Augen. „Was befürchten Sie für meine Person?"

„.... die unausbleibliche Schmälerung Ihrer Herrenrechte!“

„Wie? Die Anstellung eines beliebigen Verwalters soll mich um meine Rechte bringen? Das ist ja gar nicht möglich!“

„Doch! Jeder mit Kompetenzen ausgerüstete Verwalter wird versuchen, das Regiment an sich zu bringen, wird bestrebt sein, sich zu bereichern . . .“

„Ach so! Eine zarte Fürsorge also! Gott, sind Sie ein ehrlich liebes Wesen! Keine Sorge, liebe Eugenie, ich bleibe Herr trotz Verwalter, und ich werde ihm schon auf die Finger sehen! Es rührt mich Ihre Fürsorge und Anteilnahme tief, sie beweist mir, wie herzlich Sie für uns fühlen! Um meinetwillen also wünschen Sie, daß kein Verwalter angestellt werde! Gott, Eugenie, nun sehe ich klar und fühle ich deutlich: In Ihrem Herzen lebt ein Gefühl für mich, ein Empfinden, das mich in höchstem Maße beglückt, das mich ahnen läßt, daß Sie mich lieben! Und ich will hochbeglückt gestehen, daß ich Sie liebe . . . “

„Halten Sie ein, Herr Theo! Es kann nicht sein, es ist unmöglich!“ Schluchzend riß sich Eugenie los und enteilte weinend.

Verblüfft stand Theo, unfähig, sich diese Worte wie das Gebaren erklären zu können. Eine Flut von Gedanken wälzte sich durch seinen Kopf. Warum soll es unmöglich sein, daß zwei Liebende ein Paar werden? Was muß angesichts der Weigerung Eugeniens dazwischen liegen, nachdem kein Zweifel bestehen kann, daß das liebreizende Mädchen ihn liebt? Vielleicht nur

die Angst, daß Mama Einspruch erheben könnte. Eugenie wird arm sein, wird befürchten, daß die dienende Stellung wie die Mittellosigkeit eine unüberbrückbare Kluft bilden müssen. „Na, ich brauche auf Geld nicht zu sehen, Gott sei Dank! Kommt Zeit, kommt Rat, ich werde auch noch hinter dieses Geheimnis kommen!“ flüsterte Theo, nahm die Papiere vom Buffet und begab sich in das Kontor, um nun den Einladungsbrief zu schreiben und zur Post zu schicken. Für Theo hat die Opposition des geliebten Mädchens nun keinerlei Bedeutung mehr, eine liebenswürdige, aber trotzdem lächerliche Marotte, weiter nichts!

Während Theo diese Angelegenheit ordnete, fand sich im Salon Tristners der junge Dorfarzt Doktor Freysleben, in ländliche Gala gekleidet und würdevoll steif, ein, nachdem er um Audienz beim gnädigen Fräulein gebeten hatte.

Olga erschien nach geraumer Zeit in Reittoilette, das lange Kleid gerafft tragend, und fragte verwundert, was der Herr Doktor just von ihr wünsche.

Doktor Freysleben stotterte: „O, Pardon! Ich bin zu unrechter Zeit gekommen, gnädiges Fräulein wollen ausreiten!“

„Allerdings, Herr Doktor! Doch wenn Ihre Angelegenheit nicht zu viel Zeit in Anspruch nimmt, bin ich gern bereit, gewünschte Audienz zu gewähren. Womit kann ich dienen? Bitte, nehmen Sie Platz!“

Freysleben stand wie angemauert und sprach schleppend: „Pardon! So schnell kann ich mein untertänigstes Anliegen nicht vorbringen, ich glaubte, ich

meinte, hm —Pardon — es ist halt mein altes Pech, daß ich immer den richtigen Moment nicht erwischen kann! Wirklich schade, daß gnädiges Fräulein gerade jetzt ausreiten müssen!“

„Darf ich fragen, was Sie von mir wollen? Wünschen Sie wirklich mich speziell zu sprechen?“ fragte ungeduldig Olga.

„Ja, Sie sind in meiner Angelegenheit die Hauptperson!“

Olga stutzte und rief: „Herr des Himmels, ich sehe jetzt erst, daß Sie in Gala sind! Sie wollen doch nicht . . .?“

Trübselig nickte der Dorfdoktor und seufzte zum Erbarmen.

„Bedaure sehr! Kann ich Ihnen sonstwie dienen?“

„Danke, nein! Die schönste Hoffnung meines Lebens ist vernichtet!“

„Meinerseits ist gewiß nichts geschehen, solche Hoffnung auch nur im geringsten zu wecken. Meiner Diskretion dürfen Herr Doktor sicher sein, ich werde meinen Familienangehörigen nichts davon sagen. Aber nun gestatten Sie, daß ich mich ergebenst empfehle, ich muß fort, „Fanny“ wird schon ungeduldig! Besten Dank für Ihre gute Meinung, es ist mir aber unmöglich!“

„Dürfte ich es wagen, auf einen Gesinnungswandel in späterer Zeit zu hoffen?“ stammelte Freysleben.

„Nein, Herr Doktor! Das heißt, es bleibe Ihnen unbenommen, auf unmögliches zu hoffen. Ein Wan-

del meiner Gesinnung zu Ihren Gunsten steht nicht zu erwarten! Guten Tag, Herr Doktor!"

Olga verbeugte sich graziös und schritt sporenklirrend aus dem Salon, um draußen im Hofe zu Pferd zu steigen. Freysleben konnte durch ein Fenster die herrliche Gestalt des Fräuleins hoch zu Roß erblicken, ein Augenblick, dann ritt Olga in scharfer Gangart des stallmutigen Pferdes aus dem Hof zur Landstraße.

„Abgeblitzt! Hätte es mir denken können!" murmelte Freysleben und schlich in gedrückter Stimmung aus dem Schlosse.

Fräulein Tristner jagte die Straße durch das Moor entlang in tollem Tempo und lachte vergnügt dazu. Die Werbung des Dorfdoktors kam ihr unsäglich komisch vor und reizte Olga zum Spott. „Ein Narr!" rief sie und bereute augenblicklich ihre Unvorsichtigkeit, denn Olga hatte sich, im Moment deutschen Trab reitend, infolge des Stoßes auf die Zunge gebissen. Ärgerlich gab sie dem Pferd einen Sporenstich, „Fanny" ging sofort in Galopp über und raste über den weichen Moorgrund längs der Straße dahin. Fast hätte Olga Zügel und Sitz verloren, und nun hieß es alle Aufmerksamkeit dem Pferd widmen und die Herrschaft über „Fanny" wiedergewinnen.

Bis hart an das Bahngeleise kam Olga, doch von Baron Hodenberg war nichts zu sehen, die Erwartung, ihn irgendwo in Beaufsichtigung der Straßenverbesserungsarbeiten zu treffen, blieb unerfüllt. Wo mag der Freiherr nun sein? Sollte er ins Städtchen gefahren

oder etwa unglaublicherweise zum Sommersprossenfräulein geeilt sein? Olga riß bei diesem Gedanken so heftig an der Kandare, daß ihr Pferd zusammenzuckte und dann zu steigen begann. Auf den Hals klopfend und Luft gebend, beruhigte Olga das Roß und flüsterte: „Du kannst ja nichts dafür!“ Gleich darauf trabte sie aber scharf in der Richtung gegen Zankstein, gefoltert von peinigenden Gedanken der Eifersucht und der Befürchtung einer Fahnenflucht Hodenbergs, wenn nicht gar völliger Untreue. Auch die Erinnerung an die Szene mit Doktor Freysleben konnte nicht angenehm wirken; ist der Dorfarzt sicher kein Freier, auf dessen Werbung man stolz sein könne, ehrlich gemeint war seine Bitte, und der schlechteste Werber der sozialen Stellung nach ist der Doktor sicherlich nicht. Ja, Olga mußte sich selbst sagen, daß sie gar nicht berechtigt sei, übergroße Ansprüche zu erheben mit ihrem „Schönheitsfehler“; dem Vermögen nach allerdings brauchte nicht der erstbeste Werber berücksichtigt zu werden. Den biederen Landarzt ließ sie abblitzen, ja nicht einmal ordentlich ausreden, um so schnell als möglich einem Manne nachzulaufen beziehungsweise zu reiten, der sich nun nicht finden läßt, womöglich bei der bedeutend vermöglicheren Zanksteinerin sitzt und ihr die Cour schneidet. Jäh erinnerte sich Olga nun auch, wie auffallend Benedikte in Gegenwart Hodenbergs den entstellenden alten Strohhut entfernte, die Mantille ablegte, offenbar berechnete Absicht seitens der Zanksteinerin, die Komödie spielt mit ihrer Liebäugelei für ländliche Einfachheit und Sparsamkeit. Benedikte ist

kaum einige Jährchen älter als Olga, also noch jung, üppig gebaut, reich, unabhängig, sie kann, wenn sie will, sich den schönsten jungen Mann kaufen, ist vielleicht just so recht nach Geschmack Hodenbergs, der, wie die meisten jungen Männer für das Volle schwärmen wird. Gescheit, ja geistreich ist die Zankſteinerin auch, der Neid muß ihr das lassen, selbst Olga in wütender Eifersucht kann dies nicht abstreiten. Es wäre somit nicht nur kein Wunder, sondern sogar erklärlich, wenn der Baron bei Benedikten im warmen Nest sitzt, sie anschmachtet und schließlich um sie anhält. Was wird nun die Zanksteinerin sagen, wenn das Fräulein Tristner mit essigsaurer Miene angeritten kommt und den entlaufenen Werber einzufangen trachtet? Muß Olga da nicht blamiert erscheinen?

Mit jähem Ruck hielt das Fräulein den Gaul an und kehrte, einem plötzlichen Entschlusse folgend, um. Nur keine Blamage! Lieber auf den leichtsinnigen, wankelmütigen Durchbrenner verzichten! Wer weiß, ob Hodenberg überhaupt so gut situiert ist? Die paar noblen Trinkgelder beweisen nichts, auch spricht es nicht eben für immensen Reichtum, daß der Baron kostenlos im Schlosse Ried wohnt. Vielleicht ist er gar nicht von Adel, ja möglicherweise zieht er sich aus anderen Gründen von der Gesellschaft zurück, als er anzugeben beliebte.

„Pfui!“ rief Olga sich selbst zu, „ich verdächtige aus Eifersucht den Mann, welchen ich liebe und zum Gatten mir wünsche!“

Sporenstich und Gertenhieb brachten „Fanny“ in

sausenden Galopp, Fräulein Tristner kam auf dampfendem Pferde auf die Straße nach Ried, just in dem Augenblick, da Baron Hodenberg vom Städtchen in hochbepacktem Wagen heranfuhr.

Vor Freude strahlend, überglücklich darüber, alle Befürchtungen mit einem Male zerstreut zu wissen, trabte Olga dem Wagen entgegen. Jetzt verschlägt es nichts mehr, dem Baron zu zeigen, wie groß die Freude des Wiedersehens ist. Aber das Begrüßungswort erstarb Olga auf der Zunge beim Anblick Hodenbergs, der für das Fräulein keinen Blick zu haben schien und angsterfüllt, verzerrter Miene, nach rückwärts gewendet im Fonds stand und die Straße zum Städtchen beäugte.

Was mag das bedeuten? Befindet sich der Baron auf der Flucht, befürchtet er nacheilende Verfolger? Und wenn dies der Fall, weshalb um Himmelswillen?

„Herr Baron!“ rief Olga mit heiserer, bebender Stimme.

Jäh, erschreckt wandte sich Otto von Hodenberg um. „Ach so! Pardon! Gnädiges Fräulein hier und zu Pferd! Kutscher, halt!“ Schnell verließ der Baron seinen Wagen und trat zum Pferde Olgas. „Bin hochbeglückt, gnädiges Fräulein unterwegs zu treffen, eine sehr angenehme Begegnung! Sind Fräulein Olga auf dem Heimritt?“ sprach Hodenberg und schielte die Straße zurück.

„Ja, Herr Baron! Wie ich sehe, führen Sie großes Gepäck mit, Sie ziehen wohl von Landsberg völlig weg?“

„Richtig erraten, gnädiges Fräulein! Habe meine

Effekten geholt, werde über den See tiefer hinein in die Einsamkeit ziehen."

„Darf ich fragen, was Herrn Baron so plötzlich veranlaßt, das Städtchen und Schloß Ried zu verlassen?"

„Mein Gemütszustand, Fräulein Olga! Die Sehnsucht nach völliger Einsamkeit, Ruhe und Abgeschiedenheit! Doch hierüber können wir besser hinter verschwiegenen Mauern plaudern. Wenn angenehm, fahren wir ins Schloß!" Wieder blickte Hodenberg ängstlich die menschenleere Straße gen Landsberg entlang.

„Bitte, Herr Baron, helfen Sie mir vom Pferde!" rief Olga fast trotzig, entschlossen, diesem rätselhaften Gebaren auf den Grund zu kommen.

Hodenberg fügte sich, anscheinend ungern, leistete übliche Handhilfe, und alsbald stand Olga neben ihm und nahm den Trensenzügel ihres Pferdes in die Rechte, während sie mit der Linken das Reitkleid gerafft trug. „Bitte schicken Sie den Wagen nach Hause, wir gehen zu Fuß hinterdrein, ich möchte mit Ihnen sprechen."

„Ganz zu Befehl, Gnädigste! — Kutscher, heimfahren nach Schloß Ried!"

Als der Wagen sich entfernt hatte, begann Olga erregt zu sprechen und zu bitten, ihr die Wahrheit zu sagen bezüglich der überraschenden Wohnortsverlegung. „Sie werden zugeben, Herr Baron, daß Ihr plötzlicher Entschluß, uns zu verlassen, ebenso überraschen, wie unangenehm berühren muß. Der Entschluß wirkt peinlich, weil wir keine Ahnung haben über das Motiv."

„Verzeihung, Fräulein Olga! Ich sagte bereits: mein Gemütszustand bedingt Unstetheit, es ist eine Art Verfolgungswahn, momentan leide ich unter dem deprimierenden Gefühl, von Häschern, besonders von Gendarmen verfolgt zu werden, ich habe nun keine Ruhe mehr und muß fort. Daher hole ich meine gesamten Effekten, die unter anderem auch den kostbaren Familienschmuck und die Kleinodien meiner Mutter, der Baronin Hodenberg, geborene Komtesse Platen, enthalten, sowie weitere Wertgegenstände, die mir im Hotel nicht sicher genug aufbewahrt erschienen!" Hodenberg hatte dies hastig gesprochen und dabei mehrmals nach rückwärts Auslueg gehalten.

„Herr Baron! Ich glaube kein Wort von dem, was Sie soeben sagten!" rief Olga und blieb mit dem Pferde mitten auf der Straße stehen.

„Wieso? Warum? Muß ich etwa gar mein Kavalierswort zur Bekräftigung verpfänden?"

„Sie sind nicht gemütskrank! Es fehlen alle sonstigen Anzeichen! Sie sind nicht einmal im landläufigen Sinne nervös veranlagt! Sie erfreuen sich einer geradezu idealen Gesundheit! Weshalb schützen Sie Gemütskrankheit vor? Warum wollen Sie uns, mich verlassen?"

„Ist Ihnen denn mein Abgang irgendwie unangenehm?"

„Unangenehm—schmerzlich wäre mir Ihr Scheiden!"

„Schmerzlich? So dürfte ich vielleicht glauben, hoffen, Ihnen und Ihrem Herzen nicht — gleichgültig und bedeutungslos zu sein?"

Olgas Wangen erglühten, hastig schritt das Mädchen weiter und zog das Pferd nach sich.

Schritt haltend blieb Hodenberg an ihrer Seite. Er wiederholte die Frage dringlichen Tones.

„Ich muß Ihnen sagen, daß heute morgen ein Herr um meine Hand angehalten hat, und von mir selbstverständlich diese Werbung zurückgewiesen wurde."

„Und weshalb zurückgewiesen?"

„Weil mein Herz einen andern liebt!"

„Und dieser andere heißt?"

„Baron Hodenberg!"

„Olga! Welches Glück will mir erblühen! So dürfte ich wirklich hoffen, mit Ihnen verbunden zu werden für das Leben, glücklich zu werden an Ihrer Seite? O empfangen Sie heißen, glühenden Dank für das beglückende Wort! Ich vermag nicht auszusprechen, wie sehr mich Ihre Liebe beglückt! O, ich werde bis zum letzten Atemzug bestrebt sein, mich dieser beseligenden Liebe würdig zu erweisen, auf den Händen will ich dich tragen, du Herrliche! du Göttin!"

„Halt, Herr Baron! Nicht bedingungslos will ich Ihre Gattin werden!"

„Bedingungen? Kann ein liebend Herz Bedingungen diktieren?"

„Gewiß! Es muß vorher alles klar sein zwischen uns! Bevor wir am Altar vereint werden, muß ich völlige Kenntnis Ihrer Verhältnisse haben, muß ich wissen, was Sie zu dem weltscheuen Wesen veranlaßt. Aus Ihren Augen spricht die Lebenslust der Jugend; der erwähnte Hang zur Einsamkeit ist nicht natürlich

und darum nicht echt! Klarheit, Herr Baron! Ich bin als Ihre Braut der treueste Freund und verdiene Offenheit und Wahrheit!"

„Heißen Dank für Ihre Liebe, teuerste Olga! Besehen Sie zu Hause meine Effekten, die Ihnen Klarheit geben werden über meine Verhältnisse. Ich bin gut situiert, jedoch gezwungen, aus politischen Gründen der Heimat fern zu bleiben. Nach einer reichen Frau zu angeln, hab ich nicht nötig, doch ist eine Konsolidierung nicht unerwünscht. Bar und bar gibt immer guten Klang!"

„Sie rechnen auf bare Mitgift? Wenn Sie sich hierin nur nicht täuschen! Gewiß wird meine Mitgift beträchtlich sein, doch unser Vermögen steckt im Grund und Boden und in der Brauerei! Es wird nicht angängig sein, mein Kapital rasch herauszuziehen. Ich liebe Klarheit über alles, daher spreche ich auch hierüber mit aller Offenheit! Wir müssen uns ja klar sein über unsere Zukunft! Als Ihre Braut frage ich: Werden Sie nun Schloß Ried wirklich verlassen?"

„Ja!"

„Wie?"

„Verlobte dürfen doch nicht unter gemeinsamem Dache wohnen!"

„Das ist die Auffassung kleiner, bürgerlicher Leute! Wir wohnen in einem Schloß, das groß genug zu räumlicher Trennung ist, und sind erhaben über kleinstädtische Meinungen. Ich bitte, bleiben Sie wohnen in den bereits bezogenen Apartements! Und als einstweilen heimlich verlobtes Paar — mit Mama spreche

ich nächster Tage — wollen wir versuchen, das Gespenst Ihres Verfolgungswahnes zu bannen durch regen Verkehr mit der Nachbarschaft, durch häufige Ausflüge! Ich möchte nach erfolgter offizieller Verlobung, namentlich bei der Freundschaft im Städtchen etwas prunken mit meinem Bräutigam, bitte nehmen Sie mir das nicht übel, Herr Baron; ein ‚Landkonfekt‘ hat dergleichen Sehnsucht und Wünsche und kann solche nicht unterdrücken."

Hodenberg beteuerte, überglücklich zu sein und sich ganz den Wünschen der heißgeliebten Braut fügen zu wollen. Die Verlobten tauschten Ringe zur Bekräftigung des Bündnisses. Hodenberg schwor abermals, des Lebens höchstes Glück errungen zu haben, doch hinderte ihn dieser Schwur ein Stündchen später nicht, seine Koffer statt ins Schloß, zum Postwirt im Dorfe Ried zu schicken und dort Quartier zu bestellen. Unauffällig dirigierte der Baron auch seine übrigen Effekten dorthin und war „ausgezogen", ohne daß die Schloßbewohner dies merkten. Zu den Mahlzeiten erschien Hodenberg jedoch wie bisher im Familienkreise.

III.

Der kerngesunde wuchtige Bräumeister Haferditzel hatte den „Neuen", wie der zur persönlichen Vorstellung auf Geschäftskosten eingeladene Herr von Wurm-Hohensteinberg kurzweg vom Personal genannt wurde, von der Bahnstation abgeholt und mit dem Schimmelfuhrwerk ins Schloß gebracht. Vieles Reden ist Haferditzels Gepflogenheit nicht, er ließ den „Neuen" im breiten Flur stehen, sagte trocken: „Sein S' so gut und warten S' da ein bissel!" und stapfte zur Meldung in die Apartements des jungen Herrn Tristner.

Theo warf die Zigarette in den Aschenbecher und fragte: „Nun, wo ist er denn, der Verwalter in spe?"

„Unten steht er und macht einen Mordskopf!"

„Herr des Himmels! Haferditzel, Sie sind ein Reichskamel! Läßt der sackgrobe Mensch einen Hofstaatssekretär im Flur warten! Holen Sie ihn, nein, ich werde den Herrn selbst heraufgeleiten. Apropos, welchen Eindruck macht der Mann?"

„Mir gefällt er nicht, er hat was Besonderes im Aug, einen merkwürdig scharfen Blick, sonst ist er ein sauberer Mann, verflucht noblicht im Auftreten, sowas wie: ‚gelernt hab ich nix, aber arrogant bin ich'!"

„Eine feine Charakteristik! Na, ich werde ja gleich selber sehen! Gehen Sie in die Brauerei hin-

über und halten Sie sich bereit, den Herrn herumzuführen!"

Unten im Flur begrüßte Theo den „Neuen" und bat, den Formverstoß Haferditzels entschuldigen und gütigst in den Salon treten zu wollen.

Herr Beda Wurm zeigte sich in Sprache und Haltung als gewandter, feingeschulter Hofbeamter und gewann Theo schon in den ersten Minuten für sich. Nur der seltsam durchdringende Blick wirkte etwas unangenehm, doch hoffte Theo, sich daran gewöhnen zu können.

Die Herren saßen sich gegenüber im Salon; Wurm aufrecht respektvoll, den Kopf etwas nach vorn geneigt, die merkwürdig aufgekämmten Augenbrauen zusammengezogen, so daß eine Art Schleier über das blitzende Auge gespannt zu sein schien. Theo saß lässig in der Haltung und insofern ungünstig, als das Tageslicht auf ihn fiel, während das Antlitz Wurms im Schatten sich befand.

Tristner junior äußerte das Bedauern, den Herrn von Hohensteinberg nicht sofort den Damen vorstellen zu können, da dieselben eine Wagenfahrt nach Heilbrunn unternommen haben und erst zum Abend zurückerwartet werden. Indessen könne auch ohne Damen ein Imbiß eingenommen werden; damit lud Theo den Besucher zum Dejeuner ein.

In höflicher Weise bat Wurm jedoch, davon Abstand nehmen und ihm einen Rundgang auf der Besitzung sowie alle nötige Information gewähren zu wollen. „Immer erst Dienst und Geschäft, so bin ich

es seit langen Jahren gewöhnt; man denkt auch bei Hof völlig kavalleristisch: erst der Gaul, dann der Mann!"

„Ah, Sie haben gedient?"

„Jawohl mein Herr, Feldzug mitgemacht, die Attacke von Mars la Tour mitgeritten." Anscheinend blickte Wurm Theo ins Gesicht, in Wahrheit aber musterte der Mann ohne merkliche Kopfwendung den jungen Herrn sehr scharf und blickte weit nach links und rechts im Salon umher, alles gründlich beobachtend.

„Sehr interessant! Wenn Sie gestatten, werde ich später darauf zurückkommen und Sie um detaillierte Erzählung bitten." Theo ging nun auf das Geschäftliche über und erwähnte, daß speziell das Zeugnis des Oberhofmarschallamtes die Veranlassung zur Bitte um persönliche Vorstellung gegeben habe.

„Freut mich, mein Herr! Graf Dietrichstein Exzellenz war mir ein gnädiger Gönner und geruht, mir hin und wieder zu schreiben."

„Sie fanden wohl nicht volle Befriedigung im Hofdienst?"

„Nein, ich suche eine Stellung, die eine gewisse Selbständigkeit gewährleistet, bei Hof ist dergleichen ausgeschlossen; nur in bestimmten Fällen ist man mit plein pouvoir ausgerüstet, und solche Aufträge erfordern bekanntlich ebensoviel Geschicklichkeit wie Takt, wenn die Zufriedenheit hoher und höchster Herrschaften erworben werden will."

„Ist Ihnen klar, welche Aufgabe Ihrer hier harren würde?"

„Ein Verwalterposten, denke ich, Landbrauerei und deren Buchführungsüberwachung, im Nebenamte die Oberleitung des Landwirtschaftsbetriebes, Mast und dergleichen, nicht?"

„Richtig, Sie scheinen bereits alles erfaßt zu haben oder gut informiert zu sein."

„Pardon, mein Herr, zur Vermeidung von Mißverständnissen sei gleich in der ersten Stunde gesagt: Buchführung nach streng kaufmännischen Prinzipien, das heißt das Amt des Buchhalters in specie übernehme ich nicht, will nur der Vorstand und Dirigent sein, kaufmännischer Direktor so zu sagen, Chef von det Janze, wie man in Berlin sagt."

„Gut! Dann werde ich nach Wunsch meiner Mutter den Außendienst poussieren, wenngleich dies wenig nach meinem persönlichen Geschmack ist."

„Mit Ihrer Zustimmung werde ich zur Orientierung diesen Außendienst mit Ihnen eine Zeitlang mitmachen; nach meiner Auffassung ist es nötig, klaren Blick über das ganze Geschäft zu gewinnen, in den einzelnen Zweigen sollen spezielle Arbeitskräfte wirken, und deren Kontrolle wird mir angenehme Pflicht sein. Ich werde nie außer acht lassen, daß Herr Tristner gewissermaßen der oberste Kriegsherr ist und ich, sofern wir zum Vertragsabschluß kommen, sein erster General."

Theo nickte zustimmend.

„Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß Herr Tristner einer gewissen Schonung in gesundheitlicher Beziehung bedürfen, und daß solche Rücksicht-

nahme die Anstellung eines Verwalters wünschenswert erscheinen ließ. Bin ich einmal eingearbeitet, würde ich eine längere Badekur und im besonderen eine Reise nach dem Süden empfehlen."

„Ich reise ungern, allein schon gar nicht!"

„Vielleicht gelingt es mir, Ihre Sympathien zu gewinnen, die Sie veranlassen werden, mich als Reisemarschall mitzunehmen. Habe Erfahrung und Gewandtheit für dieses Amt, kenne den Süden gut, spreche mehrere Sprachen."

„Hm! Verlockende Aussichten! Aber Sie sollen ja daheim mich vertreten —!"

„Ein krankes Geschäft, das den Verwalter auf einige Wochen nicht entbehren kann! Doch bitte, bleiben wir beim Nötigsten! Ich bitte um Erlaubnis, den wie mir scheint hochherrschaftlichen Besitz besichtigen zu dürfen!"

Theo geleitete den Besucher zur Brauerei, entschlossen zum Engagement des ihm bis auf den heillos durchdringenden Blick sehr sympathischen Mannes. Für Noblesse und sicheres Auftreten hatte Theo immer Vorliebe.

Von der Bierfabrikation verstand nun Wurm so viel wie nichts, das merkte der fachmännisch gebildete junge Brauherr rasch; aber der zukünftige Verwalter hat gesunde Ansichten über Betriebserweiterung und bessere Kapitalsanlage, insbesondere empfahl Wurm Verbindung mit einer reellen Bank, Ermäßigung des Bankdiskonts, kurz, billigeres Arbeiten und schärferes Eintreiben überlang ausstehender Guthaben. Gutmütig-

keit räche sich, und unsichere Kantonisten stoße man lieber aus, einmal bleiben sie ja doch hängen und das Geld sei verloren. Kürzung des Kredites könne aber der Chef selbst nicht gut vornehmen, Rücksichten aller Art binden ihm die Hände, ein Verwalter könne schärfer vorgehen und zugreifen.

Derlei klang Theo ganz erwünscht in die Ohren, das Geschäft arbeitet mit übergroßen Außenständen, und öfter als angenehm herrscht eine gewisse Geldknappheit.

„Produzieren Sie ausschließlich mit einheimischen Erzeugnissen wie Gerste und Hopfen?"

„Zum größten Teil, ja!"

„Ohne zwingenden Grund?"

„Je nach der Preislage!"

„Gut! Etwas böhmischen Hopfen würde ich befürworten, auch wenn der Saazer zufällig hoch im Preise steht. Doch bleibt das der Kompetenz des technischen Leiters überlassen, in welche ich mich nicht einmischen will. Lediglich die Kontrolle soll Aufgabe meinerseits sein. Wohl ein trockener Mensch, dieser Bär von Braumeister?"

Theo lachte. „Bär ist gut, stimmt völlig! Treue Seele und tüchtig im Fach!"

„Produkt etwas leicht, hörte ich. Wird wohl auf dem Lande überall so sein mit Rücksicht auf den kleinen Bierpreis?"

„Ganz richtig! Wir müssen den Malzaufschlag wie die Großbrauereien bezahlen, können aber nicht so viel Bier aus dem gleichen Malzquantum erzeugen wie die Münchener!"

„Maschinen her, daran liegt es!"

„Das ist richtig, es steckt aber schon genug Kapital in der Brauerei!"

„Falsche Sparsamkeit, allergnädigster Herr! Was ein Sedlmayer kann, wird auch Schloß Ried können. Doch das hat ja alles Zeit. Euer Hochwohlgeboren dürfen übrigens überzeugt sein, daß ich niemals eigenmächtig vorgehen werde, immer nur mit allerhöchster Zustimmung und unter Anhörung des technischen Leiters, gewissermaßen nach erfolgtem Kronrat. Ich denke, wir werden bei solcher Behandlung der Angelegenheiten gut miteinander auskommen und gut fahren!"

„Davon bin ich jetzt schon überzeugt!"

Man begab sich in die Abteilungen des Ökonomiebetriebes, und hier zeigte sich Wurm wesentlich vertrauter mit Wirtschaftsangelegenheiten, insonders mit Pferdezucht und Marstallwesen.

An die Besichtigung der Gebäulichkeiten schloß sich ein Spaziergang durch das Dorf Ried. Theo erzählte, daß sämtliche Dorfwirte selbstverständlich von der Schloßbrauerei mit Gerstensaft versorgt würden, und schlug vor, ein Glas in der „Post" zu trinken.

Als beide Herren in die allgemeine Zechstube eintraten, bot sich Theo eine große Überraschung insofern, als er Baron Hodenberg inmitten von Dörflern bei einer solennen Sektsuite erblickte. Der Kavalier erzählte just von seiner direkten Abstammung von Heinrich dem Löwen, und daß er von seinem erlauchten Ahnherrn die Gemütskrankheit geerbt habe, weshalb er

von Zeit zu Zeit Sekt trinken müsse. Hodenberg schien peinlichst überrascht von dem unvermuteten Eintreten Tristners, unterbrach seine Erzählung sofort und fixierte forschend den Begleiter Theos.

„Nun, lieber Baron, Sekt in allen Ehren, aber ich als Brauherr muß wohl oder übel beim Bier aus meinem Hause bleiben. Wollen wir uns im Herrenstübchen niederlassen?"

Hodenberg erhob sich nun und bat Theo um Vorstellung, die sogleich erfolgte, kühl und unter gegenseitiger schärfster Beobachtung. Es schien Theo, als mißtrauten sich die Herren in ungewöhnlicher Weise, auch unterblieb der übliche Handschlag. Hodenberg kehrte den hochmütigen Edelmann heraus, als er hörte, daß Wurm der neue Verwalter sei. Dieser hingegen zeigte sich fast verletzend frostig und äußerst wortkarg.

Theo spendierte den anwesenden Zechern ein Faß Bier zum Ersatz des abgebrochenen Sektgelages, und trat dann mit beiden Herren in das Honoratiorenstübchen.

Da Hodenberg bat, beim Sekt bleiben zu dürfen, willigte Theo ein, einigen Flaschen den Hals zu brechen, bestellte aber vorher für sich und Herrn Wurm von Hohensteinberg Bier.

Als die Humpen auf dem Tische standen und Wurm den ersten Schluck genommen, fragte Theo: „Nun, was sagen Sie, Herr Feldmarschall in spe, zu Haferditzels Kunst im Biersieden?"

„Süffig, leicht, Neurasthenikerbier! Alle Achtung, ich möchte aber nicht schmeicheln, allergnädigster Herr!"

Hodenberg warf ein: „In mancher Hinsicht an Hannoveraner Bier gemahnend, nur dunkler und bedeutend leichter! Trinke aber lieber Sekt zur Nervenberuhigung.“

Wurm hatte aufmerksam zugehorcht und sprach jetzt langsam, fast lauernd: „Sie sind Hannoveraner?“

„Die Hodenbergs sind wie die Hallermund, Platen uralter hannoverscher Adel!“ erwiderte trotzig der Baron.

Eine peinliche Stille trat ein, die Herren fixierten sich gegenseitig sehr scharf.

Theo legte sich ins Mittel, offerierte Zigaretten und bat um „Stimmung“. Wurm lachte, es blieb aber doch ein gewisser Mißton, eine merkliche Gereiztheit zurück, und Hodenberg entschuldigte seinen frühen Aufbruch mit Zwang, dringende Briefe schreiben zu müssen.

Nach seinem Weggang grinste Wurm höhnisch und spottete: „Der wird viel Briefe schreiben mit Sekt im Schädel!“

„Sie scheinen just keine Sympathie für unseren Gast im Schlosse zu hegen!“ meinte Theo gutmütig.

„Nein! Ich habe das Gefühl, daß etwas an dem Manne nicht echt ist!“

„Nicht möglich!“ rief überrascht Tristner aus.

„Doch! Beachten Sie nur die Situation, in welcher wir den Herrn getroffen haben: sitzt der Kerl — Pardon der Baron im Kreise gemeiner Bauern, kneipt mit ihnen Sekt und schwadroniert den Kerls vor, daß er von Heinrich dem Löwen abstamme! Glauben Herr Tristner wirklich, daß ein echter Kavalier sich soweit vergißt und in solche Situation bringen wird?“

„Sonderbar allerdings! Hodenberg sagt, er sei gemütskrank!“

„I wo! Pathoformes Lügen, wenn nicht Streifung des Strafgesetzes, psychisches Leiden äußert sich wesentlich anders. Nun, mich hat die Geschichte ja nichts zu kümmern, zur Zeit wenigstens nicht; als fürstlich Tristnerscher Beamter allerdings würde und wird es meine Pflicht sein, dem Herrn, solange er Gast des Hauses Tristner ist, auf die Finger zu sehen!“

„Huhu!“ lachte Theo, „auf die Finger sehen! Sagen Sie doch gleich, der Baron stehle silberne Löffel! — Es freut mich aber erneut zu sehen, wie sehr Sie bestrebt sind, unsere Interessen wahrzunehmen.“

„Bitte, nur meine Pflicht!“

Am Abend erschienen die Herren zu Tisch im Speisesaale, nachdem Wurm der blinden Frau Tristner von Fräulein Olga vorgestellt worden war. Die Aufnahme war bei den Damen kühl konventionell; umso herzlicher stellte sich Theo zum Verwalter, den fest zu engagieren der junge Schloßherr entschlossen ist. Olga blieb ablehnend, frostig und gab einsilbige Antworten; Frau Helene versuchte, sich aus Ton und Sprechweise des Fremden ein Urteil zu bilden, da ja ihre Augen den Dienst versagen. Eugenie war nicht zu Tisch erschienen. Als Theo nach ihr fragte, gab Olga Auskunft dahin, daß dringende Arbeit Eugenie oben noch festhalte. Unvermittelt wandte sich Olga an den Bruder mit der Frage, weshalb Baron Hodenbergs Platz am Familientische leer sei.

„Pardon, habe ganz vergessen, Hodenberg

ließ sich entschuldigen, er muß dringende Briefe schreiben."

An der Verbindungstüre, welche im oberen Teile eine Glasfüllung hatte, tauchte ein Frauenkopf auf, neugierige Augen funkelten und musterten den fremden Gast am Familientische. Nur einen Moment, dann verschwand der Frauenkopf vom Türfenster.

Frühe zogen sich die Damen zurück, es mußte Olga die Mutter hinaufführen, da Eugenie gegen alle Übung und Gewohnheit unsichtbar blieb, und Mama auch zu Bett bringen.

Theo ließ Wein bringen und verweilte in Wurms Gesellschaft noch ein Stündchen, um sodann den Gast in eines der Fremdenzimmer zu geleiten. Morgen soll der Vertrag entworfen und unterzeichnet werden.

Vom Weitsee herein steuerte ein Fischer seinen mit Beute beladenen Kahn am Morgen. Je näher es der schilfbewachsenen Buchtung zuging, desto kräftiger mußte der Fischer arbeiten, im Kleinsee nahe des Dorfes ist der Wasserstand gering, die Binsen stehen dicht und hemmen den Nachen. Plötzlich ließ der Fischer das Ruder sinken, entsetzt fällt sein Blick auf einen Frauenkörper im Wasser mit ausgebreiteten Armen, das Gesicht dem Wasser zugekehrt. Vom Wellenschlag bewegt, schwankt die Leiche dem Ufer zu. Trotz des Schreckens will der Fischer, wenn noch möglich, Hilfe bringen, er treibt den Kahn mit wuchtigen Ruderstößen vorwärts und steuert auf den Frauenkörper zu, greift mit festem Griff in die vom Wasser aufgebauschten Kleider und zieht den Körper in den Nachen. Jam-

mernd erkennt der Mann in der Leiche die schöne Hausrepräsentantin Eugenie vom Schloß Ried.

Wie das arme Fräulein nur ins Wasser geraten sein mag? Ob Hilfe möglich ist?

Schnell brachte der Fischer den grausigen Fund an Land und barg den Körper in seinem Häuschen, wo er Wiederbelebungsversuche anstellte. Unterdessen lief sein Weib zum Arzt Freysleben im Dorfe, der alsbald erschien und nun seinerseits Wiederbelebungsversuche anstellte. Vergebliche Mühe, das Leben ist entflohen, muß schon vor vielen Stunden gewichen sein. An Selbstmord vermag Doktor Freysleben nicht zu glauben, er für seine Person wüßte wahrlich kein Motiv anzugeben. Freilich kennt der Arzt die näheren Verhältnisse Eugeniens nicht, er weiß nur wie alle Dorfbewohner, daß die junge Dame wohlgelitten im Schlosse und allgemein beliebt gewesen ist. Die Möglichkeit eines Selbstmordes verneinend, nahm Doktor Freysleben eine genauere Untersuchung der Leiche vor und wollte es ihm scheinen, als sei ein Druck auf die Luftröhre respektiv auf die Respirationsorgane bewirkt worden, dem zufolge Erstickung habe eintreten müssen. Demnach liegt Mord vor, die Dame wurde bereits als Leiche in den Kleinsee geworfen.

Doktor Freysleben hielt sich verpflichtet, im telegraphischen Wege Anzeige bei Gericht in Landsberg zu erstatten, und die Leiche einstweilen im Beinhaus des Friedhofes aufbewahren zu lassen. Im Schlosse meldete er das grauenhafte Ereignis persönlich Herrn Tristner, der soeben den Vertrag mit Wurm unterzeichnet hatte.

Theo geriet vor Schreck außer sich und jammerte herzzerbrechend um Eugenie, die seinem Herzen so nahe gestanden. Nicht minder entsetzte sich Olga, bemeisterte sich aber doch so weit, daß sie den Domestiken verbot, der Mama auch nur die geringste Mitteilung zu machen.

Inmitten der ihn umbrandenden Aufregung hielt es Herr Wurm für angemessen, ohne besonderen Abschied das Schloß zu verlassen. Seine Angelegenheit ist durch Vertragsabschluß erledigt, den Kontrakt hat er in der Tasche, der zweifellos hier sehr angenehme Dienst ist am nächsten Monatsersten anzutreten, die Kosten der Vorstellungsreise sind ersetzt, ein Verweilen hätte somit keinen Sinn und müßte angesichts des traurigen Ereignisses seinerseits geradezu taktlos erscheinen. Am Tode einer ihm unbekannten Repräsentationsdame hat Wurm keinerlei Interesse, höchstens könnte man sich wundern darüber, daß sich ein Mörder just ein solch harmloses Opfer ausersehen habe. Wurm bat im Marstall um ein Fuhrwerk und wurde alsbald zur Bahnstation gefahren.

Ein Telegramm je an Doktor Freysleben und Theo Tristner befahl Aufbewahrung der Leiche und kündigte die Ankunft der Gerichtskommission für den Nachmittag an.

Alles war in höchstem Maße aufgeregt, weil die Kunde von einer Ermordung nicht geheim gehalten worden war. Seit Menschengedenken ist ein Mord nicht im Moor vorgekommen, es ist geradezu undenkbar, daß die harmlose, allgemein beliebte Gesellschafterin vom

Schloß Ried das Opfer eines Mörders sein könne. Schmuck und Geld wird die arme Eugenie Dobler nicht besessen haben, was kann also einen Menschen bewogen haben, sie um das Leben zu bringen?

Die Aufregung steigerte sich, als die Gerichtskommission angefahren kam, Doktor Thein, der Amtsrichter von Landsberg, mit einem Aktuar und zwei Gendarmen. Doktor Thein beauftragte den Rieder Arzt, die Stellvertretung des erkrankten Gerichtsarztes zu übernehmen und später die Obduktion durchzuführen.

Ein trockener Jurist dem Rufe nach, entwickelte Doktor Thein als Untersuchungsrichter volle Energie und Umsicht. Zunächst wurde die Augenschau am Kleinsee vorgenommen, die angrenzende Bewohnerschaft in den Gasthof zur „Post“, wo eine Stube als Kanzlei eingerichtet wurde, zitiert und bezüglich etwaiger Wahrnehmungen verhört. Niemand weiß aber auch nur das geringste anzugeben. Eugenie wurde auf dem Wege zum Kleinsee nicht gesehen, man hat sie auch nicht rufen gehört, es war niemand am Ufer. Aber auch von einer Mannesperson, die etwa der Mörder hätte sein können, wurde nichts wahrgenommen. Der aufgerufene Fischer erzählte dem Untersuchungsrichter, wie er auf Heimfahrt den Körper im See gefunden und nach alter Praxis Wiederbelebungsversuche angestellt, und sein Weib um den Rieder Arzt geschickt habe. Mehr wußte der Fischer nicht anzugeben.

Der Fall scheint sonach rätselhaft zu werden. Doktor Thein ließ Theo kommen und fragte den befreundeten

Schloßherrn nach etwaigen Selbstmordmotiven der Verlebten.

Theo beteuerte, davon keine Ahnung zu haben. Eugenie war wie immer seit ihrem Dienstantritt still, arbeitsam, bescheiden, taktvoll, wohlgelitten und beliebt, als Hausdame eine Perle. Über ihre Familienverhältnisse wußte Theo nichts anzugeben, und bezüglich seiner Neigung zur Verlebten hütete er sich, ein Wort zu sagen.

Der Richter wollte an Mord nicht glauben und forschte daher hartnäckig nach Motiven zu einem Selbstmord. Ob irgend eine seelische Verstimmung in letzter Zeit wahrzunehmen gewesen, ein besonders aufregendes Ereignis eingetreten sei?

Da Theo absolut nichts dergleichen anzugeben wußte und über die Familienverhältnisse der Verlebten keinerlei Informationen hatte, beschloß Doktor Thein trotz der Bitte, Mama Tristner nicht zu verhören, sich an die blinde Dame um Auskunft über das Vorleben Eugeniens zu wenden. Vorerst aber solle der Arzt die Obduktion vornehmen. Es wurde die Leiche in die adaptierte Kanzlei geschafft, und Doktor Freysleben ging an das traurige Werk, wobei er seine Wahrnehmungen dem Aktuar diktierte. Die Hauptpunkte waren: Aus Mund und Nase sickert eine schmutzig rötlichgelb gefärbte Flüssigkeit, an der Zungenspitze bemerkt man Spuren von Zähneeindrücken, am Halse sind keine Spuren einer äußerlich angetanen Gewalt wahrnehmbar. Dagegen sei hinter der rechten Ohrmuschel die ganze rückwärts gelegene Gegend von der Epidermis

entblößt, hellrot gefärbt mit einzelnen dunklen Flecken und etwas angeschwollen. Die rechte Ohrmuschel und der linke Teil der linken ist bläulich rot gefärbt, unter der an allen diesen Stellen eingeschnittenen Haut bemerkt man größere Blutunterlaufungen. Unter der Fascie, welche die Kopfnicker bedeckt, sowie am oberen Teile des Brustbeines bemerkt man gleichfalls ausgedehnte Blutunterlaufungen. Nach vorgenommenem Einschnitt zeigen sich beide Kopfnicker stark hyperämisch.

Eine ganze Reihe spezifisch ärztlicher Wahrnehmungen, sowie den Befund der inneren Organe notierte Doktor Freysleben sich stenographisch und gab schließlich das Gutachten mit aller Bestimmtheit zu Protokoll: Aus der Obduktion ergibt sich, daß die Verblichene eines unnatürlichen plötzlichen Todes gestorben ist. Der Tod trat ein zufolge Verhinderung des Lufteintrittes in die Luftwege, welche bewirkt wurde durch einen mit fremder Hand und großer Gewalt ausgeführten Druck auf die Luftröhre. Es genügte hierzu die Kraft eines einzigen Mannes; ob bei der Erdrosselung mehrere Personen beteiligt waren, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Tod durch Ertrinken eventuell Selbstmord durch Ertränken ist unbedingt ausgeschlossen. Was die Erdrosselungsart und das dabei benutzte Werkzeug betrifft, sei erklärt, daß der Mörder die Hände benützte, daß mit Daumen und Zeigefinger oberhalb des Schlüssel- und des Brustbeines auf die Luftröhre der Eugenie Dobler ein starker Druck ausgeübt worden ist.

Dieses Gutachten unterzeichnete Doktor Freysleben

als Sachverständiger und erklärte dem Untersuchungsrichter gegenüber, daß er bereit sei, sein Gutachten zu beeiden.

Doktor Thein schüttelte den Kopf. Dieser Fall ist rätselhaft; für einen Selbstmord nicht der geringste Anhalt, das ärztliche Gutachten behauptet Vorliegen einer gewaltsamen Tötung, von einem Mörder keine, nicht die geringste Spur. Soviel auch der Richter den Inhalt der Rocktasche im Kleide Eugeniens besah, nichts läßt auf Beraubung schließen, es ist sogar noch ein goldenes Halskreuzchen an einer Schnur vorhanden, ein Schmuckstück von einigem, wenn auch nicht großem Werte, das ein Mörder sicherlich weggerissen und an sich genommen haben würde.

So leicht gab aber der Richter die Hoffnung auf Klärung nicht auf. Er ließ, nachdem die Leiche wieder in das Beinhaus verbracht worden war, den Fischer nochmals kommen und fragte ihn, wo er nach Bergung des Körpers die Wiederbelebungsversuche nach Fischerbrauch vorgenommen habe.

Der Fischer erwiderte, daß dies durch starkes Reiben hinter beiden Ohren geschehen sei.

Sofort machte der Amtsrichter den Doktor Freysleben auf diese Zeugenaussage aufmerksam, da dieselbe eine Stelle im Gutachten zu erklären scheine, nämlich die Entblößung der Partie an den Ohren von Epidermis und Erzeugung von Blutunterlaufungen. „Herr Doktor! Haben Sie sich doch nicht geirrt? Bedenken Sie die Folgen Ihres Gutachtens für den Gang der Untersuchung! Durch das Zeugnis des einfachen Fischers

ist die Blutunterlaufung an den Ohren und wahrscheinlich auch am Brustbein sehr glaubhaft erklärt. Finden wir noch einen Zeugen, der den angeblichen Druck auf die Luftröhre anders erklärt, so wird Ihr ganzes Gutachten hinfällig! Irrten Sie nicht?"

Gereizt erwiderte Doktor Freysleben: „Suchen Sie getrost einen weiteren Zeugen, ich bezweifle, ob Sie jemanden finden, der zugesehen hat, wie der Mörder die Eugenie Dobler erdrosselte. Übrigens bemerke ich, daß ich mein Gutachten zu beeiden bereit bin, ich bitte, meinen Eid zu respektieren! Ob mein Gutachten Ihren, eines Laien Beifall findet oder nicht, ist mir gleichgültig. Sie können ja mein Gutachten Ihrem Gerichtsarzt und meinetwegen der medizinischen Fakultät, inspecie dem Professor der gerichtlichen Medizin an der Universität in München unterbreiten!"

„Das werde ich unter allen Umständen tun!"

„Nur zu, Herr Amtsrichter! Ich konstatiere aber ausdrücklich, der Herr Aktuar ist mein Zeuge, daß ich mich nicht an Sie gedrängt habe, sondern daß Sie als Untersuchungsrichter mich mit der Stellvertretung des erkrankten Gerichtsarztes betraut und zur Vornahme der Obduktion beauftragt haben. Ich habe nach bestem Wissen und Gewissen meine Pflicht erfüllt, die Obduktion durchgeführt, deren Ergebnisse zu Protokoll gegeben, und über mein Gutachten als Sachverständiger und praktischer Arzt den Eid angeboten. Ich verwahre mich gegen jede Anzweiflung der Richtigkeit meines Gutachtens und weise Laieneinspruch auf das entschiedenste zurück!"

Damit mußte sich der Amtsrichter wohl oder übel zufrieden geben. Doktor Thein begab sich nun ins Schloß und ließ Frau Tristner bitten, ihn zu empfangen.

Olga, die Mama Gesellschaft geleistet und schwere Mühe hatte, ihr das Fernbleiben Eugeniens einigermaßen erklärlich zu machen, gab dem Amtsrichter bei seinem Eintreten ein Zeichen, über das Ableben Eugeniens nichts zu sagen und Mama die Aufregung zu ersparen.

Da Doktor Thein bedauernd die Achseln zuckte, rauschte Olga tief beleidigt an ihm vorüber und verließ das Zimmer.

„Herr Amtsrichter, Sie kommen so selten und wollen doch ein Freund unseres Hauses sein! Reichen Sie mir Ihre Hand! Du lieber Gott, mein Augenlicht ist verloren, ich kann Sie nicht mehr sehen! Hoffentlich sind Sie noch unser Freund! Kommen Sie als lieber Gast oder sprechen Sie auf Durchfahrt bei uns vor? Olga wird wohl alles Nötige für Ihre Bewirtung besorgen!"

Doktor Thein versicherte, der Dame die Hand reichend, daß in seinen freundschaftlichen Gefühlen zum Hause Tristner sich nichts geändert habe. Wenn in der letzten Zeit ein Besuch nicht stattfand, lag das an dienstlicher Verhinderung. Heute sei er dienstlich unterwegs und möchte er die freundschaftlichen Beziehungen dazu benutzen, um vertrauliche Auskunft über die Hausrepräsentantin Eugenie zu erbitten.

Erschreckt stammelte Frau Helene: „Um Himmels-

willen! Was liegt gegen Eugenie vor? Es ist mir unerklärlich, daß sie sich seit gestern abend nicht bei mir eingefunden hat. Ist etwas vorgekommen? Bitte, reden Sie! Es wird doch das Gericht meine brave Eugenie nicht verfolgen?"

„Nein, Frau Tristner! Von Verfolgung ist keine Rede; ich kann Ihnen aber, weil durch das Amtsgeheimnis gebunden, nicht die Veranlassung sagen, weshalb ich Auskunft wünsche. Sind Sie über Eugeniens Privatverhältnisse informiert gewesen, als Sie die junge Dame engagierten?"

„Eugenie hat mir seinerzeit nur anvertraut, daß sie arm und durch einen Unglücksfall gezwungen sei, eine Stelle als Repräsentantin oder Gesellschafterin anzunehmen."

„Was war es für ein Unglücksfall?"

„Näheres weiß ich nicht mehr; es kann kaum von Bedeutung, für mich wenigstens, gewesen sein, da jene Angelegenheit aus meinem Gedächtnis geschwunden ist."

„Hat Eugenie Empfehlungen gehabt, welche Sie zum Engagement veranlaßten?"

„Ich glaube, sie wies einen Brief ihres Pfarrers vor."

Doktor Thein rief überrascht: „Und das genügte Ihnen zur Aufnahme der Dame in Ihr Haus?"

„Bester Freund, soll diese Frage ein Vorwurf für mich sein? Ich glaube, aus dem Ton eine Rüge herauszuhören, bitte, Herr Amtsrichter, sagen Sie mir was mit Eugenien vorgefallen ist, ich ängstige mich Haben Sie Mitleid mit einer alten blinden Frau!"

Sofort lenkte Doktor Thein ein und bat, seine heftige Frage entschuldigen zu wollen. Es gelang ihm aber nur teilweise, die erregte Dame zu beruhigen, und unter der Zusicherung, sofort Fräulein Olga zu schicken, verabschiedete sich der Richter.

Olga schien auf ihn gewartet zu haben, denn sie kam rasch aus einer benachbarten Stube auf ihn zu und fragte, ob Mama nun von Eugeniens Tod wisse.

Der hagere Richter, welcher bedeutend älter aussah als er war, wurde herzlich im Anblick der zierlichen Olga, Freude und Hoffnung glänzte in seinen Augen, weich sprach er: „Ich habe nichts davon gesagt um Ihretwillen!"

„Danke, Herr Doktor! Was aber nun?" erwiderte Olga etwas freundlicheren Tones.

„Geweckt ist freilich in Frau Tristner die Sorge und eine Beunruhigung; geweckt durch meine dienstlichen Fragen nach Eugeniens Verhältnissen. Ich muß es Ihrer Geschicklichkeit überlassen, die Frau Mama wieder zu beruhigen und eine Erklärung für das Verschwinden der Repräsentantin zu finden."

„Das wird schwer sein! Haben Herr Amtsrichter einen Anhaltspunkt zur Erklärung des plötzlichen Hinscheidens? Ich kann an Mord nicht glauben!"

„Ich auch nicht, bin aber genötigt, einstweilen das ärztliche Gutachten zu respektieren. In einigen Tagen werden wir ja wissen, was die Sachverständigen der Universität zu dem ärztlichen Gutachten sagen. Möglicherweise hat sich der hiesige Arzt doch geirrt!"

„Sie meinen den Doktor Freysleben? Der ist ganz bestimmt kein Kirchenlicht!"

„Weshalb diese überraschende Geringschätzung Ihres Hausarztes?"

„O, Hausarzt ist Freysleben nicht, er wurde nur geholt, weil ärztliche Hilfe bei Theo damals dringend nötig gewesen. Wird lange genug geschmachtet haben, endlich mal ins Schloß gerufen zu werden, der Rieder Arzt!"

Doktor Thein nahm Abschied von Olga, welche der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen ohne dienstliche Veranlassung Ausdruck gab.

Lächelnd meinte Thein: „Mein Amt erfreut sich Ihrer Sympathie nicht, das weiß ich. Trennen Sie nur, bitte, Person und Amt! Adieu, liebes Fräulein Olga!"

Die Gerichtskommission beendete ihre Tätigkeit, es wurde die Beerdigung der Leiche Eugeniens angeordnet, die Akten und das ärztliche Gutachten nahm der Amtsrichter mit sich. Unzufrieden, geärgert reiste Doktor Thein vom Schlosse ab.

Theo erwies der Toten die letzte Ehre, ihm schloß sich die Schar der Schloß- und Brauereibediensteten sowie die Rieder Bevölkerung an im Zuge zur Grabstätte.

Der Hügel wölbte sich über den irdischen Resten, offen aber blieb die Frage, ob die arme Eugenie eines gewaltsamen oder freiwilligen Todes gestorben sei.

IV.

Mit der Tatsache, daß Baron Hodenberg sich ausquartierte und in der „Post“ zu Ried niederließ, hatte Olga sich abgefunden und nach Überwindung des ersten Ärgers einverstanden erklärt. Daß aber Hodenberg nun seit mehreren Tagen den Verkehr mit seiner Braut eher meidet denn sucht, diese weitere Tatsache empörte Olga und bereitete ihr eine schmerzliche Enttäuschung, die zu völliger Verblüffung wurde, als eines Tages ein Brief an „Freilein Olga Driftner Hochwolgeporen Schlos Ried“ abgegeben wurde. Handschrift und Orthographie mußten den Verdacht erwecken, daß der Baron sich entweder einen beleidigenden Witz erlaubte, oder den Brief von einem Postknecht schreiben ließ. Der Briefinhalt mit schauerlicher Orthographie entsprach der Adresse und besagte, daß Hodenberg, durch den plötzlichen Tod des Fräulein Eugenie sehr irritiert, sich außer stande fühle, das Schloß zu betreten. Sein Gemütszustand habe sich verschlimmert, erfordere strenge „Glausur“, ein völlig zurückgezogenes Leben. Vielleicht aber kehre er zurück, um die Braut zu holen.

Olga starrte auf die von ungelenker Hand geschriebenen Zeilen, die kein süßes Wort der Liebe ent-

hielten; ein Widerwillen, ja Ekel erfaßte das Mädchen, eine Angst, die völlige Ratlosigkeit und Verwirrung erzeugte. Kann ein Edelmann aus vornehmem Hause schreiben wie ein Schaffnecht? Soll dieser Brief ein „Witz" sein? Wenn ja, hat der Absender kein Gefühl dafür, daß solche Epistel in höchstem Maße beleidigend für die gebildete Empfängerin wirken müsse? Wenn Hodenberg wirklich gemütskrank ist, nie und nimmer darf er einen solchen Brief schreiben! Selbst ein Wahnsinniger wird nicht in gleicher Weise schreiben! Hat Hodenberg unfaßlicher Weise den Brief diktiert, von fremder Hand schreiben lassen, so mußte den Baron der Takt abhalten, solches Gekritzel abzuschicken. Im persönlichen Verkehr war Mangel an Takt und Umgangsformen nicht wahrnehmbar gewesen, es ist also undenkbar, daß dieser entsetzliche Brief von Hodenberg stammt. Wer aber kann von den zarten Beziehungen Kenntnis haben, wer schrieb diesen, Absender wie Empfänger gleich blamierenden Brief? Hat ihn Hodenberg geschrieben, so steht der Baron auf der Bildungsstufe eines Roßknechtes, der Verfasser kann kein Edelmann, kein Gebildeter sein, er ist in diesem Falle nicht, was zu sein er behauptet.

Olga möchte schreien vor Angst und Zorn, zu Hodenberg eilen, ihn auffordern, Rechenschaft zu geben, ja sich zu legitimieren über seine Person und Abkunft. Doch die Vernunft wies diesen Gedanken wieder zurück. Es ist unstatthaft, unmöglich, daß eine gebildete Dame aus gutem Hause einem Manne nachläuft. Und selbst wenn Olga den Baron zur Verantwortung auffordern

würde, welchen Gefahren für den guten Ruf müßte sie sich aussetzen! Entlarvt Olga den Mann als ungebildeten, tief unter ihr stehenden Menschen, was ist damit erreicht? Mit ihm hat sie sich heimlich verlobt, ihm hat sie das Jawort gegeben, an seiner Seite will sie glücklich werden! „Gott, was habe ich getan!" jammerte Olga in bitterster Seelennot. Unmöglich ist eine Aussprache mit der Mutter wie mit Theo; die leiseste Andeutung eines Verlöbnisses müßte zum Bruch führen. Eine Olga Tristner verlobt mit einem Manne, der solche Briefe schreibt — undenkbar! Und das Undenkbare ist Tatsache! Kann die Verlobung rückgängig gemacht werden? Eine kurze Zeile an Hodenberg würde genügen. Aber darf man einem so ungebildeten Manne eine Zeile anvertrauen? Und noch dazu das Eingeständnis der Existenz früherer Beziehungen? Wer bürgt dafür, daß mit der Absage nicht Unfug getrieben wird?

Olga dachte an die Herrin von Zankstein, die vielleicht klar sehen, Rat erteilen könnte. Benedikte schien aber doch selbst an Hodenberg Gefallen gefunden, sich für ihn interessiert zu haben. Und so intim befreundet ist Olga mit der Zanksteinerin doch nicht, um das Geheimnis der Verlobung und des Hodenbergschen Briefes Benedikten anvertrauen zu können.

Auch an den ihr bisher nichts weniger denn sympathischen Amtsrichter, den verknöcherten Aktenmenschen, mußte Olga denken. Doktor Thein würde ihr sicher am besten raten können, doch wie blamiert müßte Olga vor dem Richter stehen!

Ist es wirklich undenkbar, daß ein in Umgangsformen sonst gewandter Mann schlecht schreibt, Fehler im Satzbau und Orthographie macht? Olga gestand sich selbst zu, daß auch ihre Briefe nicht völlig fehlerfrei seien, und sie noch im Klosterpensionat mit der Rechtschreibung auf Kriegsfuß stand. Vielleicht ist bei Hodenberg die Orthographie besonders arg vernachlässigt worden? Ein Mann von Welt soll freilich seine Bildung auch in Briefen bekunden können. Hat der Baron nicht gesagt, daß seine Familie aus politischen Gründen auswandern, flüchten mußte? Wäre es unmöglich, daß bei ständigem Wohnortwechsel der Schulunterricht leiden mußte? Vielleicht stand Hodenberg zu jener Zeit unter Leitung einer nicht gut gebildeten Gouvernante? Der Mangel an Kenntnis der englischen Sprache ist gewiß einer gewissenlosen Gouvernante anzukreiden, die das Geld einstrich und den Jungen nichts lehrte.

Diese Gedanken erweiterte Olga nach Art der nach Strohhalmen greifenden Ertrinkenden so lange, bis sie eine Entschuldigung für den Brief fand und daran glaubte. Die mühsam erreichte Einlullung des Gewissens zerriß wie Nebel im Nordwind, als Theo eines Tages erzählte, daß Baron Hodenberg im benachbarten Heilbrunn weile und unsinnig wirtschafte, das Geld mit vollen Händen von sich werfe, Sektsuiten veranstalte, Hazard spiele, kurz der Löwe des kleinen Badeortes sei, und gewaltig dominiere.

Olga erbleichte bis in die Lippen, ein Zittern lief durch ihren schönen, zierlichen Körper, sie fühlte sich

einer Ohnmacht nahe. Gemütskrank will Hodenberg sein und treibt es toll im Bad Heilbrunn! Lug und Trug alles! Frage um Frage drängte auf die Zunge, doch Olga schwieg und kämpfte ihren Schmerz wie die Seelenangst nieder.

Bei Tisch erzählte Theo diese Geschichte der Mama, welche sogleich Gott dankte, daß dieser freiherrliche Sausewind ihr Haus verlassen habe.

Gereizten Tones warf Olga ein, daß die Aristokratie andere Lebensbedürfnisse hätte, an Müßiggang gewöhnt sei, und Bürgersleute kaum das nötige Verständnis für das Leben des Hochadels besäßen.

„Olgele, blamier dich nicht!" lachte Theo, „mit solcher Verteidigung kommst du sicher unter die Wagenräder, und dein Liebling wird in Ewigkeit kein Heiliger!"

„Ich will nicht daran glauben, daß meine Tochter auch nur in Gedanken eine Verbindung mit dem Baron, der mir ein Abenteurer zu sein scheint, für möglich gehalten hat!" rief tiefernst Frau Helene.

„Möchte mich auch schönstens bedanken! Meinen Herrn Schwager in spe stelle ich mir anders vor!"

Olga preßte die Lippen zusammen und senkte das Haupt. Es ward ihr zur Erlösung, daß in diesem Augenblick der Amtsrichter Doktor Thein gemeldet wurde.

Theo eilte zur Begrüßung in den Salon, und hier teilte Doktor Thein dem Schloßherrn die große Neuigkeit mit, daß von einer Ermordung der Eugenie Dobler nun keine Rede mehr sein könne, und daß Selbstmord durch Ertränken vorliege.

„Wieso? Warum? Doktor Freysleben hat doch . . .“

„ . . . das Gericht völlig irregeführt, sich selbst getäuscht und einen Kriminalfall heraufbeschworen, der gewöhnlicher Selbstmord ist. — Um nicht des langen und breiten schreiben zu müssen, sage ich Ihnen lieber mündlich, daß die Sachverständigen der Universität das Freyslebensche Gutachten umgestoßen und nachgewiesen haben, daß von einer Erdrosselung gar nicht die Rede sein könne. Ich kann nicht alle Punkte des Gegengutachtens anführen und will nur sagen, Freysleben ist bis auf die Knochen blamiert und wird sich hoffentlich in der Zukunft hüten, ein zweites Mal so leichtfertig Behauptungen aufzustellen. Also die schöne Eugenie hat sich ertränkt. Ich möchte nun sehr gern wissen privatim, nicht amtlich, denn der Selbstmord hat das Gericht nichts zu kümmern, weshalb die junge Dame plötzlich im Wasser den Tod gesucht habe.“

Theo versicherte, von einem Motiv keine Ahnung zu haben.

„Seltsam in der Tat! Haben Sie denn keine Spuren von Trübsinn, Melancholie wahrgenommen? Oder ist vielleicht ein Brief mit schlimmer Nachricht eingelaufen? Oder war jemand aus der Verwandtschaft Eugeniens zu Besuch an jenem Unglücksabend hier?“

„Ich weiß nicht das geringste, glaube auch nicht, daß meine Damen etwas wissen. Wir, das heißt Olga und ich, wurden in entsetzlicher Weise von dem Ereignis überrascht, es fehlt an allem, was auch nur ein Fingerzeig zu einer Erklärung sein könnte.“

„So! Nun dann verzichte ich auch als Privat-

mann auf eine Lösung des Rätsels, die freilich interessant wäre. Verzeihen Sie die Störung, und entschuldigen Sie meinen Überfall bei den Damen. Ich fahre gleich weiter, habe in Heilbrunn zu tun."

„O, Herr Doktor, tun Sie mir den Gefallen und schauen Sie sich den neuen Bade-Löwen an, den Baron Hodenberg, welcher eine Zeit lang unser Gast war, und wie ich höre, jetzt in Heilbrunn das Geld wie wahnsinnig unter die Leute wirft. Da Sie auf der Rückfahrt ja doch hart an Ried vorüber müssen, bitte kehren Sie auf einen Humpen Schloßbier zu und erzählen Sie mir, was Sie beobachtet haben."

„Mit Vergnügen! Der Zugvogel aus dem Norden war auch einige Zeit in Landsberg, ich konnte ihn aber nicht in Gesellschaft zu Gesicht bekommen. Ist anscheinend nicht jedermanns Geschmack, mit einem Amtsrichter beim Bier zu sitzen!" lachte Doktor Thein.

„Meiner schon! Mich geniert die hohe Würde nicht!" erwiderte scherzend Theo.

„Hohe Würde ist gut, das Gehalt ist noch höher, beginnt mit zweitausendzweihundertachtzig Silberlingen! Haben Sie so viel Geld schon auf einem Haufen beieinander gesehen? Doch halt, Sie sind ja Brauherr und sitzen im Geld. Also auf Wiedersehen, Heuschoberer!"

„Wie? Was? Heuschoberer?"

„Na, niente di male! Tristner hat mit triste, traurig nichts zu tun, wohl aber mit drist, ist gleich Haufen von Scheitern, Heu, Stroh, Getreide, also heißt Tristner so viel wie einer, welcher Haufen oder

Schober mit Heu rc. besitzt. Womit ich die Ehre habe! Servus!"

Theo geleitete lachend den „Namenbändiger"-Amtsrichter zum Portal und kehrte nach Theins Abfahrt sogleich zu den Damen zurück, bestrebt, die große Neuigkeit zu erzählen. Ein Blick Olgas warnte ihn rechtzeitig. So sagte denn Theo, daß der Amtsrichter auf Fahrt nach Heilbrunn sich für das Abendbrot bei Rückkehr angemeldet habe.

„Das freut mich! Theins Verkehr im Hause ist mir lieb, der wackere Mann mir wert! Gebe Gott, daß der Richter auch Euch Kindern so wert werde! Olga, führe mich in den Garten!"

Gegen Abend kam in Hodenbergs Equipage ein Sendbote des Barons mit einem Prachtbukett herrlicher Rosen aus Heilbrunn angefahren. Im Strauß steckte die Visitenkarte Hodenbergs ohne handschriftliche Bemerkung. Der Bote entledigte sich seines Auftrages und gab das Bukett für das gnädige Fräulein Olga Tristner beim Schloßportier ab.

Olga war rasch versöhnt ob dieser Blumenspende und leistete dem Bräutigam insgeheim Abbitte für die bösen Gedanken.

Um so qualvoller ward für Olga die Stunde, welche Amtsrichter Thein am Abend im Kreise der Familie verbrachte, des ausführlichen erzählend, wie Baron Hodenberg es in Heilbrunn treibe, insbesondere unsinnig viel Geld ausgebe, und Hahn im Korbe bei den Damen des Kurorts zu sein scheine. Thein versicherte, es noch nie gesehen zu haben, daß ein Mensch

so toll mit Geld wirtschafte; es rief im Beobachter den Eindruck hervor, daß der Baron zum Beispiel zwecklose Gegenstände kaufte, nur um Geld sehen und wechseln zu lassen, daß ihm lediglich das Geldausgeben Vergnügen bereitete.

Frau Helene hatte aufmerksam zugehört und bemerkte nun: „Solches Geldverschleudern ist meines Erachtens ein untrügliches Zeichen dafür, daß betreffender Mann ohne tiefere Bildung ist und mühelos Geld bekommen hat. Möglich, daß der Baron das Geld gewonnen oder geerbt hat, vielleicht sogar auf nicht einwandfreie Weise zu einem Vermögen gekommen ist. Jedenfalls kennt er den Wert des Geldes nicht, hat es auch nicht durch mühsame Arbeit erworben."

Thein stimmte bei: „Ganz richtig, Frau Tristner! Dem Manne ist das Geldausgeben zur Zeit Selbstzweck. Auffallend war mir bei scharfer Beobachtung, daß dieser Baron ausgelassen lustig sich zeigte, inmitten seiner unbändigen Fröhlichkeit aber plötzlich ein unsicheres, fast ängstliches Benehmen zum Ausdruck kommen ließ."

Hastig warf Olga ein: „Hodenberg ist bekanntlich gemütskrank, hypernervös, daher diese plötzlich auftretende Angst und Scheu! Er sprach selbst davon, daß er zeitweilig an Verfolgungswahn leide!"

Freundlich erwiderte Thein: „Das will ich um so weniger bestreiten, da Sie, liebes Fräulein, es behaupten! Es liegt ja auch weiter nichts vor! Vielleicht ist Baron Hodenberg eine Art jugendlicher Tunichtgut, der das Vermögen eines allzu sparsamen Vaters jetzt so

schnell als möglich vergeuden, unter die Leute bringen will. Das scheint der Kavalier famos zu verstehen!"

Theo meinte lachend: „So? Nun dann werden wir wohl bald das Vergnügen haben, den Verschwender total „abgebrannt" wiederzusehen! Vielleicht spricht er dann vor und bittet um Verabreichung des Ortsgeschenkes!"

„Das ist eine Infamie!" rief zornbebend die Schwester. Der Amtsrichter wollte vermitteln und bat, es möge Olga die Bemerkung Theos, die mehr ein schlechter Witz denn eine Bosheit sei, nicht weiter übelnehmen.

Olga blieb bei ihrem Diktum, wodurch die Harmonie für den Rest des Abends zerstört war. Thein ließ anspannen und fuhr nach herzlicher Verabschiedung nach Hause. Mutter und Tochter verfügten sich in ihre Zimmer. Theo gab sich dem Genusse des Zigarettenqualmens hin, um sodann die Abschließarbeit des Portiers zu kontrollieren. Als jegliches Licht im Schlosse erloschen war, ging auch Theo zur Ruhe.

Der herrliche Sommermorgen lockte den früh erwachten jungen Schloßherrn zu einem Spaziergang, der bei reichlicher Zeit bis zur Bahnstation ausgedehnt wurde. Eben fuhr der Münchener Personenzug ein, welchem zu Theos Überraschung der neuengagierte Verwalter Wurm entstieg. Durchaus englisch gekleidet sah der ehemalige Hofstaatssekretär einem Lord auf Reisen sehr ähnlich, und hochnäsig rief Wurm nach einem Träger. Da es aber in der kleinen Station keine eigentlichen Kofferträger gab, war der Verwalter ge-

zwungen, sein hochelegantes Handgepäck selbst aus dem Wagenabteil erster Klasse zu nehmen.

Theo, welcher auf Reisen nur zweite Klasse benützte, wunderte sich, daß ein Untergebener in oberster Wagenklasse fahre, und trat nun auf Wurm zu und begrüßte ihn.

Hastig dankte der Verwalter im Bestreben, den jungen Chef vom Waggon wegzubringen.

Dieses Drängen erschien Theo auffällig, doch sagte er darüber nichts. Der Zug fuhr ab, und für einen Augenblick ward am Coupéfenster des Abteils, welchen Wurm verlassen hatte, ein pikanter Frauenkopf sichtbar.

„Aha!“ dachte Theo und fragte hierauf, warum Wurm seine unerwartet frühe Ankunft nicht durch ein Telegramm avisiert habe.

„Wollte nicht stören, allergnädigster Herr! Hatte die Absicht, mein Gepäck auf der Station zu lassen und zu Fuß nach Schloß Ried zu promenieren. Wollte Ihnen proponieren, mit mir weiter gen Süden zu reisen, so 'ne Schnellzugsfahrt durch die Alpen nach Triest und über Venedig zurück. Parforcetour allerdings, denn zum Dienstantritt muß ich rechtzeitig in Schloß Ried wieder eintreffen. Was sagen Euer Gnaden zu dieser Idee?“

„Topp, genialer Gedanke! Nur müßte ich daheim schnell im Kalender nachsehen, ob Wechsel fällig sind, und die Kasse dem Buchhalter übergeben.“

„Besteht sonst kein Hindernis für eine plötzliche Abreise Ihrerseits?“

„Ich wüßte nicht! Auf eine Woche könnte ich leicht fort!“

„Und die gnädigsten Damen?"

„Ach so! Nun, Mama dürfte ich allerdings nicht sagen, daß ich eine Spritzfahrt zum Vergnügen unternehme."

„Vielleicht sagen Herr Chef, daß Sie in München geschäftlich zu tun haben, das klingt sehr wahrscheinlich!"

„Sehr gut! Wollen wir mal den Fahrplan studieren!" meinte Theo, dem die Idee einer Spritzfahrt ausnehmend gut gefiel.

„Nicht nötig, Herr Tristner! Der nächste Zug trifft um elf Uhr hier ein und fährt wenige Minuten später weg. Können der allergnädigste Herr bis elf Uhr reisefertig hier sein?"

„Gewiß! Handgepäck wird ja genügen für acht Tage! Also kommen Sie, wir springen heim!"

„Pardon! Ich möchte lieber hier auf Sie warten, in Schloß Ried einstweilen nicht gesehen werden."

„Weshalb nicht?"

„Weil der Gedanke doch sehr nahe liegen muß, daß bei einer Abreise des Chefs unbedingt der Verwalter daheim zu bleiben habe!"

„Stimmt! Gut! Bleiben Sie hier, ich werde punkt elf Uhr angefahren kommen! Auf Wiedersehen!"

Kaum war Theo weggegangen, gab Wurm eine Depesche auf, welche dem zur Landesgrenze rollenden Personenzug nachgejagt wurde. Sodann stärkte sich der englische Verwalter in der Bahnhofsrestauration durch ein üppiges Frühstück und vertrieb sich die Zeit mit Lesen und Rauchen. Nach etwa einer Stunde kam mit fragend suchender Miene ein Bediensteter des Tele-

graphenamtes in die Restauration mit einer Depesche in der Hand. „Hierher! Ich erwarte ein Telegramm!“ rief hochfahrend Wurm, nahm die Depesche ab, gab dem Diener eine Kleinigkeit Trinkgeld und las das Telegramm: „Bin wie gewünscht morgen Hotel de la ville!“

Zufrieden rieb sich Wurm die Hände, zerriß die Depesche in winzige Stückchen und warf selbe dann unter den Tisch.

Als Theo prompt erschien, übernahm Wurm die Obliegenheiten des Reisemarschalls, bat aber zugleich um Überlassung der Reisekasse und Befehl bezüglich der Wagenklasse.

„Natürlich Zweiter! Hier einstweilen ein Hunderter! Sie sind mein Gast auf dieser Fahrt, auf welche ich mich riesig freue!“

Sicher und gewandt erledigte Wurm die nötigen Geschäfte am Schalter, der Mann versteht sein Amt als Reisemarschall, und Theo hatte seine Freude daran, mit solcher Höflichkeit bedient zu werden. Sein neuer Verwalter ist zweifellos eine Perle, eine ausgezeichnete Akquisition. Es geht eben nichts über geschulte Hofbeamte!

* * *

Die Fenster eines eleganten Salons im Hotel de la ville zu Triest boten einen entzückenden Blick auf den Hafen, den Mastenwald origineller Schiffe und hinaus auf die blaue Adria. Drüben am neuen Kai die wuchtigen Orientdampfer, am Molo San Carlo

griechische Zweimaster, welche Triest mit Feigen versorgen, dazwischen Schooner und Kauffahrteischiffe aller Länder, und dann das Chaos von Gaëten, Misticos, Navicellos, Trabacolos, Brazzevas, Polaccas, wahre Nußschalen gegen die stolzen Lloydschiffe, winzige Boote, die gegebenen Falles vor der Bora flüchten wie die Spreu vorm Wind, sonst aber, das lateinische, vielfach geflickte Segel gehißt, kühn hinausfahren in die blaue See. Reges Leben herrscht im Hafen; wo immer zwei braune Gestalten zusammentreffen, wird gelärmt, als stecke einer am Spieß, die Lebhaftigkeit des Südens macht sich allenthalben geltend trotz der Hitze, die brütend über der reizenden Bai liegt.

Theo konnte sich von dem fesselnden Bilde nicht losreißen, immer wieder erquickte sich sein Auge daran, entzückt pries er den Gedanken Wurms, diesen Abstecher vorgeschlagen zu haben, denn wahrscheinlich nie im Leben wäre Theo ohne diesen Vorschlag an die Gestade der Adria gekommen. „Und Venedig soll noch interessanter sein?“ fragte Theo seinen Begleiter, der gelangweilt am Fenster stand.

„Geschmacksache! Habe übrigens aus dem Fahrplan ersehen, daß Überfahrt zur Lagunenstadt nur nachts stattfindet, Ankunft in Venedig sechs Uhr früh! Das ist nichts für Sie, kostet die Nachtruhe! Ich proponiere etwas Pikantes, einen Abstecher entweder nach Korfu oder Brindisi auf einem großen Dampfer!“

„Auch recht! Aber können wir zum Monatsersten wohl rechtzeitig daheim sein?“

„Unbesorgt! Ich bürge dafür, allerdings voraus-

gesetzt, daß uns das Geld nicht ausgeht. Von Brindisi müssen wir Schnellzüge bis Verona, von da ab den Südnordexpreß benützen, um pünktlich in Schloß Ried zu ‚landen‘!“

„Geld habe ich genügend mit, langen wir mit sechshundert Mark?“

„Gewiß! Nur muß deutsche Reichswährung hier in italienisches Geld umgetauscht werden. Ich werde das gleich besorgen. Darf ich bitten, nun mit mir zu einem echt Triestiner Frühstück zu gehen.“

„Das können wir doch auch im Hotel nehmen! Kann mich nicht trennen von dem Blick auf den Hafen!“

„Der Besuch einer Trattoria bietet auch etwas für Sie Neues! Kommen Sie!“

Einigermaßen widerwillig fügte sich Theo und ging mit. Im Korridor des eleganten Hotels kam den Herren eine äußerst pikante, hochmodern gekleidete schlanke Dame von reizenden Körperformen entgegen, Theos Nachbarin, die dem jungen Schloßherrn verführerisch zulächelte, als Theo unwillkürlich ehrerbietig grüßte, und dann in ihr Apartement rauschte.

Vor dem Hotel am Kai promenierend fragte Theo, wer wohl die elegante Dame sein könnte, jedenfalls von Distinktion.

„Wünschen Sie Anschluß?“ fragte Wurm lauernd entgegen.

„Wäre pikante Reisegesellschaft, fürchte aber, daß mir der Spaß zu teuer kommen könnte, denn ‚wenn schon, denn schon‘!“

„Keine Angst! Sie brauchen sich keineswegs hoch zu engagieren!“

„Kennen Sie die elegante Schönheit?“

„Hm! Diskretion bindet mir eigentlich die Zunge, darf einen hohen Herrn nicht bloßstellen . . .“

„Wieso hohen Herrn? Dann wäre ja die Dame . . .“

„War Vorleserin bei einer Hoheit, hm, persona gratissima, mußte aber wegen Toleranzmangel der legitimen Gnädigsten die Segel streichen. Doch wir müssen dem Canale grande zusteuern, hübscher Blick, was?“

Für die griechischen Schiffe im Kanal, der bis zur Fruchthalle im Stadtinnern sich hinzieht, hatte Theo nun kein Interesse mehr, ihn beschäftigten Gedanken an die pikante Dame, welche nach der Erzählung Wurms nicht mehr unerreichbar scheint. Ein galantes Reiseabenteuer wäre nicht so ohne, nur hegt Theo, dem dergleichen ganz neu ist, die Sorge, daß die Groschen zu früh alle werden könnten; ein Heimtelegraphieren um Geldnachsendung ist aber undenkbar, müßte das Geheimnis dieser reizvollen Spritzfahrt aufdecken und einen heillosen Verdruß bei Mama erzeugen. Es heißt also sparsam sein und kostspielige Extravaganzen vermeiden.

Wurm geleitete seinen jungen Chef in die Trattoria Bisaldi, eine Restauration welscher Art, bürgerlich geführt und doch originell. Inmitten des Lokales befindet sich die Küche, ein offener Herd mit Feuer unter den Rosten, am Buffet lagern frische Fische zur Schau, Meerspinnen und Austern, eine Augenweide für

den Südländer. Ein Duft von Öl, Fischen und ungarischem Gulasch zieht durch den Raum.

Die Herren ließen sich an einem Tische nieder, dessen ehemals weiß gewesenes Linnen breite Rotweinflecke aufweist.

Ein Kellner sprang herbei und schnatterte: „Complimenti, Signori! Che cosa comanda? Die Erren sein Tedeschi, habe die Ehre, wünschen?"

„Wir sind erkannt!" lachte Theo.

Wurm bediente sich trotzdem der italienischen Sprache: „Portatemi vino nero Terano!"

„Si, Signor!" rief der Kellner und holte den verlangten tiefdunklen Istrianerwein. Als der Cameriere mit zwei Porzellangefäßen, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit Geschirren für Kaffee und Milch hatten, angerückt kam und diese aparten Gefäße schwarzen Wein enthielten, lachte Theo, daß ihm das Wasser in die Augen schoß. „Führ ich bei meinen Wirten ein, Bier aus Kaffeekännchen, das wäre famos!"

„Die Erren wünsche su speis?"

„Pisce!"

„Aber tun Sie doch dem Kerl den Gefallen und bestellen Sie auf deutsch!" bat Theo, dem das gebrochene Deutsch des Cameriere Vergnügen bereitete.

„Subito, Signori! Gleik!"

Von den Fischen in tadellos frischem Zustande wählten die Herren rotgoldene Orada, eine Portion Sepia fritte, sowie Austern. Letztere wurden sofort vor den Augen der Besteller geöffnet und mit riesig großen Zitronen serviert.

„Was? Die Austern sind ja nahezu schwarz!“ rief Theo überrascht.

„Die Triestiner Auster ist immer dunkel, keine Natives, aber ebenso gut, wenn frisch. Der Ruf Bisaldis gewährleistet frischeste Ware!“

„Nein, ich kann das schwarze Zeug nicht essen!“

Wurm zuckte mit den Achseln und schluckte mit Virtuosität das Dutzend Ostriche eiligst hinunter.

„Das Austernessen haben Sie los, Herr Verwalter!“ staunte Theo.

Ein schwerer Duft und Dunst von heißem Öl zog durch die Trattoria, es schmorte die Orada, von Olivenöl begossen, auf dem Rost, und ein Teil Tintenfisch wurde in heißem Öl gebacken.

Theo hustete, und als ihm die Orada, wunderbar gebraten und garniert vorgesetzt wurde, mußte der Schloßherr sich zwingen, wenigstens einen Bissen zu kosten. Das Öl aber machte ihm den Imbiß ungenießbar. „Weg damit oder es geschieht ein Malheur!“

Grinsend trug der Cameriere die Speise weg und lachte leise: „Tedeschi sempre!“

Theo glaubte auch dem schwarzen Wein Mißtrauen entgegenbringen zu sollen, kostete aber doch und fand den Istrianer Rebensaft gut.

„Trinken Sie nach Herzenslust, Herr Tristner, der Wein ist echt und kann en gros an der Meeresküste genossen werden. Sie glauben gar nicht, was die Seeluft alles bewirkt!“

„O, das will ich nicht bezweifeln!“ meinte Theo und bat hierauf, es möge Wurm die Zeche bereinigen

und ihn zum Hotel zurückgeleiten. Ein Viertelstündchen später standen die Herren wieder am Hafen und pilgerten auf den Platten dem Hotel de la ville zu, um hier auf deutsche Art zu frühstücken.

Die letzten Bedenken Theos gegen einen Ausflug zur See schwanden beim Anblick der pikanten Dame, welche reisefertig das Hotel verließ und sich zum Molo begab, um frühzeitig an Bord zu gehen. Zu Wurm gewendet, fragte Theo: „Wissen Sie denn, wohin die Dame fährt?“

„Das Reiseziel dürfte Korfu sein, denn der Eildampfer „Venus“, welcher um vier Uhr Triest verläßt, hat Direktion auf Korfu. Ich vermute, daß sich die Dame um Engagement bei Majestät in der Villa der Kaiserin Elisabeth bewerben wird.“

„Gut, fahren wir mit! Besorgen Sie alles weitere! Ich gehe gleich an Bord!“

Wurm nickte sehr zufrieden, veranlaßte aber Theo zu warten, bis im Hotel alles erledigt sei; „der belästigenden Facchini wegen!“

Gegen vier Uhr bestiegen die Herren den Dampfer, auf welchem reges Leben herrschte.

„Hojo-tirra-hoj!“ tönte es aus den Kehlen der Facchini, welche auf schwankenden Landungsbrettern die Lasten auf den schmucken Dampfer schleppten. Dicker Rauch qualmt aus dem Schlot und verfinstert den Molo, die Dampfkranen rasseln, es ist ein fieberhaftes Hasten und Jagen.

Die Flut im Hafenbecken schimmert perlmutterfarbig, silbern glänzt draußen die See. Auf der staffel-

förmigen Landschaft mit ihren immergrünen Gewächsen und den hellen Flecken, den palastähnlichen Häusern dazwischen, lacht goldiger Sonnenschein.

Schon werden die Schiffsmagazine geschlossen, Fracht und Gepäck ist verstaut, die letzten Passagiere kommen an Bord, die schweren Ponti sind an Land gezogen, nur eine schmale Brücke mit Seilgeländer verbindet den Bord mit dem steingefügten Molo. Dumpf dröhnt der Pfiff der Dampfpfeife. Wer nicht mitfährt, muß nun das Schiff verlassen, das Abschiednehmen beginnt. Gravitätisch begibt sich der Kapitän auf die Kommandobrücke, die Offiziere nehmen ihre Posten ein; die schmale Brücke wird, nachdem die letzten Begleiter an Land zurückgekehrt sind, auf den Molo gezogen. Nur noch an vier schweren Seilen hängt der Dampfer mit dem Lande zusammen. Da ertönt das Kommando des Kapitäns: „Mola da prova in terra!“ (Das Seil vorne am Land los!)

„Virra da prova!“ (Vorne das Seil anziehen!)

„Mola da poppa!“ (Seil hinten los!)

„Avanti!“ (Vorwärts!)

Der Offizier, dem die Bedienung des Sprachrohres hinab in den Maschinenraum obliegt, gibt augenblicklich den Befehl „Avanti!“ weiter, und im gleichen Moment schlägt die Schiffsschraube das Wasser zu mächtigen rauschenden Wellen.

„Mola della Boa!“ (Löst das Seil auf dem Kabel!)

Langsam, majestätisch zieht der Dampfer in See.

Hin und her tönen die Rufe: „Felice viaggio!“ Tücherschwenken, letzte Grüße, Tränen, Freudenrufe.

Spitzflügelige Möwen umflattern das Schiff, als wollen auch sie Abschied nehmen, sie schwirren um die Masten, lassen sich in See fallen und küssen die weißen Perlenschnüre der Wellenkämme.

Wie gebannt blicken die Passagiere zurück auf die im Abendsonnenschein glühende Stadt und die verschwimmenden Konturen des Karstgebirges. Ein entzückend schönes Bild, das an den Ausspruch gemahnt: „O Trieste, bellissima, non ti voglio piu lasciar!“ (O schönes Triest, nimmer will ich dich verlassen!)

Ein Addio noch dem treuen Leuchtturm, einen Blick auf das einst venetianisch gewesene Capo d' Istria und das prächtig gelegene Pirano, dann versinkt der Golf von Triest mit der Silhouette des Kaiserschlosses Miramar; mattfarbene Dämmerung fällt ein, mählich erglänzen die Sterne am Firmament.

Vereinzelt schwimmen kleine Boote und Zollkutter auf der schwach irisierenden Meeresfläche, sie suchen das heimatliche istrische Gestade auf, bevor die Nacht einbricht.

„Con tutta forza!“ (Mit aller Kraft = Volldampf!) Wie ein edler Renner geht gehorsam dem Befehle der Dampfer in See.

Für Theo Tristner war alles so neu und fesselnd an Bord und um das Schiff, daß er auf seinen Begleiter wie auf das erhoffte Reiseabenteuer völlig vergaß. Der Abend auf hoher See nahm seine Sinne gefangen. Fast unwillig zuckte Theo zusammen, als der Ruf: „Ratazza!“ ertönte, doch guckte Theo wieder neugierig auf das Vorderdeck, um zu sehen, was dieser Ruf zu bedeuten habe.

Der alte Brauch der Arbeitsverteilung zur Bordreinigung wird eben inszeniert, indem der Bootsmann die zwei jüngsten Matrosen auswählt, dem einen die Ratazza (mehrere alte Schiffsseile aufgedreht und an einem Ende zusammengeknotet) übergibt, dem andern einen Besen einhändigt unter entsprechender Belehrung.

Munter treten die Burschen, echt südländische Gestalten, ihren Dienst an; der eine wischt mit der angefeuchteten Ratazza alle auffindbaren Flecken an Bord sauber auf und achtet sorgsam auf jede Bewegung der Mannschaft. Spuckt ein Matrose den Priemchensaft im Bogen auf Deck, flugs ist die Ratazza in seinen Händen, es muß nun der Verunreiniger das Amt übernehmen und so lange verwalten, bis er seinerseits jemanden erwischt. So bleibt die Ratazza während der ganzen Reise in Permanenz und das Deck sauber. Der Besenmann hingegen fahndet nach Staub und Leuten, die Zündhölzer wegwerfen. Theo mußte lächeln, als er sah, wie flink der Besenmann sein Instrument los ward und einem Schiffseleven einhändigte, der nun verblüfft den Besen betrachtete.

Auch zahlreiche Passagiere beobachteten die amüsante Szene, erfahrene Reisende mit großem Interesse, wissend, daß der „Grünling" an Bord, der Eleve nun das Opfer verschiedenen Schabernaks werden müsse. In der Tat nützte der Dispensiere (Speisenmeister) das letzte Licht und die zum Ulk reizende Situation, und rief dem besenbewaffneten Eleven zu: „Gallina verde!"

Die Passagiere lachten hellauf, betroffen stand der

Junge, welcher mit der italienischen Schiffssprache noch nicht genügend vertraut zu sein scheint. Doch „gallina" hat der Eleve sofort verstanden, flink springt er dem Platz zu, wo die Hühnersteigen mit lebendem Geflügel sich befinden, eifrig prüft er die Hühner auf ihre Gefiederfarbe. Betrübt kam der Junge zurück und meldete dem Dispensiere in holperigem Italienisch, daß ein grünes Huhn sich nicht in den Steigen befinde.

Belustigt ob des Reinfalles lachen die Passagiere, und die Mannschaft johlt vor Vergnügen.

Theo empfand trotz der Komik dieser Episode Mitleid mit dem Jungen, doch nahm das herrliche Naturschauspiel des aus den Fluten steigenden Mondes seine Aufmerksamkeit nun voll in Anspruch. Auch der Eleve guckte wie verzückt, er mochte wohl seine erste Fahrt in See machen, und vergaß auf die nie schlummernde Spottlust bocchesischer Schiffsmannschaft.

Ein Befehl des Bootsmannes riß den Burschen aus der Träumerei und lenkte die Aufmerksamkeit der Passagiere auf den Eleven, der sofort aus Leibeskräften auftragsgemäß am Seil des Fockmastes zu ziehen begann.

Die Reisenden vermochten sich diesen Befehl nicht zu erklären und traten näher zum Fockmast, an dessen Seil der Bursche zog und zerrte, bis der Schweiß auf die Stirne trat.

Mit einem Male rief der Bootsmann: „Basta adesso, ti ha tirato su la luna!" (Genügt schon, hast ihn schon heraufgezogen den Mond!)

Ein homerisches Gelächter dröhnte auf Deck, der

„Mondzieher“ ward allgemein ausgelacht, die Passagiere schüttelten sich ob dieses gelungenen Seemannsspaßes.

Hell glänzte das Silberlicht der keuschen Luna auf der schimmernden See.

Wurm kam in Begleitung der Dame nun zu Theo und machte die Herrschaften miteinander bekannt. „Fräulein Senta Camacero von Florenz!“ „Herr Theo Tristner von Schloß Ried, Rittergutsbesitzer!“

Heiß drängte ihm das Blut zum Halse hinauf beim Anblick der pikanten, glutäugigen Dame, die liebenswürdig und ohne Ziererei lächelnd, so daß blendend weiße Zähne glänzten, dem jungen Herrn die in feinem Glacee steckende Hand reichte. Wurms scharfer Blick beobachtete Theo, der in hilfloser Verlegenheit sich befand, weil er eine Konversation in italienischer Sprache, zweifellos der Muttersprache der pikanten Schönen, nicht führen kann. Holperig stotterte Theo: „Grazie, Signora! Le sono molto obligato della sua gentilezza, ma parlo solamente un poco italiano . . !“

„Bitte, Herr Tristner, wir wollen deutsch sprechen!“

„Mit Wonne, Gnädigste! Ich dachte, als Florentinerin würden Sie der deutschen Sprache nicht mächtig sein!“

„O doch, ich wurde in Florenz von deutschen Eltern geboren, habe sonst keine Gemeinschaft mit Italien, wenngleich ich selbstverständlich auch italienisch spreche. Sie reisen, wie mir Herr von Wurm sagt, gleichfalls nach Korfu?“

„Eigentlich bin ich über die Ziele unserer Fahrt im

unklaren, ich fahre, sehe, bewundere und fühle mich im höchsten Maße glücklich ob dieser Reise, so fremd mir auch alles ist."

„Nun, dann gestatten Sie einer vielgereisten Dame, daß diese Sie etwas bemuttert, ja?"

„Mit größtem Vergnügen werde ich mich unter Ihre Fittiche begeben!"

„Gut! Ich schlage vor, wir feiern unser Zusammentreffen bei einem fiasco Chianti vecchio! Kommen Sie, meine Herren in den Speisesalon! Mir wird es auf Deck nun doch zu kühl!"

Wurm ließ seinem Chef bereitwilligst den Vortritt, Theo reichte der chiken Dame seinen Arm und schritt mit der entzückenden Florentinerin zur Kajüte. Wurm folgte hinterdrein und pfiff vergnügt, doch leise durch die Zähne.

Im luxuriös ausgestatteten Speisesalon bei Backwerk und ausgezeichnetem Chianti ward das Zusammensein eine Festlichkeit, deren Zauber sich Theo willig hingab. Er vermeinte, niemals im Leben eine so schöne, pikante, reizvolle Dame gesehen zu haben, deren Liebenswürdigkeit entzücken mußte. Gewiß, Fräulein Camacero gibt sich frei, ungezwungen, das bringt aber das Reisen mit sich, eine gewisse Selbständigkeit ist das Resultat vieler Reisen; die Dame plaudert amüsant, taktvoll, geistreich, bekundet Wissen, und läßt erkennen, daß sie einer gewissen Gemütlichkeit, wie der Süddeutsche solche liebt, durchaus nicht abhold ist. Fascinierend ist das Auge, sprühend, lodernd manchmal der Blick wie sehnsüchtig verlangend. Doch nur selten traf ein sinnlich

glühender Blick Theo, die Lider mit langen Wimpern senkten sich, verhüllten den Spiegel der Seele. Blauschwarz das üppige Haar, fast ohne Konzession an moderne Frisur, eher absichtlich schlicht gehalten. Die Dame trägt dunkle Seide eng anliegend, eine wundervolle Büste wird knapp umspannt und läßt entzückende Reize erkennen. Ein leiser Veilchenduft weht von dieser Sylphidengestalt, die geschaffen ist, Männeraugen zu verwirren.

Theo schwamm in einem Wonnetaumel in Gesellschaft dieses herrlichen Weibes. Vergessen ist die arme Eugenie, die, selbst wenn sie noch lebte, nicht mit Senta, der Göttlichen, verglichen werden könnte. Seine Gedanken wirbelten durcheinander. Jener Hoheit Sympathie für dieses Götterweib begriff Theo, er fühlt ja selbst eine Sympathie, die vielleicht morgen schon zur lodernden Liebesglut gesteigert sein wird, ein Herzklopfen so wild und stürmisch, daß er vor Lust und Verlangen schreien, das herrliche Weib an sich ziehen, drücken und küssen möchte, selbst wenn er im selben Augenblick mit Senta und dem Schiff versinken müßte in die Tiefe des Meeres.

Wurm mahnte zum Aufbruch, sein scharfes Ohr hatte den Befehl: „Serra, i finestroni!“ erfaßt und trotz der Dialektfärbung (rein italienisch: „chiudete le finestre!“ (Luken schließen!) verstanden, er sagte daher zu Theo, daß schlechte See zu erwarten und es angezeigt sei, die Kajüten aufzusuchen.

Etwas besorgt, erhob sich Fräulein Senta sogleich, und damit war auch für Theo das Signal gegeben,

aufzubrechen. Heulende Windstöße empfingen die Passagiere, die „Venus“ stampft schwerer See, einem bösen Nachtgewitter entgegen. Jäh wich alle Liebesglut, Theo vermochte sich kaum mehr zu verabschieden und wankte hinweg, dem Meergott den ersten Tribut zu entrichten, und dann seine Kabine aufzusuchen, um darin eine Nacht des Jammers und physischen Elends zu durchwachen.

Marenda und Pranzo gingen unbeachtet von den meisten Schiffspassagieren vorüber, Theo fühlte sich so elend, daß er den ganzen Tag und auch am Abend unsichtbar blieb; er befolgte Wurms Rat und unterzog sich einer Hungerkur, die ein Prophylaktikum gegen die Seekrankheit sein soll.

Der dritte Tag brach an, die „Venus“ befindet sich am Eingang zur klippenreichen Meeresenge von Korfu, und unfreundlich präsentiert sich der Himmel Joniens, nebeldrohend, somit im Gebiete der prallen Felswände schwere Gefahr bietend.

Als Theo auf Deck kam, stand der Kapitän auf der Kommandobrücke, um persönlich scharfen Auslueg zu halten und das Schiff in den schmalen Kanal zu bringen. Die ernste Miene des Kommandanten rief sowohl bei Theo wie bei anderen Passagieren Besorgnis hervor, auch Fräulein Senta, in einen hochelegauten Mantel gehüllt, verhehlte die Angst vor der Kanalfahrt nicht, als sie Theo zum Gruß die Hand reichte. Nur Wurm blieb gelassen oder er heuchelte Gleichgültigkeit und qualmte eine Zigarette in frischer Morgenluft. Wohin das Auge streifte, nichts wie

Felsen, die eine Höhe von fast 950 Meter erreichen, und Wasser ist zu sehen; die Steilstürze dieser Felskolosse scheinen so nahegerückt, daß man glauben möchte, es sei unmöglich für ein Schiff, durch diese Enge sich durchzuwinden.

Das Auge des Steuermannes ist nicht mehr auf die Bussola (Kompaß) gerichtet, der wetterharte braune Mann dirigiert das Steuer nur noch nach Weisung des Kapitäns, der jetzt neben der Sprachrohrmündung steht und das Falkenauge vorwärts richtet, dem grimmigsten Feind dieser Küstenfahrt, dem Nebel, entgegen. Die „Venus" fährt im tempo lento und nimmt gehorsam dem Steuer die erste Kurve im Kanal. Ein Fluch im Bocchesendialekt entfährt dem Munde des Kommandanten, voraus Nebel in dicken Schwaden, ein Nebel so dicht und schwer, daß man vom Stern aus nicht mehr auf zehn Fuß vorausblicken kann.

Jetzt ist die Gefahr da, die nächste Viertelstunde kann den Tod aller bringen, denn fällt das Schiff vom Kurs ab, so fährt es an die Prallfelsen und muß zerschellen. Aber auch mitten im Kurs der Meerenge droht Verderben, wenn sich gleich der „Venus" ein anderes vom Nebel überraschtes Schiff im Kanal befindet und nordwärts steuert, während die „Venus" gen Süden fährt. Auf einen Befehl des Kapitäns begann die Sirene zu heulen, markerschütternd, die Angst und Sorge vermehrend.

Senta flüchtete zu Theo und umklammerte seinen Arm, das schöne Weib sucht Schutz beim jungen Schloßherrn, dem vor Schrecken über die grauenhafte

Situation des Schiffes die Zähne klappern. Selbst die Mannschaft steht unter dem Eindruck drohender, schwerer Gefahr und stiert bleichen Antlitzes in den undurchdringlichen dicken Nebel.

Rufe der Passagiere, daß man doch lieber Anker werfen und stehen bleiben, statt dem Verderben entgegenfahren solle, blieben unbeachtet. Der Kapitän steht wie aus Erz gegossen an seinem Posten, seine rechte Hand ruht auf der Klappe zum Sprachrohr. Gelassen hebt er den kleinen Deckel, beugt sich zum Mundstück vor, und ruft plötzlich mit Stentorstimme zum Maschinisten hinunter: „A diece miglie al ora!" (Dampf auf zehn Meilen in der Stunde!)

Die Mannschaft auf Deck zuckte erschreckt zusammen, vom Bootsmann bis zum letzten Matrosen weiß jeder, daß dieser Befehl auf Volldampf den sicheren Tod forciert. Einer der Deckoffiziere wagt es, den Kapitän auf das tollkühne Wagnis aufmerksam zu machen, und rief: „Ma, Signor Commandante è troppo pericoloso!" (Aber, Herr Kommandant, es ist sehr gefährlich!)

Scharf und bestimmt antwortete der Kapitän: „Vi commando di sforzare la macchina a dieci miglie!" (Wie befohlen hat die Maschine zehn Meilen in der Stunde zu leisten!) Und nochmals brüllte der Kommandant den Befehl hinab in den Maschinenraum, worauf gefügig der Maschinist zurückantwortete: „Allora va bene! Issa vapor a quattro!" (Alza il vapore a quattro) (Dampf auf vier Atmosphären). Das Entsetzliche ist zur Tatsache geworden,

die „Venus“ fährt unter Volldampf tempo presto in das undurchdringliche Nebelchaos, in das sichere Verderben.

Sowohl der Mannschaft als auch der Passagiere bemächtigt sich eine ungeheure Aufregung, man ruft, schreit, protestiert gegen solche Todesfahrt, man glaubt an Geistesstörung des Kommandanten.

In unerschütterlicher Ruhe steht der Kapitän auf seiner Brücke, der jetzt die Uhr in der linken, die Spezialkarte des Kanals von Korfu in der rechten Hand hält, und nach Zeit- und Ortsberechnung präzis und scharf seine Befehle gibt.

Mit eiserner Faust hält der Steuermann das Rad umklammert und gespannt blickt und horcht er auf den Kommandanten. Das Leben aller hängt an einem Wort, an einer einzigen Drehung des Steuerrades, und das fühlt jedermann an Bord, daher eine geradezu wahnsinnig machende Aufregung alle erfaßt.

Selbst die Offiziere empfinden Sorge, ja Angst ob der Tollkühnheit des Kapitäns, der alles wagt im Angesicht des lauernden Todes. Und die Gesichter der Mannschaft künden nichts Gutes; es bedarf nur eines einzigen aufreizenden Wortes, und die Bocchesen holen den Kommandanten herunter und werfen den Wahnsinnigen in See.

„Con tutta forza!“ tönt abermals der Befehl hinab zum Maschinisten. Deuchte dem Kommandanten die Fahrt vermindert?

Betroffen blickt alles auf den Kapitän.

Im Heck stehen der Nostromo (Bootsmann) und

der Quardiano (Segelmeister) beisammen, und ersterer ruft heiser vor Aufregung dem Quardiano zu in welscher Sprache: „Was will nur der Kommandant mit der wahnsinnigen Schnellfahrt durch den nebeligen Kanal?“

„Ja was? Das wenn ich wüßte! Er will wohl heute noch sterben!“ rief keuchend der Nostromo und setzte dem Quardiano seine Mutmaßung auseinander, daß der Kapitän wohl voraussetze, der Nebeleinfall sei im Hafen von Korfu rechtzeitig bemerkt und das Auslaufen eines Gegenschiffes verhindert worden. Es rechne der Kommandant also damit, daß kein anderer Dampfer im Kanal sei.

Diese Erklärung befriedigte aber den Quardiano keineswegs, der wissen möchte, weshalb das Schiff Volldampf durch den Kanal fahre und nicht tempo adagio.

Ob der Kapitän durch die Eilfahrt Angst und Sorge seiner Leute und der Passagiere verkürzen will? Auf Deck stehen die Leute wie erstarrt vor Schreck, das Wort erstirbt auf der Zunge, die Denkkraft ist wie gelähmt. Jeder vermeint das Krachen des scheiternden Schiffes bereits zu hören. Alles hat den Mund offen. Wie lange diese Todesfahrt schon währt, niemand weiß es, man achtet der Zeit nicht mehr, man erwartet das grauenhafte Ende, den Tod.

Gelassen steckt der Kapitän die Taschenuhr ein, guckt noch einmal sehr aufmerksam auf die Kanalkarte und ruft dem Tenente zu: „Pronto la macchina!“ (Maschine bereit!)

Alles reckt die Hälse, die Spannung und Aufregung ist aufs höchste gestiegen.

„Pronto l'ancora!“ (Anker bereit!)

Der Kapitän beugt sich zur Sprachrohrmündung und ruft: „Adagio! — Ferma! — Adietro!“ (Langsam! — Halt! — Zurück!).

Ohne Dampf geht die „Venus“, die Maschine stoppt, treibt gehorsam zurück.

„Fondo!“ ruft hell und scharf der Kapitän.

Rasselnd saust der schwere Anker in die Tiefe, die Kette klirrt, bis sie festgespannt ist.

Alles an Bord atmet von Todesangst befreit auf, obwohl niemand weiß, wo das Schiff sich befindet, denn noch immer liegt dichtester Nebel ringsum. Aber eine Erleichterung ist es doch, das Schiff vor Anker zu wissen.

Gelassen, mit einem leichten Lächeln auf den Lippen, kommt der Kapitän von der Brücke herab; er dreht in absoluter Seelenruhe eine Zigarette und läßt sich vom Tenente Feuer geben. Behaglich zieht der Schiffsführer den Rauch ein und stößt ihn durch die Nase aus. „Grazie!“

Da plötzlich ein Windstoß, der ein klaffendes Loch in das Nebelchaos reißt, eine Brise steift sich auf, der Nebel steigt höher, blauer Himmel lacht dazwischen, der ganze phäakische Zauber ist mit einem Male da, der Dampfer ankert am Eingang zum Hafen vor Korfu, vor der Stadt des „Alkinoos“. Mit dem Nebel weicht die Angst, helle Begeisterung erwacht, alles begreift die Bravourleistung des Kapitäns und seine meisterhafte Berechnung.

„Evviva il nostro Commandante! Evviva, evviva, evviva!“ jubelt die Mannschaft, und die Passagiere rufen begeistert mit.

Dankend legte der Kapitän die Rechte an sein Käppi, beauftragte den Tenente, das Schiff völlig in den Hafen und an den Molo zu bringen, und nun schritt der Kommandant eilig zum Dispensiere, um sich ein ehrlich verdientes Glas Kognak geben zu lassen.

Ein Viertelstündchen später legte die „Venus“ am Molo zu Korfu an, die gefährliche Nebelfahrt war glücklich beendet.

Theo verließ bleich bis in die Lippen das Schiff, und noch am Molo stehend erkundigte er sich nach der nächsten Schiffsgelegenheit zurück nach Triest.

Vergeblich suchte ihn Wurm zu einem wenn auch kurzen Aufenthalt in Korfu zu bewegen.

Fräulein Senta hielt sich auf Theos Seite und erklärte mit aller Bestimmtheit, mit Herrn Tristner möglichst sofort nach Triest zurückreisen zu wollen; die Überfahrt habe sich auf ihre Nerven gelegt, sie verzichte auf jedes Engagement in Korfu und wolle nach Deutschland zurück.

Auf dem Dampfer „Poseidon“ fuhren die Herrschaften noch am gleichen Tage durch den nun klaren Kanal gen Norden, erschauernd die Meerenge und Felsenwildnis betrachtend, welche am Morgen bei dichtestem Nebel ohne Unfall durchfahren worden war.

Erst auf festem Lande, in Triest fand Theo innere Ruhe und mit dem Humor die Lebenslust wieder, doch wollte er den Nachteilzug nach Wien benützen, um mög-

lichst rasch Schloß Ried zu erreichen, wohin zu kommen er aus Höflichkeit Fräulein Senta einlud.

„Möglich, daß ich gelegentlich komme!“ meinte die schöne Dame, „zunächst fahre ich mit nach Wien!“

Wurm besorgte alles, ein reichliches Trinkgeld auf Kosten des jungen Chefs verhalf zu einem reservierten Coupé für Theo und das Fräulein, Wurm selbst löste sich ein Billet erster Klasse und richtete sich auf rotem Peluche häuslich ein zu bequemer Fahrt, das Pärchen seinem Schicksal überlassend.

V.

Amtsrichter Doktor Thein saß in seiner kahlen Gerichtsstube am aktenreichen Schreibtische und wollte einen Cito-Akt vom Obergericht lesen, doch die Gedanken weilten im Schloß Ried. Seit dem letzten Besuch bei Tristners ist es dem hageren, als verknöcherten Amtsmenschen verschrieenen Doktor seltsam um das Herz geworden. Zunächst erinnerte sich Thein, daß sein Leben nicht ausschließlich den Gerichtsakten und der Aburteilung straffälliger Mitmenschen gewidmet werden müsse, daß er eigentlich im allerschönsten Alter stehe und mit knapp zweiunddreißig Jahren berechtigt sei, sich um eine Gattin umzusehen. Ist ein junger Mann bei solcher Erinnerung angelangt, pflegt auch das Herz eine umso lebhaftere Tätigkeit zu entfalten, wenn ein Fräulein vorhanden ist, dem Gefühle der Verehrung entgegengebracht werden können. Ganz plötzlich war über Doktor Thein die Erkenntnis gekommen, daß Olga Tristner eine herrliche Frau für ihn sein könnte, passend in jeder Beziehung, besonders mit dem Prognathismus, denn Thein muß sich insgeheim sagen, daß er just kein Adonis sei. Ja, hätte Olga Tristner den von Mutter Natur verliehenen grausamen Fehler im Oberkiefer nicht, dürfte der hagere Mann kaum die Augen zu dem sonst entzückend schönen Mädchen er-

heben. Thein ist dem Schöpfer geradezu dankbar, daß Olga solchen Schönheitsfehler hat. Zu weiterem Dank besteht jedoch zur Zeit keine Veranlassung, denn Thein hat nicht die geringste Ahnung, wie eine Werbung um Olga im Hause Tristner aufgenommen werden könnte. Es ist die Zustimmung so möglich wie eine Ablehnung, letztere würde zwar nicht das Herz vernichten, immerhin aber unangenehm sein.

Eine kuriose Seelenstimmung dieses Wägen und Hoffen, ein Sondieren der eigenen Gefühle und dabei nicht wissen, wie die Stimmung im Herzen der Erkorenen sein wird. Viel leichter ist es, Motiven mancherlei Art im Menschenherzen nachzuspüren, die geheimsten Falten einer Verbrecherseele zu durchforschen, als die Frage zu beantworten, ob die wirkliche echte Liebe im eigenen Herzen wohne, und die Möglichkeit, wiedergeliebt zu werden, bestehe. Sympathie für Olga ist vorhanden, eine veritable Sehnsucht, Fräulein Tristner zur Gattin zu erhalten. Ist aber solche Sehnsucht bereits Liebe, die alles wagt und alles erträgt? Das Gefühl, welches die Dichter Liebe nennen und oft wundersam zu schildern verstehen, ein Gefühl, das erschüttert, aufregt, beseligt und tiefunglücklich macht, der Götterfunke zum Springen bereit, — hat solches Gefühl der über einem strohtrockenen Strafgerichtsakt brütende Amtsrichter wirklich im Herzen? Wahrscheinlich nicht oder nicht in der von den Dichtern vorgeschriebenen rechtmäßigen Weise, denn Doktor Thein muß immer mehr an die Möglichkeit einer Ablehnung seines projektierten Antrages denken, und dabei fröstelt es ihn. Einem

gehörig Verliebten soll aber heiß um das Herz sein, der verliebte Mann soll zittern, vor Seligkeit schwitzen und Gedichte an die Geliebte fabrizieren. Doktor Thein friert aber bei 20 Grad Celsius im Schatten. Kann das Liebe sein?

Das Auge haftet an der eingedruckten Stelle im Akt: „Der Eusebius Krimpelstetter ist hinreichend verdächtig . ."

Die Lippen flüstern aber das Diktum Anakreons: „Schlimm ist es, nicht zu lieben, schlimm aber auch, zu lieben."

„Herrgott, welch ein Zustand!" brummte Doktor Thein und erwog die Frage, ob die Werbung nicht doch besser unterlassen werden sollte. Ja, wenn man die Angelegenheit schriftlich, sozusagen halbamtlich in Fluß bringen könnte! Etwa mit der Anfrage des Königlichen Amtsgerichtes, ob Fräulein Olga Tristner geneigt sei, gemäß § 254 des Bürgerlichen Gesetzbuches einen Vertrag zu schließen, und ob Frau Helene Tristner zu einer Vertragssanktion gemäß § 1305 B. G.-B. bereit sei. Wie einfach wäre das für beide Teile! Die Antwort würde geradezu bequem sein, wenn beispielsweise Fräulein Olga auf das amtliche Schreiben brevi manu schreiben würde: „nach § 254 B. G.-B. genehmigt." Die Fahrt im Schlothut würde Thein ja von Herzen gern bewerkstelligen und sich den Verlobungskuß holen. Aber Damen darf man bekanntlich nicht mit Paragraphen kommen, tut es einer trotzdem, fällt er sicher mit Trompeten und Pauken durch.

„Herein!" rief Doktor Thein, als energisch an seine Kanzleitüre geklopft worden war.

Ein Gendarm brachte ein altes Weiblein zu Gericht und rapportierte, daß die Verhaftung wegen Landstreicherei und Betteln erfolgt sei. Papiere besitze das Weib nicht, auch will es taub sein.

Ärgerlich brummte Doktor Thein etwas dergleichen, daß der Gedarm auch etwas Gescheiteres hätte tun können, als eine ausweislose Landstreicherin aufzugreifen.

Stramm dienstlich erwiderte der Gendarm: „Verzeihen Herr Amtsrichter, gemäß meiner Instruktion war ich zum Aufgriff verpflichtet!"

„Na ja, es ist schon gut! Wird halt eine große Schererei geben! Führen Sie das Weib zum Amtsdiener, dessen Frau das Weib einer Leibesvisitation unterziehen soll. Hernach wird die Landstreicherin mir wieder vorgeführt."

„Sehr wohl, Herr Amtsrichter! Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf: Das Kopftüchel der Streunerin scheint nach Salzburg oder Oberösterreich zu verweisen!"

Doktor Thein notierte sich diese Mutmaßung und gab das Zeichen zum abtreten.

Als nach Verlauf einer halben Stunde der Amtsdiener die Landstreicherin wieder in die Kanzlei führte, mußte Thein sich geradezu zwingen, um mit den Gedanken bei der nichts weniger denn angenehmen Angelegenheit einer Vernehmung zu bleiben. Eben hatte er aus Mirza Schaffy zitiert: „Das Paradies der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde, In der Gesundheit des Leibes, Und am Herzen des Weibes." Ein Blick

auf die Landstreicherin, die mutmaßlich weiblichen Geschlechtes ist, genügte, um Bodenstedt gründlich zu desavouieren, denn am Herzen dieses Weibes kann das Paradies der Erde sicherlich nicht gelegen sein.

Nach Entfernung des Amtsdieners begann Doktor Thein mit dem Verhör der Landstreicherin.

„I hear' (höre) nit gut!“

Unwillkürlich schrie der Richter bei Wiederholung der Frage, wo das Weib beheimatet sei, aus vollem Halse.

Die Antwort blieb die gleiche.

Doktor Thein kam auf den Gedanken, daß vielleicht Simulation von Taubheit vorliege; zur Erprobung nahm er das dicke Bleistück, welches als Aktenbeschwerer diente, und ließ es im Rücken des Weibes zu Boden fallen.

Die Landstreicherin blieb wie angemauert stehen und ignorierte den nicht geringen Lärm, welchen das schwere Blei beim Aufprallen am Boden verursachte, und den ein wirklich Schwerhöriger oder auch ganz Tauber durch die Schalleitung des Bodens und Körpers hören müßte.

„Also Simulantin!“ dachte Thein und sprach ganz leise: „Ja, Weibele, das ist eine böse Sach mit dir! Ich kann dich nicht behalten, Schwerhörige müssen ins Spital gebracht werden! Du bist ganz taub, also kommst du ins Irrenhaus! Zwangsjacke, wenig zu essen und viel Schläge!“

An der betroffenen Miene des Weibes konnte der Richter erkennen, daß jedes Wort verstanden worden ist.

„I hear' nit gut! Geh, schenk mir was!"

„Hm! Glaube nicht, daß dir der Bezirkshauptmann von Salzburg was schenkt! Und der von Zell am See erst recht nicht."

Die Landstreicherin zuckte fast unmerklich bei Nennung dieses Ortes, beharrte aber auf Simulation absoluter Taubheit.

„Ich muß dich also per Schub nach Zell am See transportieren lassen!"

Die Landstraßenfrequentantin setzte sich auf den Boden, gestikulierte wie verrückt und tat dann dergleichen, als falle sie in Ohnmacht.

Da war nun die Bescherung! Doktor Thein guckte im ersten Augenblick fassungslos auf die Landstreicherin; eine solche Situation ist ihm in der Praxis, die manche Absonderlichkeit mit sich bringt, doch noch nicht vorgekommen. Aber halt! Das Großsche „Handbuch für Untersuchungsrichter" muß auch für diesen Fall Hilfe bringen. Flink holte Thein das praktische Buch hervor, suchte im Kapitel über Simulation, und ein Lächeln der Befriedigung huschte über sein Antlitz. „Gott segne dich, heiliger Groß! Du bist und bleibst unser Nothelfer!" flüsterte Thein und wandte sich an die Simulantin, welcher er zurief: „So, Weibele, jetzt wirst du mit kaltem Wasser begossen und hernach mußt du 24 Stunden auf Eis sitzen!"

Das Wörtchen „Eis" wirkte Wunder: im Nu stand das Weib auf den Füßen und flehte um Barmherzigkeit.

„Wo bist beheimatet?"

„In Zell am See! I hab nixen g'stohlen, gleich nur um Almosen gebettelt!"

„Na also!" Flink protokollierte Thein dieses Geständnis, dann fertigte er ein Schubzertifikat aus, schellte dem Amtsdiener und gab dem alsbald erschienenen Beamten Auftrag, die geständige Landstreicherin durch die Gendarmerie über die Landesgrenze schaffen zu lassen.

Der Fall war erledigt dank der Eisfurcht, wie sie Zigeuner und fast alle Landstreicher hegen.

Kaum hatten das Weib und der Amtsdiener die Kanzlei verlassen, trat der Gendarmeriewachtmeister von Heilbrunn mit — Baron Hodenberg ein.

Doktor Thein war darob weit überraschter als vorhin, als die Landstreicherin in Ohnmacht fiel. Verwundert fragte Thein, was diese Vorführung zu bedeuten habe.

„Herr Amtsrichter!" rapportierte der Wachtmeister, „der Herr hier hat, wie ich in Erfahrung gebracht, zu Heilbrunn mehrmals auffallend hoch Hazard gespielt. Ich habe den Herrn zur Ausweisleistung aufgefordert, die mir verweigert worden ist. Da der Herr daraufhin plötzlich abreisen wollte, erschien mir dies verdächtig, ich habe den Herrn daher verhaftet und liefere den Verdächtigen hiermit dem Gericht ein!"

Noch ehe Doktor Thein ein Wort gesprochen, erhob Baron Hodenberg Protest gegen seine Verhaftung und fragte entrüstet, doch artig, welchen Verbrechens man ihn bezichtige.

Thein empfand ein peinliches Gefühl, die Pflichttreue des Wachtmeisters kommt entschieden sehr unge-

legen, und die Frage des Barons ist ebenso begreiflich wie sein Protest gegen eine zunächst kaum zu rechtfertigende Verhaftung. Aber da dieselbe nun erfolgt, Hodenberg dem Gericht eingeliefert ist, hat der Amtsrichter die beschworene Dienstpflicht, den „Fall" gewissenhaft zu untersuchen, den Verhafteten so lange in Gewahrsam zu behalten, bis sich entweder die Schuldlosigkeit ergibt, oder der Häftling belastet der Strafkammer überwiesen werden muß. Doktor Thein befahl nun, es solle der Wachtmeister seinen Rapport sowie alle Nebenumstände der Verhaftung zu Papier und sowohl den Bericht als auch alles Gepäck Hodenbergs zu Gerichtshanden bringen. Unterdessen werde der Baron einem Verhör unterzogen werden.

Als sich der Wachtmeister entfernt hatte, erneuerte Baron Hodenberg seinen Protest im Tone höchster Entrüstung und fügte die Drohung bei, daß er Beschwerde beim Justizminister, bei Hof und beim diplomatischen Korps erheben werde.

Doktor Thein war wieder kühl und ruhig geworden, die Überraschung ist verflogen, der „Fall" ist an sich unangenehm, er muß aber streng sachlich und dienstlich durchgenommen werden. „Bitte, Herr Baron! Wollen wir in Ruhe Ihre Angelegenheit besprechen! Wir kommen auf diese Weise viel rascher ans Ziel und Sie zurück in die Freiheit, als wenn Sie drohen und protestieren! Es kann im momentanen Stadium der Angelegenheit weder der Justizminister noch der Landesherr auch nur das geringste für Sie tun, und die Anrufung der Diplomatie ist direkt lächerlich!"

„Ich protestiere gegen jede Verächtlichmachung des diplomatischen Korps!“

„Aber, Herr Baron! Wer denkt denn daran? Nehmen Sie Platz, bitte, und beantworten Sie meine Fragen, die ich dienstlich an Sie zu richten habe. Herr Baron können übrigens den immer peinlich wirkenden Fragen dadurch ausweichen, daß Sie freiwillig mir vollen Aufschluß über Ihre Person und Verhältnisse geben.“

„Danke! Ich ziehe es vor, über meine Verhältnisse selbst zu sprechen, das heißt, so weit ich dies tun darf. Gewisse Diskretion ist mir unerläßliche Pflicht!“ Nun begann Hodenberg zu erzählen, daß er der Sohn des Barons Hodenberg, Rittergutsbesitzers aus Hannover sei, daß sein Geschlecht direkt von Heinrich dem Löwen abstamme und eng befreundet mit den Familien Platen, Hallermünde, Borries, Veltheim, Hammerstein sei. Nach der Annexion sei seine Familie aus Hannover ausgewandert, und er befinde sich seit Jahren auf Reisen, vergeblich Heilung von Nervosität und Gemütskrankheit suchend.

Thein hatte aufmerksam zugehört und mußte sich selbst sagen, daß das von Hodenberg Vorgebrachte durchaus glaubwürdig erscheine. Besonders gefiel es dem Richter, daß der Baron mit keinem Worte sein Verweilen auf Schloß Ried erwähnte, also mit den Beziehungen zu Tristners nicht prunken will, was entschieden zu Gunsten des Verhafteten spreche. Wäre Hodenberg ein Schwindler oder Hochstapler, so würde er sicherlich zur Erhöhung seiner Reputation auf Tristners

sich berufen. Aber das Gericht muß Beweise für die vorgebrachten Behauptungen haben. Höflich bat Doktor Thein, es möge der Baron ihm die Legitimationspapiere vorlegen.

Hochfahrend erwiderte Hodenberg: „Pardon, mein Herr! Mein Wort muß Ihnen genügen, mein Kavalierswort, daß dem so ist, wie ich sagte! Ein Mann meiner Qualitäten pflegt Ausweispapiere nicht à la Handwerksbursch mit sich zu führen!"

„Hm! Wenn ich allenfalls begreiflich finden würde, daß Sie dem übereifrigen Gendarmeriewachtmeister die Ausweisleistung verweigerten, so ist es hier anders; Sie befinden sich als Häftling vor Gericht, es fordert Sie der Gerichtsvorstand auf, die Legitimationspapiere vorzulegen. Es ist dies lediglich Formalität, und bestätigen Ihre Papiere Ihre Angaben, so nehme ich keinen Anstand, die Haft aufzuheben und Ihnen die Freiheit wiederzugeben."

„Ich führe keine sogenannten Legitimationspapiere mit, besitze solche auch gar nicht! Wußte übrigens nicht, daß in Bayern Paßzwang herrscht! Wohl eine Konzession an den Dreibundstaat Bosnien, was?"

„Unterlassen Sie gefälligst jeden politischen und deplazierten Spott! Wir haben keinen Paßzwang, wir fordern aber Ausweisleistung von Personen, die als verdächtig dem Gericht eingeliefert sind!"

„Fordern Sie zu! Ich habe gewünschte Papiere nicht, kann sie also auch nicht vorlegen. Trauriges Land, das ein Kavalierswort nicht respektiert!"

„Mein Herr! Die Untersuchung wird ergeben, ob

Sie ein Kavalier sind oder nicht. Inzwischen bleibt es für das Königreich Bayern völlig bedeutungslos, ob Sie, ein wegen Hazardspieles und unsinniger Geldverschleuderung verdächtiger und deshalb verhafteter junger Mann, unser Land „traurig“ nennen oder „lustig“. Sie sind also nach eigenem Geständnis ausweislos. Ich meine es gut mit Ihnen, wenn ich Ihnen vorschlage, mir die Adresse eines Familienmitgliedes anzugeben.“

„Wozu?“

„Zum Zwecke einer telegraphischen amtlichen Erkundigung bei Ihren Verwandten. Bestätigt jemand aus Ihrer Familie Ihre Behauptungen, so können Sie noch heute abend aus der Haft entlassen werden.“

Hodenberg erhob sich vom Stuhle und sprach in aller Ruhe: „Ich danke Ihnen, Herr Amtsrichter, für Ihren Vorschlag, lehne denselben jedoch ab, weil ich mich schämen müßte, wenn an meine durchweg hochgestellten Verwandten und Bekannten eine gerichtliche Anfrage käme, die zugleich meine ganze Zukunft ruinieren, meine Stellung in der Gesellschaft vernichten würde. Ich bin, wie Herr Amtsrichter ja selbst zugeben müssen, völlig schuldlos, die Untersuchung wird dies zweifellos ergeben, ich bleibe lieber in Haft, als daß ich in eine Belästigung meiner hohen Verwandten einwillige.“

„Aber, Herr Baron, eine gerichtliche, in höfliche Form gekleidete Anfrage ist doch keine Schändung!“

„In Ihren Augen vielleicht nicht; in unseren Kreisen aber sicher. Lieber den größten Schaden erleiden, denn mit dem Gericht zu tun haben!“

„Auch eine Auffassung! Und recht „schmeichelhaft“ für die Gerichtsbehörden! Empfinden Sie denn nicht selbst, daß Ihre Weigerung auffällig, Ihre Bevorzugung einer vielleicht langen Haft unerklärlich und daher verdächtig ist?“

Hodenberg zuckte die Achseln und schwieg.

„Mit Ignorierung meiner, gewiß gut gemeinten Vorschläge werden Sie Ihre Lage nur verschlechtern, ich mache Sie aufmerksam, daß die Haft bis zu drei Monaten währen kann. Ergibt die langwierige Untersuchung, die mit aller Gründlichkeit durchzuführen ich verpflichtet bin, kein vollbefriedigendes Resultat, so ist damit noch immer nicht Ihre Freilassung gewährleistet. Ein einzig Wort, die Angabe einer Adresse kann Ihnen aber die Freiheit bringen!“

„Ich will nicht!“

„Dann bezweifle ich die Wahrheit Ihrer bisherigen Angaben!“

„Herr, Sie werden beleidigend!“

„Vergessen Sie gefälligst nicht, daß Sie vor Gericht stehen und sich verantworten müssen! Zwingen Sie mich nicht, Sie wegen Ungebühr vor Gericht aburteilen zu müssen! Und nun sagen Sie mir, wie das Wappen Ihrer Familie aussieht.“

„Wenn Sie die Wahrheit meiner bisherigen Angaben bezweifeln, kann eine Schilderung meines uralten Familienwappens keinen Zweck haben, Sie werden ja auch meine Schilderung anzweifeln müssen.“

„Das kommt darauf an! Bitte, reden Sie!“

Hodenberg überlegte, wie wenn er sich besinnen

müßte, zögernd sagte er, im Wappen sei oben ein Helm, unten ein Schild, ringsum Arabesken, und sehr viel Gold und Silber dabei.

„Das soll die Schilderung eines uralten Familienwappens sein? Heraldiker sind Sie offenbar nicht? Sie haben ja keine Ahnung von einem Wappen und behaupten, so solle Ihr eigenes Familienwappen aussehen! Ein sonderbarer Legitimist aus uraltem Geschlecht, der von Helmkleinod und Wappenbild nichts zu sagen weiß!"

„Ich bin kein Fachmann und nie in der Heraldik unterwiesen worden, daher kann ich auch keine Spezialkenntnisse besitzen. Vielleicht ein Zufall, daß Sie gerade Amateur in der Heraldik sind!"

„Durchaus nicht! Dergleichen Kenntnisse hat jeder Gebildete, ein Aristokrat, welcher von Heinrich dem Löwen abstammen will, muß sein Wappen sehr genau kennen und in der Lage sein, dasselbe eingehendst und überzeugend zu schildern. Sie können das nicht, also muß ich annehmen, daß Sie mich belogen haben. Rechnen wir hinzu Ihre auffällige Weigerung einer Namensnennung, so kommen wir zur unabweisbaren Notwendigkeit, Sie bis auf weiteres in Haft zu behalten. Legen Sie alle Ihre Effekten aus Ihren Taschen hierher auf den Tisch!"

„Belieben vielleicht auch noch eine Leibesdurchsuchung?"

„Möglich! Ich handle nach Vorschrift! Fügen Sie sich nicht, so wird der Amtsdiener die Leibesdurchsuchung vornehmen."

„Es wird ja immer hübscher! Sie halten mich wohl für einen Raubmörder, wie? Können mir aber nichts nachweisen!"

Auf den gebieterischen Blick Doktor Theins hin, legte Hodenberg aber doch gutwillig Portefeuille, Portemonnaie, Federmesser, Briefe auf den Tisch.

Doktor Thein stutzte, als er das dicke Portefeuille sah, nahm es in die Hände und überzeugte sich vom Inhalt. „Das ist ja ein Vermögen in Wertpapieren und Bargeld deutscher und englischer Währung!"

Stolz nickte Hodenberg und lächelte geschmeichelt.

„Können Sie sich über diesen Vermögensbesitz ausweisen?"

„Lächerlich! Es ist mein Vermögen, das ich aus Sicherheitsgründen und wegen möglichst leichter freier Bewegung ständig bei mir führe. Soll das vielleicht auch verdächtig sein?"

„Fragen zu stellen, ist meine Sache, nicht die Ihre!" rief Thein und schellte dem Amtsdiener, der alsbald eintrat und den Baron mißtrauisch betrachtete.

Doktor Thein befahl die Internierung des Verhafteten in Zelle Nummer 2 mit Krankenkost bei Selbstverpflegung, täglich zwei Glas Bier gestattet, Rauchen verboten.

Höhnisch lächelnd verbeugte sich Hodenberg und ließ sich willig abführen.

Ärgerlich nahm der Amtsrichter eine Prüfung der Hodenbergschen Briefschaften und des Notizbuches vor, vermochte aber nichts von Belang zu finden, sofern nicht die äußerst plump gekritzelten Notizen hinsichtlich

der ungelenken Schrift auffällig sein sollen, weil absolut nicht zum behaupteten Rang des Besitzers stimmend. Der Inhalt jener Notizen ist völlig harmlos, ohne jede Bedeutung. Es fragt sich also, wer ist der angebliche Baron Hodenberg? Und das scheint eine schwer zu beantwortende Frage werden zu wollen. Nicht minder schwer wird es aber auch sein, die Haftverwahrung gesetzlich zu begründen, nachdem nichts von Belang gegen den Mann vorliegt. Geldverschleudern ist kein straffälliges Verbrechen, und Hazardspielen ist Übertretung nach § 360 Absatz 14, kaum § 284, denn aus dem Glücksspiel wird Hodenberg kein Gewerbe gemacht haben. Den Mann nun wochenlang in Haft zu behalten, wird nicht angängig, nicht zu verantworten sein. Ihn aber vorschnell zu entlassen, kann den Richter in die Gefahr bringen, einen möglicherweise gefährlichen Hochstapler der Freiheit übergeben zu haben, den andere Behörden eifrig verfolgen. Durch den übergroßen Pflichteifer des Wachtmeisters ist der Amtsrichter unzweifelhaft in eine sehr unangenehme Lage gebracht, und nicht abzusehen, was daraus werden wird. Sicher ist, so argumentierte Doktor Thein, daß der Mann gelogen hat; wer lügt, kann stehlen, ist das Geld gestohlen, so ist der angebliche Hodenberg ein Verbrecher, und das Amtsgericht hat die heilige Pflicht, festzustellen, woher der Verbrecher stammt, wo er gestohlen hat, und wer sich hinter dem aristokratischen Namen verbirgt. Eine heillose Arbeit und Schererei harrt somit des Amtsrichters dank des hitzigen Zugreifens eines übereifrigen Gendarmen. Schon wollte Doktor Thein seinem

Ärger durch einen Fluch Luft machen, da klopfte es zaghaft an die Kanzleitüre und auf das barsche „Herein!" trat Fräulein Olga Tristner in das Zimmer, ersichtlich verstört und aufgeregt.

„Ei, Fräulein Olga, welch lieber Besuch! Herzlich willkommen in der kahlen Gerichtsstube? Womit kann ich dienen?" rief Thein und eilte Olga entgegen. „Bitte abzulegen und Platz zu nehmen?"

Olga schüttelte den Kopf und rang nach Atem und Fassung.

„Um Himmelswillen, was ist denn passiert? Weshalb diese Aufregung, liebes Fräulein?"

„Herr Doktor?" ächzte Fräulein Tristner.

„Bitte reden Sie. Kann ich Ihnen irgendwie dienen, behilflich sein, ich stehe zur Verfügung!"

„Danke im voraus! Helfen Sie, Herr Doktor Baron Hodenberg . . ."

Überrascht blickte Thein auf Olga, blitzschnell fragte er sich, wie das Fräulein wegen der Verhaftung Hodenbergs in so große Aufregung geraten könne.

„Der Baron ist heute — verhaftet worden!" stöhnte Olga.

„Stimmt! Vor wenigen Augenblicken war der Mann hier."

„Ist Hodenberg wieder in Freiheit gesetzt?"

„Nein, Fräulein Olga?"

„Bitte, geben Sie ihn sogleich frei!"

„Bedaure sehr, das ist ganz unmöglich!"

„Was liegt gegen ihn vor? Ich beschwöre Sie, bitte, sagen Sie mir alles, geben Sie Hodenberg frei!

Er ist krank, nervös, gemütskrank! Es ist undenkbar, daß er, ein Kavalier, ein Verbrechen verübt hat!"

„Es ist mir schmerzlich, Ihnen, liebes Fräulein, nicht dienen zu können. Die „Affaire Hodenberg" befindet sich im Untersuchungsstadium, das Amtsgeheimnis bindet mir die Zunge. Sollte der Verhaftete aber wirklich krank sein, wovon ich während des Verhörs jedoch nichts gemerkt habe, so werde ich sogleich den Gerichtsarzt beauftragen, den Baron zu untersuchen."

„Verhört! Sie haben ihn verhört? Was ist geschehen? Mir ist ganz wirr im Kopf! Diese Aufregung, diese Angst . . ."

„Aber, Fräulein, die Verhaftung kann doch nicht ein Grund sein, daß Sie in Angst und Sorge geraten! Hodenberg war meines Wissens einige Zeit Gast im Schloß Ried; diese Tatsache bedingt doch nicht, daß die Familie Tristner sich alteriert!"

Olga bemühte sich, ihrer wilden Erregung Herr zu werden und kämpfte die Angst einigermaßen nieder. „Alarmierend ist die Verhaftung immerhin."

„Gewiß, auch ich war überrascht, als der Wachtmeister mir den Baron vorführte."

„Weshalb erfolgte die Verhaftung?"

„Wegen Hazardspieles und Ausweisverweigerung. Mehr kann und darf ich nicht sagen."

„Wird Hodenberg deshalb mit Gefängnis bestraft?"

„Ja, sofern die Untersuchung keine weitere Belastung ergibt."

„Muß denn eine weitere Untersuchung stattfinden?“

„Selbstverständlich! Wir müssen doch vor allem feststellen, wer der Verhaftete eigentlich ist!“

Taumelnd klammerte sich Olga an die Stuhllehne und rief in bitterster Seelenqual: „Wer der Baron eigentlich ist? Um Gotteswillen, wer soll er denn sein?“

„Das wird er wohl wissen, er sagt es aber nicht, und ich weiß es einstweilen auch nicht, hoffe aber im Laufe der Zeit das Geheimnis aufdecken zu können.“

„So glauben Herr Doktor, daß Hodenberg sich Namen und Rang nur beigelegt hat? O Gott, meine gräßliche Ahnung!“

„Wie? Sie haben dergleichen geahnt?“

„Nein, nein! Gott, mir ist so wirr im Kopf, daß ich nicht mehr weiß, was ich denke und spreche!“ stammelte Olga in Verzweiflung.

„Pardon, Fräulein Triftner, auf Grund Ihrer Äußerung muß ich amtlich fragen, wodurch Sie veranlaßt wurden, an Namenfälschung zu denken.“

„Ich weiß gar nichts, Herr Doktor!“

„Das ist schwer zu glauben! Einmal sagen Sie: „O Gott, meine gräßliche Ahnung!“ — Sodann stehen Sie in auffälliger Erregung vor mir und fordern Hilfe, Freilassung des Verhafteten! — Ich muß Sie fragen, stehen Sie zu dem angeblichen Baron Hodenberg in irgendwelcher Beziehung, die Sie veranlassen kann, in solcher Weise für den Verhafteten einzutreten?“

„Allmächtiger Gott! Was denken Sie?!“

„Ich ziehe lediglich Schlüsse aus Äußerung und Verhalten Ihrerseits! Steht der Verhaftete Ihnen

fern, so haben Fräulein doch keine Veranlassung, für Hodenberg einzutreten und seine Freilassung zu fordern! Da Fräulein mich jedoch um die unmögliche Haftentlassung ersuchten, muß der Untersuchungsrichter glauben, daß der ausweislose Häftling in besonderen Beziehungen zu Ihnen oder der Familie Tristner steht; es ist daher Amtspflicht, hierüber Klarheit zu schaffen. Wenn Fräulein infolge großer, mir ganz unerklärlicher Aufregung hierüber nicht sprechen können und wollen, werde ich dienstlich Ihre Frau Mutter und Herrn Bruder vernehmen müssen."

„Entsetzlich! Schonen Sie meine Mama! Sie weiß ja von nichts!"

„Und Herr Theo Tristner?"

„Theo weiß auch nichts!"

„Gut! Bleibt nur Fräulein Olga Tristner! Bitte sagen Sie mir, was Ihnen über den angeblichen Baron Hodenberg bekannt ist!"

„Ich weiß so wenig über ihn wie Sie selbst!"

„Weshalb aber dann Ihr Erscheinen in der Gerichtskanzlei und diese hochgradige Aufregung?"

Verwirrt stammelte Olga: „Die Ehre unseres Hauses!"

Schon wollte Doktor Thein darauf hinweisen, daß die Ehre der Tristnerschen Familie doch in keiner Weise berührt sei, wenn Hodenberg irgendwie in den Maschen des Strafgesetznetzes hängen bleibe.

Olga stotterte: „Verzeihung, Herr Doktor, Luft, ich weiß nichts, entschuldigen Sie!" und eilte wie von Furien gejagt aus der Kanzlei.

Verdutzt stand der Amtsrichter inmitten der Stube, für den Moment außer stande, sich die Flucht Olgas erklären zu können. Mählich aber kam doch der „verknöcherte“ Jurist wieder zur Geltung, ruhig kombinierte Thein, bis er vor die Möglichkeit geriet, daß der verhaftete Baron Fräulein Olga betört, ihr Herz geraubt haben könnte, und bei diesem Gedanken überlief es Doktor Thein eiskalt und gleich darauf wieder siedheiß. „Herr des Himmels, wenn das wahr ist, dann erwürg ich den Kerl!“ ächzte der Richter und schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. Mit Ruhe und Überlegung, mit dem Aktenstudium war es für heute zu Ende, das Herz ist alarmiert, wild jagen die Gedanken durch den erregten Kopf. „Luft, Luft, Clavigo!“ rief Doktor Thein, versperrte Hodenbergs Effekten im Schreibtisch und eilte ins Freie.

VI.

In gedrückter Stimmung war Theo heimgekehrt, allein und über München, unzufrieden mit sich, ärgerlich darüber, den Meerbummel vollführt zu haben. Seine Rückkehr fand fast keine Beachtung, die Bewohner des Schlosses standen zu sehr im Banne des Ereignisses der Verhaftung Hodenbergs. Nur die Mama erkundigte sich, welcher Art die von Theo in München besorgten Geschäfte waren. Theo errötete im Angesicht der blinden Mutter vor Scham, tiefe Reue erfaßte ihn, doch eine Notlüge ist geboten, es muß geflunkert werden, um die arme schwergeprüfte Mama nicht in Unruhe und Sorge zu versetzen. Eine glaubwürdige Ausrede hatte sich Theo schon im Orientexpreßzug auf der Eilfahrt von Wien nach München zurechtgelegt, jetzt plapperte er sie herunter, und die Mutter glaubte jedes Wort, lobte den Geschäftseifer des Sohnes, und trieb dadurch unbewußt den schmerzhaften Stachel bitterer Reue in Theos Brust.

Die Folge der Audienz war, als Theo im Komptoir saß, ein energischer Entschluß zu gründlicher Besserung und Sühne: Theo telegraphierte an Wurm Hotel Bristol Wien die Vertragskündigung unter Angebot einer Geldentschädigung von tausend Mark, an Fräulein Camacero schickte er eine Absagedepesche, Schloß Ried

sei von Gästen besetzt, daher müsse die Besuchs-Einladung zurückgezogen werden.

Befreit von allen Qualen moralischer Depression widmete sich Theo mit regem Eifer dem Geschäfte, in der emsigen Arbeit gewann er die alte Fröhlichkeit wieder, die ihn der Niedergeschlagenheit Olgas ebensowenig wie der Angelegenheit Hodenbergs achten ließ. Die gute Laune verwandelte sich tags darauf in Verlegenheit, als Herr Verwalter Wurm erschien und seinen Posten antreten wollte. Jetzt hieß es Farbe bekennen! Theo fand dem zielbewußten Manne gegenüber nicht den Mut, von der Kündigungsdepesche, welche offenbar den Adressaten nicht erreicht hat, Mitteilung zu machen, er wagte nicht, die Kündigung auszusprechen aus Furcht, daß der darob indignierte, vielleicht auch beleidigte Verwalter die Spritzfahrt und damit auch das galante Abenteuer der Mama verraten könnte. Es blieb somit der Vertrag zu Recht, der Verwalter trat seinen Posten an; Theo selbst, wenn auch wütend über sich, mußte Wurm einführen in das neue Amt, ihn dem Personal vorstellen und bekunden, daß fürder Herr Wurm von Hohensteinberg Vollmacht in eigener Kompetenz habe. Damit verlor der junge Herr den unmittelbaren Einfluß auf alle Bediensteten, Wurm nahm von der Stunde an die Zügel fest in die Hand und ging zielbewußt an die Arbeit.

Von dieser Tatsache nahmen die Damen Notiz, Mama seufzend, Olga gleichgültig, ersichtlich einen inneren Kampf führend, mit anderen Gedanken be-

schäftigt. Theo hatte früher wohl die Absicht gehabt, Wurm einzuladen, die Mahlzeiten am Familientische einzunehmen, nun aber war er froh, diese frühere Absicht Wurm gegenüber nicht ausgesprochen zu haben. Anderenteils schien der Verwalter auf familiäre Behandlung Gewicht zu legen, Wurm sondierte gleich nach Dienstantritt in diesem Sinne mit der Frage, wo er wohl speisen werde. Kühl erwiderte Theo, daß sich ein Abonnement im Posthause empfehle. In einer gewissen Befangenheit und Sorge hielt Theo den Blick gesenkt, er konnte nicht sehen, wie scharf und feindlich ihn Wurm beobachtete. Frostig klang das knappe Dankwort für die Empfehlung, begleitet von einem nichts Gutes kündenden Blick. Dann gingen die Herren ihrer Wege, Theo unzufrieden mit sich und der Welt. Wurm heuchelte immensen Geschäftseifer, schielte dabei aber nach Gelegenheit, Fräulein Olga zu treffen und sich der jungen Dame angenehm zu machen. Darüber vergingen die nächsten Tage, und an einem Abend, da Wurm langsam das Schloß verlassen wollte, erblickte sein Luchsauge die zierliche Gestalt des Schloßfräuleins im Park, anscheinend in Schmerz aufgelöst auf einer Bank sitzend. Der Verwalter schritt der Brauerei zu, umkreiste den Parkausläufer und bog weit draußen in die Allee von Ulmen und Linden ein, welche er langsam heraufpromenierte, um mählich dem Fräulein näher zu pirschen.

Tief in Gedanken versunken merkte Olga die Annäherung des Mannes erst, als Wurm wenige Schritte vor ihr entfernt war und überrascht den Hut grüßend

abnahm, eine höfliche Entschuldigung ob der Störung vorbringend.

Unwillig, herb antwortete Olga, fast schien sie gewillt, den lästigen Menschen aus dem Park zu weisen.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich bin noch so fremd, daß ich mich auf dem Weg zur „Post“ hier im Park verirrte. Eine mir höchst peinliche Störung war gewiß nicht beabsichtigt, ich war außerdem zu sehr mit Gedanken an den Baron Hodenberg beschäftigt, achtete daher nicht auf den Weg.“

Überrascht horchte Olga auf und blickte gespannt auf den Verwalter. „Bitte, es hat nichts zu bedeuten, auch wird es für mich Zeit, ins Haus zurückzugehen.“

„Gnädiges Fräulein sind sehr gütig, Ihre Verzeihung beglückt mich, ich danke vielmals und werde bestrebt sein, mich Ihrer Gnade würdig zu zeigen. Der Fall ‚Hodenberg‘ . . .“

„Was wissen denn Sie von Hodenberg? Sie sind doch erst wenige Tage hier!“

„Das letztere ist allerdings richtig! Doch ich hatte schon bei meiner Vorstellungsvisite Gelegenheit, den Herrn kennen zu lernen, daher interessierte es mich, zu hören, daß derselbe Herr gefänglich eingezogen wurde.“

Hastig erhob sich Olga und erregt fragte sie: „Glauben Sie an ein Vergehen Hodenbergs?“

„Nein, gnädiges Fräulein, doch ein echter Baron Hodenberg ist der Herr nicht!“

„Mit welchem Recht erheben Sie eine solch unqualifizierbare Anklage?“

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, zu einer Anklage

würde mir jede Berechtigung fehlen, es ist lediglich Vermutung meinerseits, welche ich nicht auszusprechen gewagt haben würde, wenn ich hätte ahnen können, daß gnädiges Fräulein geruhen, jenes Herrn Anwalt zu sein."

„Ich will wissen, wodurch Sie auf die Vermutung kamen, daß sich der Baron einen fremden Namen, Titel und Rang beigelegt habe."

„Wenn der Baron behauptet, aus Hannover zu stammen, ist die Sache kaum richtig. Ein echter Hodenberg hätte es auch nicht nötig, sich vor Moorbauern auf Heinrich den Löwen zu berufen und seine Baronie mit Sekt unter Bauern zu begießen."

Olga zuckte zusammen, wie wenn ein Peitschenhieb sie getroffen hätte. „Das soll der Baron getan haben?"

„Ja, ich war dessen Zeuge. Möglich, daß der Herr Hannoveraner ist, er spricht wenigstens annähernd hannoveraner Dialekt, ein Baron Hodenberg ist er aber nicht, überhaupt kein Kavalier."

„Er wird Sie zur Rechenschaft zu ziehen wissen!" rief erregt Olga aus.

„Bitte, ich stehe jeden Augenblick zur Verfügung, glaube aber nicht, daß der Herr Gelegenheit zu einer Duellforderung finden wird."

„Weshalb nicht?"

„Weil er die Freiheit so schnell nicht wieder erlangen wird!"

„Gott! Was sagen Sie? Sie glauben an eine Verurteilung?"

„Nein, es liegt ja, wie ich höre, kein schwerwiegendes Reat vor. Doch wird das Gericht diese Persönlichkeit ohne Ausweise kaum freigeben, so lange recherchieren, bis das Geheimnis der Herkunft gelüftet ist.“

„Aus Ihnen spricht Haß und Mißgunst!“

„Mit nichten, gnädiges Fräulein, ich kenne den Herrn ja fast gar nicht, weilte kaum ein Halbstündchen in seiner Gesellschaft; wie sollte ich in solch minimalem Zeitraum von Haß erfüllt werden? Ein Gefühl hege ich in der Brust, die Sorge, daß eine Entlarvung jenes Mannes unangenehm für das hochverehrte Haus Tristner werden wird. Freilich ist gegen Zudringlichkeiten niemand gefeit, in die feinste Familie von ausgezeichnetem Rufe kann sich ein Gauner eindrängen und Unheil stiften!“

„Mäßigen Sie sich in Ihren Ausdrücken! Hodenberg ein gewöhnlicher Gauner — undenkbar!“

„Ich will gar nichts gesagt haben, gnädiges Fräulein, und wäre unglücklich, wenn ich mir Ihre Ungnade zugezogen haben sollte. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich den Herrschaften nicht aufdrängen will! Meine frühere Hofstellung und das erhaltene Zeugnis beweisen zur Genüge, daß mir alles ferner liegt, als Taktlosigkeit und Aufdringlichkeit! Der Fall Hodenberg ist fatal in mehrfacher Hinsicht.“

„Wieso?“

„Die Klugheit gebietet, sich von dem Verhafteten loszusagen; ihn preisgeben in seiner momentanen Lage erweckt den Anschein eines Mangels an Noblesse und

Mut, man schüttelt einen lästig Gewordenen ab, und das sieht niemals gut aus. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff. Hilfe kann aber anderenteils dem Verhafteten nicht geboten werden, sie ist unmöglich während der Untersuchung, auch müßte jeder Interventionsversuch den Verdacht des Einverständnisses mit Hodenberg oder doch den Verdacht einer Sinnesgleichheit wachrufen. Die Gerichtsherren denken manchmal recht seltsam. Ich für meine Person möchte mich vom Untersuchungsrichter nicht als Freund Hodenbergs angucken und taxieren lassen!"

„Sie sagen also, daß Sie ein Feind des Barons sind, das glaube und fühle auch ich heraus!"

„Mit nichten, gnädiges Fräulein! Ich bin lediglich kein Freund des Verhafteten, hätte gar keinen Grund zu einer Freundschaft mit einem Unbekannten und Unechten. Von Feindschaft kann nicht gesprochen werden, weil auch hiezu jede Veranlassung fehlt. Kann ich aber gnädigem Fräulein irgendwie dienen, bitte über meine Wenigkeit zu verfügen. Vielleicht läßt sich der Gerichtsvorstand bewegen, den Verhafteten einem Gericht in anderer entfernter Gegend zur Aburteilung zu überweisen. Hier muß der Fall immer peinliches Aufsehen erregen, für die Nerven des gnädigen Fräuleins möchte ich den baldigen Eintritt absoluter Ruhe sehnlichst wünschen."

„Ja, ich leide gräßlich! Vielen Dank für Ihre Anteilnahme! Gute Nacht!"

„Darf ich gnädiges Fräulein bis zum Schlosse begleiten, zur Sicherheit?"

„Danke, ist nicht nötig! Ich werde nachdenken darüber, ob Ihre Intervention nützlich sein kann. Ich danke Ihnen!"

Ehrerbietig grüßend verabschiedete sich Wurm und folgte langsamen Schrittes dem Schloßfräulein, um dann quer über den Schloßhof ins Dorf zu steuern, des Erfolges seines Anknüpfungsversuches sich freuend. Die Gunst Olgas zu erringen, ist der größten Mühe wahrlich wert.

Mit einer Neuerung in der Amtsführung wußte Wurm sich rasch die Sympathie Frau Tristners zu erwerben, der Verwalter meldete sich jeden zweiten Tag zum Rapport bei der blinden Schloßherrin, hielt Vortrag über alle Maßnahmen, die zu treffen sind, erholte selbst für Kleinigkeiten die Zustimmung der Besitzerin und besprach Ein- und Auslauf der geschäftlichen Korrespondenz. Dieses freiwillige Unterwerfen unter die Kompetenz der Schloßherrin mußte Frau Tristner um so mehr gefallen, die Sorge vor Anmaßung und Übergriffen beseitigen, als Theo nur widerwillig dergleichen Berichte, und stets nur auf Andringen Mamas, erstatten wollte. Jetzt hat Frau Tristner trotz erloschenen Augenlichtes einen befriedigenden Einblick in den Geschäftsgang, sie zeigte sich für das Gebaren des neuen Verwalters dankbar und gewährte mählich wachsendes Vertrauen. Gelegentlich einer solchen Besprechung äußerte Frau Helene die Befürchtung, daß Theo zu wenig zu tun habe und auf dumme Gedanken kommen könnte; es wäre daher gut, wenn der Sohn sich in Bälde dem Außendienst

widmen, die Wirte aufsuchen, neue Kundschaften erwerben würde.

Vorsichtig stimmte Wurm zwar zu, gab aber seiner unmaßgeblichen Meinung dahin Ausdruck, daß zu solchen Fahrten doch wohl der Bräumeister besser geeignet sein dürfte, weil völlig gesund und trinkfest. Herr Theo müßte eher in gesundheitlicher Beziehung geschont, vielleicht in ein Bad geschickt werden.

Davon wollte die schlicht bürgerliche Frau der Kosten wegen nichts wissen, doch willigte Frau Helene in eine Hinausschiebung der strapaziösen Zechfahrten seitens Theos ein.

Wurm fuhr kurze Zeit nach diesem Rapport zur Bahnstation, um dort unbeobachtet eine Depesche aufzugeben; sodann ließ er sich ins Städtchen Landsberg fahren und stieg vor dem Amtsgerichtsgebäude ab.

Doktor Thein stand im Begriff, die Kanzlei zu verlassen, als Wurm erschien und um Gewährung einer kurzen Audienz bat. Im Amtsrichter regte sich der Kriminalist, da er den auffallend forschenden Blick des sich als Tristnerschen Verwalter vorstellenden Herrn gewahrte. Dieser Blick gemahnte Doktor Thein an eine Persönlichkeit, die er schon einmal irgendwo gesehen zu haben glaubte, nur wußte der Richter im Moment nicht, wo eine Begegnung stattfand, oder ob nur eine Ähnlichkeit vorliegt. Damals handelte es sich um ein elegantes Individuum, um einen Müßiggänger, der feinste Manieren, sicheres Auftreten und einen eigentümlich lauernden, scharfen, durchdringenden Blick hatte. Der Verwalter scheint etwas Eigentüm-

liches zu haben, man kann das wohl empfinden, aber nicht definieren.

„Womit kann ich dienen?" fragte Doktor Thein und bot dem Besucher den Inquisitenstuhl an, zugleich Hut und Stock ablegend.

„Verbindlichsten Dank, Herr Amtsrichter! Mit gnädiger Erlaubnis werde ich stehen bleiben. Meine Mission ist sozusagen delikater Natur, als ich im Interesse einer Dame hier bin, jedoch keinen Auftrag der Dame besitze, auch keine Ahnung davon habe, ob meine Intervention von Erfolg begleitet sein werde."

„Zur Sache!" mahnte Doktor Thein.

Wurm verbeugte sich höflich und äußerte sich dahin, daß es ihm darum zu tun sei, Fräulein Tristner von etwaigen Beziehungen zu Baron Hodenberg rechtzeitig frei zu machen.

In höchstem Maße überrascht rief Doktor Thein: „Wie? Sie, ein Beamter der Familie Tristner, unterfangen sich, ohne jeden Auftrag eine Angelegenheit ordnen zu wollen, die in höchstem Maße diskretionärer Natur ist?"

„Pardon, Herr Amtsrichter! Ich sagte bereits, daß mir jeder Auftrag fehle, daß ich keineswegs die Existenz von Beziehungen des Fräuleins Tristner zu dem verhafteten Baron Hodenberg behaupten möchte."

„Was wollen Sie dann bei mir?"

„Mit Ihrer Genehmigung und in Ihrer Gegenwart möchte ich den Häftling sprechen, sondieren, ob Beziehungen vorliegen oder von dem angeblichen Freiherrn behauptet werden, vielleicht auch den Erfolg er-

zielen, daß ein etwaiger Ring oder sonst ein Pretium von zarter Hand ausgefolgt werde, bevor der Staatsanwalt den Verhafteten übernimmt. Ich möchte, falls dergleichen vorhanden, einer Bloßstellung des Fräulein Tristner vorbeugen."

„Mit welchem Rechte wollen Sie sich einmischen?"

„Ich bin ohne jeden Auftrag, meine Intervention entspringt dem Gefühle, daß ich als erster Beamter Tristners alles aufbieten solle, die Familie meines Chefs vor Diskreditierung oder möglicher Verunglimpfung zu bewahren. Dies erachtete ich als meine heilige Pflicht, und daher stehe ich vor Euer Hochwohlgeboren und wiederhole meine Bitte, in Ihrer Gegenwart mit dem Gauner sprechen zu dürfen."

Doktor Thein stutzte, die Bezeichnung des Untersuchungsgefangenen als „Gauner" verblüffte und veranlaßte ihn, zu fragen, ob der Verwalter den Häftling kenne.

„Nur flüchtig von einer Vorstellung durch Herrn Tristner her! Wenn ich Hodenberg gesprochen haben werde, kann ich Ihnen vielleicht wünschenswerte Aufschlüsse über seine Heimat geben."

„Wieso? Sie sind der Sprache nach Norddeutscher?"

„Von Geburt nicht, aber lange Jahre in Norddeutschland gewesen, in Berlin in Hoffstellung, vorher domizilierte ich in Osnabrück und Hamburg."

Nach Gewohnheit der Richterbeamten hatte Doktor Thein diese Angaben Wurms stenographisch fixiert; bei dieser hastigen Schreibart entging dem Richter der funkelnde, durchdringende Blick des Verwalters. Auf-

schauend sprach Doktor Thein: „Es will mir zwar nicht einleuchten, daß eine Aussprache Ihrerseits mit dem Verhafteten ein Resultat für die Untersuchung ergeben könnte, doch vermag ich andernteils keinen Schaden für die Sache zu erblicken. Ich werde also den Verhafteten vorführen lassen!“ Doktor Thein klingelte und gab dem eintretenden Amtsdiener entsprechenden Befehl.

Nach etwa einer Viertelstunde erschien Baron Hodenberg, der überrascht den Verwalter Wurm fixierte, und sodann den Richter spöttisch fragte, ob vielleicht jetzt das Gericht in der Lage sei, nachzuweisen, welches schwere Verbrechen von ihm verübt worden ist.

„Der Herr hier will einige Worte an Sie richten, geben Sie auf seine Fragen Antwort!“ sprach Doktor Thein.

„Bedaure, mit fremden Leuten verkehre ich nicht!“ äußerte Hodenberg und drehte Wurm den Rücken.

Der Verwalter ließ sich durch diese Unhöflichkeit nicht einschüchtern und sprach: „Ji ward in korte Tid freeloten warn, wenn Ji dat junge Frölen freegewt un den Verlowungsring trügg gewt!“

„Halt! Eine Konversation in einer mir fremden Sprache ist nicht zulässig!“ rief Doktor Thein.

Unschlüssig guckte Hodenberg den Verwalter an, schwankend zwischen Glauben und Mißtrauen.

Wurm begann ruhig ein harmloses Gespräch über Verhältnisse der Städte Hannover und Hamburg und mengte fast unmerklich die Worte ein: „Keine Fraselmahr! Alt cak! Gaterling spinnen!“

Gehorsam streifte Hodenberg einen Ring vom Finger und reichte denselben dem Verwalter. Doch Doktor Thein forderte sofortige Auslieferung an ihn selbst, und nahm den Ring Olgas in Verwahrung. Dagegen wollte Wurm Einspruch erheben, und auch Hodenberg protestierte gegen die Konfiskation seines Eigentums, verstummte jedoch, als Wurm rief: „Schuffti!"

Der Gebrauch unverständlicher Worte veranlaßte den Amtsrichter, den Untersuchungsgefangenen in die Zelle zurückführen zu lassen.

Als beide Herren ungestört sich gegenüberstanden, fragte Doktor Thein, weshalb der Herr Verwalter in einer fremden Sprache zu Hodenberg gesprochen habe und was die Worte bedeuten.

Ein malitiöses Lächeln huschte über Wurms Gesicht, doch sofort war er wieder ernst und sehr höflich. „Ich habe die Ehre, Euer Hochwohlgeboren zu versichern, daß der Verhaftete ein veritabler Gauner und deren Sprache völlig mächtig ist!"

„Wie? Was? Wenn Sie das behaupten, müssen doch auch Sie selbst der Gaunersprache mächtig sein und . . ."

„. . . gleichfalls ein Gauner sein, wollen Sie sagen! Verbindlichsten Dank, Herr Amtsrichter, für diese liebenswürdig gute Meinung! Mit nichten! Ich interessiere mich seit Jahren für das sogenannte Rotwelsch und habe mir einige Ausdrücke angeeignet. In specie forderte ich den angeblichen Hodenberg auf, den Ring zurückzugeben, und erfreulicherweise verstand der

Baron diese Worte und leistete der Aufforderung Folge. Andurch ist bewiesen, daß Hodenberg den Ring von Fräulein Tristner erhalten hat, und daß der Häftling Rotwelsch versteht. Nun kombinieren Sie weiter: Ist es wahrscheinlich, daß der Angehörige eines uralten Adelsgeschlechtes Kenntnisse der Gaunersprache besitzt?"

„Schwer zu glauben! Solche Kenntnis würde beweisen, daß der Mann eben dem Adelsgeschlecht nicht angehört oder tief gefallen ist."

„Logisch gefolgert! Ich habe des weiteren die Ehre, zu versichern, daß der angebliche Hodenberg allerdings Hannoveraner Dialekt spricht; ich halte Hodenberg aber dennoch für einen Hamburger."

„Weshalb?"

„Das ist freilich schwer zu sagen; wer lange in Hamburg gelebt, hat ein geschärftes Ohr für Hamburger Dialekt und spezielle Betonung. Auch gebraucht Hodenberg nach Hamburger Sprechweise das Wörtchen „ach" in signifikanter Weise. Ich glaube, mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, der Verhaftete ist gebürtiger Hamburger!"

„Das könnte wertvoll werden! Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen."

„Bitte sehr, es freut mich, Herrn Amtsrichter dienen gekonnt zu haben! Nun aber möchte ich doch bitten, mir für Fräulein Tristner den Ring zu übergeben."

„Die Rückgabe werde ich persönlich besorgen!"

„Pardon, Herr Amtsrichter! Gestatten Sie mir, daß ich Sie aufmerksam mache, wie peinlich es für

Fräulein Tristner sein muß, von Amtswegen einen Ring, den Hodenberg getragen, zurückgestellt zu erhalten."

„Ob vom Amt oder von Ihnen wird im Effekt egal sein!"

„Doch nicht, Herr Amtsrichter! Ich habe mich Fräulein Tristner in der Hodenbergschen Affaire zur Verfügung gestellt, das gnädige Fräulein weiß von meinem Gang zu Ihnen. Es wird sicher für Fräulein Tristner weniger peinlich sein, den Ring aus meiner Hand zurück zu erhalten, denn von Ihnen, weil das Fräulein in solchem Falle doch vermuten müßte, die Rückgabe sei das Resultat einer amtlichen Nachforschung oder eines auf den Verhafteten ausgeübten gerichtlichen Zwanges. Üben Sie Rücksicht auf das gnädige Fräulein!"

Thein überlegte rasch, ob er dem Ansuchen Wurms Folge leisten solle; der Gedanke, daß Olga zweifellos von Hodenberg haranguiert, zum Ringaustausch gezwungen wurde, daher die amtliche Rückgabe des Ringes peinliche Gefühle wecken könnte, war entscheidend; der Amtsrichter übergab Wurm den Ring mit dem Bemerken, daß eine persönliche Rücksprache mit Fräulein Tristner in allernächster Zeit erfolgen werde.

Verwalter Wurm verabschiedete sich unter verbindlichen Dankesbezeugungen, mit Mühe seinen Triumph verbergend.

Kaum war der Mann weg, empfand Doktor Thein ein Gefühl quälender Reue und intensiven Ärgers über sein Tun. Eine Menge unangenehmer Fragen stürmten ihm durch den Kopf, darunter die Frage, ob amtlich

richtig gehandelt oder gar eine Ungeschicklichkeit begangen wurde. Wer ist dieser Verwalter Wurm? Weshalb will dieser Mann die Interessen Olgas vertreten? War Fräulein Tristner vielleicht heimlich verlobt mit Hodenberg? Warum stellt Wurm den Baron direkt als Gauner hin? Mit welcher Berechtigung, da selbst der Untersuchungsrichter bis jetzt nichts Belastendes gegen den Baron vorzubringen vermag? Mißtrauen gegen Hodenberg ist zweifelsohne angezeigt, dennoch empfindet Doktor Thein noch eher Sympathie für den Verhafteten im Vergleich zu Wurm, und trotzdem hat sich Thein von dem Verwalter beschwätzen lassen. Oder entspringt diese Antipathie gegen Wurm der — Eifersucht? Wittert Thein einen Nebenbuhler?

Der Amtsrichter ließ sich trotz der vorgeschrittenen Stunde Hodenberg nochmals vorführen, und der junge Baron erschien mit so erstaunter Miene, daß Thein unwillkürlich als höflicher Mann bat, die abendlich späte Störung entschuldigen zu wollen.

Unter einer Verbeugung erwiderte Hodenberg: „Bitte sehr! Ich bin ja Gefangener und in Ihrer Gewalt, von einer Störung kann daher keine Rede sein! Herr Amtsricher befehlen?"

„Ich möchte Ihnen nahe legen, durch offene Aussprache mir Gelegenheit zu Ihrer Freilassung zu geben."

„Sie sind sehr gütig; vermutlich genügte Ihnen die Auskunft des neuengagierten Verwalters nicht!"

„Doch! In vierzehn Tagen wird von der Hamburger Polizei Bescheid hier sein."

Hodenberg erblaßte, unsicher fragte er: „Hat jener

Verwalter Ihnen gesagt, daß ich etwa gar in Hamburg beheimatet sei?"

„Wollen Sie das in Abrede stellen?"

„Gewiß! Ich war trotz der Nähe Hannovers nie in Hamburg!"

„Sie sprechen aber Hamburger Dialekt, Ihr Hannoversch ist nur beabsichtigter Aufputz und soll glauben machen, daß Sie Baron Hodenberg aus Hannover seien."

„Herr Amtsrichter haben sich in den letzten Stunden erstaunliche Kenntnisse angeeignet. Oder verdanken Sie selbe dem Tristnerschen Verwalter? Der Mann lügt besser als ich!"

„Sie geben also zu, mich belogen zu haben!"

„Keineswegs, die Redensart ist belanglos und mir nur unbeabsichtigterweise herausgerutscht."

„Seltsam! Verwalter Wurm scheint doch besonderen Einfluß auf Sie zu haben, weil Sie so bereitwillig den Ring des Fräulein Tristner zurückgegeben haben. Damit hat Ihre Verlobung endgiltig ein Ende."

„Verlobung? Lächerlich!"

„Was ist lächerlich? Hatten Sie nicht die Absicht, Fräulein Tristner zu heiraten?"

„Anfangs ja!"

„Jetzt, das heißt in der letzten Zeit vor Ihrer Verhaftung nicht mehr?"

„Nein!"

„Weshalb nicht?"

„Ich habe gefunden, daß unsere Charaktere nicht zu einander passen."

„Das glaube ich allerdings auch, meine aber, daß Sie vielleicht die geringe Mitgifthöhe zu einem unaus-

gesprochenen Verzicht veranlaßt haben werde. Chevaleresk war Ihr Verhalten aber nicht."

Hodenberg zuckte geringschätzig die Achseln.

„Sie wollten doch bislang Kavalier sein und für ‚voll' angesehen werden?"

„Wollen Sie mir, Herr Amtsrichter, sagen, was Ihnen der Verwalter über mich mitgeteilt hat?"

„Nein, das kann ich Ihnen nicht sagen!"

„So viel haben Sie aber doch gesagt, daß der Verwalter meine Heimat nach Hamburg verlegt habe!"

„Das ist richtig."

„Sonst sagte der Herr nichts über mich?"

„Direkt nicht!"

„Also indirekt! Aug um Aug, Zahn um Zahn!"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Erst muß ich wissen, was indirekt der Mann über mich mitgeteilt hat."

„Gut! Er warnte mich, Sie aus der Haft zu entlassen!"

„Das glaube ich Ihnen nicht!"

„Warum nicht?"

„Der Mann hat keine Veranlassung dazu, auch kann er nichts gewinnen, wenn ich hineingeritten werde."

„Sie geben also die Möglichkeit zu, tiefer hineingeritten werden zu können!"

„Ach wo!"

„Das genügt für heute, und in vierzehn Tagen wissen wir genau, wer Sie sind! Der Schwindel mit dem Baron Hodenberg ist zu Ende."

„Das wollen wir abwarten!"

Doktor Thein ließ den Häftling in die Zelle bringen und begab sich nach Hause.

Am nächsten Morgen wurde Hodenberg trotz seines Protestes zwangsweise im Hofe des Gerichtsgebäudes photographiert. Sein Sträuben bestärkte den Richter im Verdacht, daß der Häftling große Sorge vor Einsendung der Photographie an die Hamburger Polizeidirektion haben müsse. Ein ihm selbst unerklärliches Verlangen empfand Doktor Thein nach einer Photographie des Verwalters Wurm, wenngleich der Richter nicht weiß, wem das Bild vorgelegt werden sollte.

Bis der Photograph die Kopien liefern konnte, nützte der Amtsrichter die Zeit zur Anfertigung einer Personalbeschreibung Hodenbergs und eines Auszuges aus dem bisherigen Akt. Gewissenhaft wurde der Lebenswandel, soweit er gerichtsbekannt ist, geschildert, das unsinnige Geldausgeben, ein Verzeichnis der Hodenberg abgenommenen Wertpapiere, sowie des Inhalts seiner Koffer angefertigt, und auch erwähnt, daß ein Verwalter Wurm nach Konfrontation mit dem angeblichen Hodenberg dessen Heimat nach Hamburg verlege.

Das ziemlich umfangreiche Aktenstück wurde vom Aktuar mehrmals kopiert.

Nach wenigen Tagen konnte der Akt mit Hodenbergs Photographie nach Hamburg, Hannover, Bremen und Osnabrück abgeschickt werden.

VII.

Theo war rasch der Sorge vor einer Indiskretion Wurms in Bezug auf das galante Reiseabenteuer losgeworden, da der Verwalter jener Spritzfahrt mit keiner Silbe erwähnte, sie totschwieg, und in vollem Maße taktvoll keinerlei Zudringlichkeit an den damaligen Reisegenossen bekundete. Daher entschwand Theo die Erinnerung sehr schnell, und da ihm Wurm sehr viele Arbeit als selbstverständlich abgenommen, hatte der junge Schloßherr ausnehmend viel freie Zeit, die er zu Besuchen auf Zankstein verwendete. Bei der ersten Visite auf dem Moorgut spottete Fräulein Benedikte ob der spät erwachten Wiedererinnerung an die vernachlässigte Nachbarin in der ihr eigenen Weise, Theo wurde gehänselt; doch mählich fand Benedikte Gefallen am jungen Tristner, der sich wundernett bemuttern und päppeln ließ, und nach Wunsch des langen und breiten über die Ereignisse in Schloß Ried erzählte. Für Fräulein von Zankstein war nahezu alles neu, und wenn Benedikte auch vom Tode Eugeniens Kenntnis hatte, wußte sie doch nicht, daß das Gericht nachträglich Selbstmord konstatierte. Es wurde daher lebhaft zwischen Theo und Benedikte erörtert, was die Veranlassung zu dem rätselhaften Selbstmord gewesen sein könnte. Im Eifer beteuerte der junge Schloßherr,

daß er ganz gewiß nicht den Anlaß gegeben und Eugenie selig im Gegenteil sehr lieb behandelt habe. Scharfsinnig reagierte Benedikte sofort auf dieses unvorsichtige halbe Geständnis, und was zur vollen Beichte fehlte, war der Zanksteinerin zu erraten nicht schwer. Das Sommersprossenfräulein setzte denn auch Theo scharf zu, trieb ihn immer mehr in die Enge, bis Tristner mit der Wahrheit herausrücken mußte. Einer Strafpredigt über leichtsinnige heimliche Liebelei setzte Theo jedoch sein Ehrenwort entgegen, daß nichts Unrechtes vorgekommen sei, und Eugenie selig eine Heirat für unmöglich erklärt habe.

„Wäre auch ganz unmöglich gewesen!“ betonte Benedikte.

„So? Weshalb denn? Ich brauche doch wahrlich nicht auf Mitgift zu rechnen!“

„Papperlapapp! Ein Tristner hat eine standesgemäße Frau zu wählen; das Andenken Eugeniens in Ehren, aber eine Hausrepräsentantin oder ein Gesellschaftsfräulein ist nie und nimmer eine Persönlichkeit, die ein Tristner heiraten darf!“

Theo mußte ob der ernsten und doch heiteren Miene Benediktens lachen und erwiderte: „Na, bemuttern Sie weiter und suchen Sie mir eine passende Frau! Meine Selbständigkeit in Ihrer Nähe ist ja doch nicht weit her und zerfließt wie Butter in der Sonne an Ihrer Seite!“

„Keine Schmeichelei, junger Sünder! Es bleibt dabei: allzeit standesgemäß! Und im ganzen Moorbezirk, von der Landesgrenze bis hinauf zum Sodom

an der Isar gibt es nur eine standesgemäße Partie für Theo Tristner, und diese Partie ist Benedikte von Zankstein, verstanden! Ich mag aber nicht heiraten!"

„O weh! Erst süßen Zucker, dann die bittere Peitsche, ganz wie Madame Renz!" lamentierte Theo.

„Sie sind doch ein Kind! Glauben Sie denn, eine anständige Dame wird Ihnen einen Heiratsantrag machen? So bequem dürfen Sie sich das Leben nicht vorstellen, das Leben ist ein Kampf! Auf Schloß Ried wird zu wenig gekämpft, die Leute haben zu viel Mammon! Für Sie wäre es wahrlich besser, wenn Sie tüchtig schaffen würden; die Anstellung eines Verwalters ist höchst überflüssig gewesen. Werfen Sie den Menschen so bald als möglich wieder hinaus!"

„So einfach ist die Sache nicht! Ich wollte allerdings gleich am ersten Tage des Dienstantrittes kündigen, wagte es aber nicht, der Mann hat so seltsame Augen. Und jetzt ist er trotz der kurzen Zeit seiner Tätigkeit Vertrauensmann Mamas; da käme ich übel an, wenn ich, der Wurm engagierte, ihn nun hinausbeißen wollte. Mit Mama ist zu Zeiten nicht gut Kirschen essen!"

„So? Muß wieder mal nachsehen, gucken, wie der Hase läuft!"

Das Gespräch änderte sich, da Benedikte näheres über den Stand der Affäre Hodenberg wissen wollte. Theo vermochte aber keine Neuigkeiten zu bieten, und ward alsbald auf drollig resolute Weise heimgeschickt.

Im Wagen hing Theo seinen Gedanken nach und fand, daß trotz der Sommersprossen Benedikte wirklich

ausgezeichnet zu ihm passen, eine prächtige Frau sein würde, tüchtig, resolut, und eigentlich ganz hübsch. Vielleicht läßt sich die Angelegenheit arrangieren, das Diktum vom Nichtheiraten-Wollen wird nicht so ernsthaft zu nehmen sein. Fräuleins, welche das Heiraten verschwören, greifen sehr gern zu, so der Rechte kommt. Im Grunde genommen konnte ja Benedikte nicht sofort einwilligen, eine eigentliche Werbung hat Theo auch nicht vorgebracht. So beschloß denn der junge Schloßherr Zankstein als Festung anzusehen und so lange zu belagern, bis Benedikte die Parlamentärflagge hissen wird.

Heimgekehrt fand Theo ein zierlich Brieflein mit dem Poststempel „Wien" vor, bei dessen Lektüre ihm schwül wurde. Jäh ist die Erinnerung an das Reiseabenteuer wachgerufen. Fräulein Senta Camacero, die pikante Reisegenossin, kündigt für morgen Besuch an, im voraus für freundliche Gastfreundschaft dankend und um Abholung von der Bahnstation bittend. Die Bescherung ist da, alles Fluchen hilft nichts mehr, die Reue über die unvorsichtig gegebene Einladung bringt keine Änderung der fatalen Situation. Nichtabholung wäre Brutalität und bildet keine Gewähr, daß das pikante Fräulein auf den Besuch verzichten wird.

Theo zermarterte den Kopf, wie er Mama und Olga den Besuch erklären soll, ohne sich bloßzustellen oder das Abenteuer zu verraten. Nichts, nicht ein einziger rettender Gedanke will sich einstellen. Eine Riesenblamage ist im Anzug, der Verdruß wird heillos werden.

In seiner Angst suchte Theo den Verwalter, den er im Bräuereitrakt fand und sofort um Hilfe in gräßlicher Verlegenheit bestürmte, des durchbohrenden Blickes wie des satanischen Lächelns Wurms nicht achtend.

Der Verwalter bemeisterte sich sofort und erklärte sich bereit, Fräulein Camacero als „Cousine" zu übernehmen, welcher die Familie Tristner jedoch Gastfreundschaft im Schlosse gewähren müßte, da er in seiner Junggesellenstube eine Dame nicht bequartieren könne.

Theo jubelte ob dieser Rettung aus gräßlicher Verlegenheit und sicherte vollste Gastfreundschaft zu, nur müßte Wurm der Mama Mitteilung von der bevorstehenden Ankunft der „Cousine" machen und um Beherbergung für kurze Zeit bitten.

„Gut! Aber nur unter der Bedingung, daß Sie das Fräulein von der Bahn abholen und informieren. Die Camacero muß eingeweiht werden, auf daß sie ihre Rolle auch gut spielen kann und Sie nicht blamiert. Da man in solchen Fällen nicht wissen kann, wie lange der Schwindel durchzuführen ist, wird es gut sein, wenn Sie der Camacero einen noblen Betrag zu einer etwa nötig werdenden plötzlichen Abreise im voraus zustecken."

„Wird sie denn das nicht übel nehmen müssen?"

„Die Camacero nicht!"

Der wegwerfende Ton dieser Äußerung war Theo auffällig, doch achtete er in seiner Freude, der Verlegenheit zu entrinnen, nicht weiter darauf.

Wunschgemäß begab sich Wurm zu Frau Tristner und bat die Gebieterin um gnädige Bequartierung

seiner Cousine, deren plötzliche Ankunft ihn ebenso überrasche wie bedrücke. In ihrer Herzensgüte, dem Verwalter wohlgesinnt, sicherte Frau Helene freundliche Aufnahme der Cousine zu und gab Olga Auftrag, das Nötige zu veranlassen. Theo schlich herum, wie der Fuchs um die Hasensaß, und freute sich unbändig, als er die Arrangements zur Bequartierung wahrnahm. Besser hätte die anfangs heillose Geschichte sich nicht gestalten können. Und für sein Amüsement ist durch Anwesenheit der pikanten Dame vortrefflich gesorgt. Er wird sich ihr selbstverständlich widmen, weil sonst niemand da ist; Mama bleibt ob ihrer Blindheit außer Betracht, Olga ist, wahrscheinlich wegen der Verhaftung Hodenbergs, unzugänglich, also muß sich Theo „opfern", und solche Aufopferung kann unter diesen Umständen in keiner Weise auffallen.

Glatt wickelte sich der Empfang am nächsten Morgen in der Bahnstation ab; Fräulein Senta war hinreißend liebenswürdig, ohne die befürchtete, fatale Vertraulichkeit zu bekunden. Die Toilette allerdings hyperelegant, viel zu auffallend für die Kreise in der Moorgegend, aber chic, das ganze schlanke Persönchen entzückend, zum Dreinbeißen pikant. Theo lachte das Herz bei diesem Anblick, und alle guten Vorsätze, wie der Gedanke an Benedikte Zankstein verflüchtigten sich mit rasender Eile.

Im Wagen stotterte der junge Schloßherr die Information für Senta hervor; er hatte doch große Angst, daß das pikante Fräulein den Einführungsschwindel mit sittsamer Entrüstung zurückweisen werde.

Senta zeigte sich aber keineswegs entrüstet, sie lachte und fand das Komödienspiel famos, viel Amüsement versprechend. Den Wiener Dialekt spottend fragte Senta: „Soll ich die Jungfrau von „Allesans“ spielen?“

Der kecke Blick wie die anzügliche Frage verstimmten Theo, der als junger Mann wohl zu einem tollen Streich gelegentlich gern bereit ist, aber im Banne einer guten Erziehung doch vor Banalitäten und besonders vor einer Gemeinschaft mit etwaiger Demimonde zurückschreckt. Das pikante Persönchen war gewiß eine willkommene Reisebekanntschaft in Triest, nicht aber im sittsamen Schloß Ried. Theo wurde einsilbig auf der Fahrt nach Hause und vergaß auch, der schönen Dame das von Wurm empfohlene Reisegeld zuzustecken. Fräulein Camacero merkte sofort die Verstimmung und nahm sie als Warnung vor forciertem Drauflosmarschieren; der junge Schloßherr schien ihr noch unverdorbener Grünling zu sein, dem die Schneid fehlt, und der sich vor Damengunst einstweilen noch fürchtet. Einlenkend meinte Senta unter bezauberndem Augenaufschlag, daß Herr Tristner wahrscheinlich den Wiener Dialekt nicht goutiere, und damit habe der Schloßherr ganz recht, sie werde diesen Dialekt nie mehr gebrauchen, um sich nicht die Ungnade des allerhöchsten Herrn zuzuziehen. „Ich würde tiefunglücklich sein und schwer darunter leiden! Kein Mann hat bisher so tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht, das dürfen Sie mir glauben! Mein Herzblut gäbe ich freudig hin, wenn es nötig wäre zu Ihrer Glückseligkeit!“ flüsterte Senta und drückte Theos Hand.

„Zu gütig! Ich bin ein solches Opfer nicht wert!“ sprach Theo leisen, bebenden Tones, rasch versöhnt, und die Worte des Fräuleins für tief empfundene Wahrheit nehmend.

Das elegante Juckergespann fuhr in den Schloßhof, mit schnellem Blick erkannte Theo, daß Mama mit Olga im Garten weilt, Empfang und Begrüßung also zur Bequemlichkeit der Mutter dortselbst stattfinden müsse. Der Dame beim Aussteigen helfend, flüsterte Theo Senta zu: „Mama ist erblindet! Bitte folgen Sie mir in den Park!“

„Immer zu Ihren Diensten! Besuchen Sie mich bald, ja!“ lispelte das Fräulein und schritt an Theos Seite in den Garten.

Verletzend frostig verhielt sich Olga bei der Vorstellung, doch Fräulein Camacero ignorierte den eisigen Empfang und widmete alle Aufmerksamkeit der alten Dame, welcher sie die Hand küßte und mit bewegten Worten für die Gnade, einige Zeit im Schlosse weilen zu dürfen, dankte.

Wohl wehrte Frau Helene solch demütiger Huldigung, der Ton echtklingender Bescheidenheit machte aber doch Eindruck auf die blinde Matrone, die Fräulein Senta herzlich willkommen hieß und sogleich ins Gespräch zog. „Sie sind die Cousine meines Verwalters, das ist eine sehr gute Empfehlung! Herr Wurm ist ein ausgezeichneter Verwaltungsbeamter, der mein volles Vertrauen genießt. Ich hoffe, Sie werden sich bei uns heimisch, zu Hause fühlen. Wenn Sie sich etwas eingewöhnt haben werden, bitte, widmen

Sie ab und zu ein Viertelstündchen einer alten blinden Frau, die Ihnen dafür dankbar sein wird. Sonst aber bleiben Sie völlig Herrin Ihrer Zeit."

Wieder küßte Senta der Matrone die Hand und gelobte tiefste Dankbarkeit.

Da Olga sich entfernt hatte, übernahm es Theo, das Fräulein ins Schloß zu führen, Mama blieb im Gartenstuhl sitzen, wo sie den Verwalter nach erfolgter Begrüßung seiner Cousine erwarten wolle.

Auf dem Wege zum Schloß fragte Senta leise: „Nun, sind Sie mit mir zufrieden?"

„Sehr! Doch Vorsicht! Wer weiß, wo Olga steckt!"

„Fräulein Schwester mißtraut mir, oder sie ist sehr stolz!"

Im Flur erwartete Wurm malitiös lächelnd die „Cousine" und spielte die Begrüßungskomödie verabredungsgemäß mit aller verwandtschaftlichen Wärme, doch ohne Kuß.

Theo übermittelte sodann den Wunsch Mamas, worauf Wurm sogleich in den Garten zur Frau Tristner eilte.

Das Pärchen pilgerte langsam die Treppe ins obere Stockwerk hinan, Senta konnte nicht genug die fürstliche Pracht dieses Herrensitzes loben.

Theo explizierte, daß hier die Apartements der Familie liegen, am Schlusse des Korridors das Junggesellenheim.

„Und wo werde ich einquartiert?" fragte mit feurigem Blick das pikante Fräulein verhaltenen Tones.

„Bitte, eine Treppe höher residieren die Besuchsherrschaften!“

„So hoch? Ich steige nicht gern hohe Treppen, möchte lieber im ersten Stockwerk „residieren“!“

„Bedaure wirklich sehr, die Dispositionen Mamas nicht ändern zu können!“

„Schade! Doch ich füge mich selbstverständlich! Mohammed kommt ja zum Berge, wenn dieser nicht zum Propheten kommen kann, nicht!?“ lachte Senta und hing sich an Theos Arm.

Ein großer, hochelegant möblierter Salon mit Schlafgemach war für Fräulein Camacero bereit gehalten. Senta jubelte bei diesem Anblick und umarmte Theo, ihn jäh küssend.

„Gott, wenn wir gesehen würden!“ stotterte errötend der Schloßherr und suchte sich aus der Umarmung zu befreien.

„Wir sind ja doch allein, und ich muß Ihnen meinen Dank bekunden! Bin ich Ihnen unsympathisch, weil Sie mich nicht küssen wollen?“

„Gewiß nicht, im Gegenteil! Ich fürchte ja nur — das Erwischtwerden!“

„Keine Sorge! Flink den Gegenkuß, dann wollen wir hübsch sittsam sein, „geschwisterlich“ meinetwegen!“ Senta hielt hingebend das Köpfchen zu Theos Antlitz, hastig drückte der Schloßherr einen Kuß auf die lockenden, schwellenden Lippen und lief hinweg wie ein beim Äpfelstehlen ertappter Schulknabe.

Senta murmelte: „Täppischer Grünling!“ und besichtigte dann die Einrichtung, bis der Diener ihr Ge-

päck heraufbrachte. So umständlich kramte das Fräulein ihre Koffer aus und räumte deren Inhalt in Kasten und Laden, als gelte es, sich auf Monate hinaus seßhaft zu machen, und dazu ist Fräulein Camacero auch fest entschlossen.

Verwalter Wurm hatte der Gebieterin warmen Dank für gütige Beherbergung seiner Cousine und hierauf gewünschten Geschäftsbericht erstattet, absichtlich in epischer Breite, damit Frau Tristner vergessen sollte, auf die verwandtschaftlichen Beziehungen näher einzugehen. Eine Frage sprach die Matrone aber doch aus: „Herr Verwalter, sagen Sie mir: Ist Ihre Cousine sehr hübsch?"

„Frau Tristner befürchten, daß Herr Theo Feuer fangen könnte! Bitte ergebenst, keine Sorge zu hegen, meine Cousine ist nicht hübsch, gut gewachsen allerdings, doch reizlos, tugendhaft bis zur Prüderie, so was wie ein „Emporfrömmling" und für Männer absolut ungefährlich, eher abstoßend!"

„So? Mir kam es vor, als habe das Fräulein etwas Einschmeichelndes, Ton und Sprache nehmen für die Person ein, ich sympathisiere für Ihre Cousine, die mir bescheidener, dankbarer Art zu sein deucht."

„Gnädige Frau sind wie immer huldreich und gütig. Ich werde dafür zu sorgen wissen, daß die Ehre des Hauses gewahrt bleibt. Es hat indes keine Gefahr, wer sich in Senta verliebt, müßte ein Narr sein. Reizlos und bettelarm, so was heiratet man nicht, ist selbst zum Flirten nicht geeignet."

„Das klingt geradezu lieblos aus dem Munde

eines Verwandten, hätte Ihnen einen solchen Mangel an Zartgefühl nicht zugetraut!"

„Die reine Wahrheit, Frau Tristner, ich spreche die Wahrheit auch dann, wenn ich Gefahr laufe, verkannt zu werden und als Rauhbein zu erscheinen."

„Genug davon! Bitte schicken Sie mir Olga, ich will ins Haus geführt werden."

„Zu Befehl! Darf ich vielleicht das Ehrenamt erbitten und gnädige Frau geleiten?"

„Danke sehr, Sie sind immer aufmerksam, will Sie nicht belästigen! Ist auch kein Genuß, eine alte blinde Frau zu schleppen!"

„Aber, bitte tausendmal! Gnädige Frau stehen in den besten Jahren, stattliche Figur, imposante Erscheinung, könnten einen Mann noch voll beglücken!"

„Still! Kein Wort mehr! Ich glaube gar, Sie wollen mir Elogen sagen!" zürnte Frau Helene, lächelte aber doch etwas geschmeichelt. „Holen Sie mir Olga!"

„Gehorsamster Diener!" rief Wurm, schnitt der Blinden eine Grimasse und enteilte. Im Schlosse erfuhr der Verwalter, daß Fräulein Olga im Musiksalon weile. Sein hastiges Eintreten schreckte das Mädchen aus dem Sinnen auf, unangenehm berührt fragte Olga, wie sich der Verwalter erkühnen könne, sie hier in ihrem Bereich zu stören.

Eine höfliche Entschuldigung vorbringend, übermittelte Wurm den Wunsch Mamas und blieb vor dem Fräulein stehen.

„Was wollen Sie denn noch?"

„Ich bitte um eine Minute Audienz in wichtiger

Angelegenheit! Seit zwei Tagen bemühe ich mich vergebens, gnädiges Fräulein ohne Zeugen sprechen zu können . . ."

„Ich wüßte nicht, was wir zeugenlos zu besprechen haben sollten!"

„Doch! Ich war bei Gericht, es ist mir gelungen, von Hodenberg den Ring, welchen gnädiges Fräulein ihm geschenkt, zurückzuerhalten . . ."

Erregt sprang Olga auf, hastig rief das Mädchen: „Wie kommen Sie dazu?"

„Verzeihen, gnädiges Fräulein! Ich intervenierte allerdings ohne Mandat, glaube aber richtig gehandelt zu haben. Mit dem Ring, den ich zu übergeben die Ehre habe, ist jegliche Bloßstellung Ihrer verehrten Person unmöglich geworden, und dies zu erreichen, war mein Ziel. Vielleicht geruhen gnädiges Fräulein, mir nachträglich Indemnität zu gewähren." Wurm überreichte Olga den von Hodenberg erhaltenen Verlobungsring, welchen das Fräulein sogleich in die Tasche verschwinden ließ.

„Hat der Baron den Ring — gutwillig abgegeben?"

„Ja! Ich sicherte ihm meinen Beistand zu, falls Hodenberg die Beistellung eines tüchtigen Advokaten benötigen sollte. Es wird aber der beste Anwalt keine Reinwaschung erzielen können . . ."

„Weshalb nicht?"

„Weil der Verhaftete wirklich nicht Baron Hodenberg aus Hannover ist!"

„Was ist er dann?"

„Das vermag ich nicht zu sagen, dem Dialekt nach stammt er aus Hamburg. Der anscheinend tüchtige Amtsrichter wird wohl in Bälde die völlige Entlarvung bewerkstelligen, und wir werden dann erfahren, welcher Gauner sich die Baronie Hodenberg beigelegt und unter falscher Flagge sich in das Haus Tristner eingeschlichen hat."

„Sie sehen zu schwarz, ich kann es nicht glauben! Immerhin danke ich Ihnen für Ihre Bemühung und bitte Sie zugleich um Diskretion! Es darf niemand im Hause wissen, daß ich . . ."

„Meiner absoluten Diskretion dürfen gnädiges Fräulein sicher sein, auch dann, wenn Sie noch weiter mich in totaler Verkennung meiner guten Absicht schlecht behandeln werden."

„Habe ich das getan? Bitte, es war nicht beabsichtigt, verzeihen Sie mir! Ich leide entsetzlich, bin manchmal wirren Sinnes, der Fall Hodenberg bringt mich noch um den Verstand, und in solcher Lage verkennt man mitunter die guten Freunde! Sie haben mir wirklich einen Freundschaftsdienst erwiesen, ich danke Ihnen vielmals! Also Diskretion! Ich eile nun zu Mama!" Olga reichte dem Verwalter die Hand und duldete seinen ehrerbietigen Kuß auf die schmale Rechte.

Ein triumphierender Blick folgte der graziösen Gestalt, und allein im Musiksalon rieb sich Wurm vergnügt die Hände.

VIII.

Durch Geschäfte unaufschiebbarer Art war Doktor Thein immer wieder vom beabsichtigten Besuch der Familie Tristner abgehalten worden und damit auch von einer Aussprache mit Fräulein Olga sowohl in eigener als auch in Angelegenheit Hodenbergs und des Verwalters. Und wenig angenehm waren die Gedanken, sofern das Studium dringender Akten ein privates Sinnieren gestattete. Die Persönlichkeit Wurms beschäftigte den Richter intensiver als die bevorstehende Entlarvung Hodenbergs, doch ist alles Nachdenken darüber, was Wurm so bekannt erscheinen läßt, vergeblich. Im eigenen Amte hat eine Begegnung früher kaum stattgefunden, vielleicht aber zur Zeit, da Doktor Thein noch Praktikant an einem auswärtigen Gericht gewesen ist. War dem aber wirklich so, dann müßte Wurm mit dem Staatsanwalt schon in Kollision gewesen sein und als Angeklagter vor Gericht gestanden haben. Ein fataler Gedächtnisfehler, es will die Erinnerung sich nicht einstellen, weder an einen Gerichtsfall noch an den richtigen Namen. Ob der Verwalter unter seinem wirklichen Namen engagiert worden ist?

Theins Grübeln hatte keinen Erfolg, und schließlich verzichtete der Richter auf jede Gedächtnisauffrischung, da er nicht einer Marotte wegen um jeden

Preis einen vielleicht hochanständigen Mann zum gerichtsbekannten Individuum stempeln will. Eines Tages lief nun ein Amtsschreiben der Hamburger Polizeidirektion ein, dessen Lektüre Thein einen Jubelruf entlockte. Schwarz auf weiß ist die Kunde zu lesen, daß der angebliche „Baron Hodenberg" Otto Höpfner heiße, Gastwirt in Bergedorf bei Hamburg war, von Osnabrück wegen eines Todschlages, von Dresden wegen eines großen Diebstahls von Wertpapieren verfolgt werde.

Die Ernennung zum Landgerichtsrat hätte Doktor Thein kaum größere Freude bereiten können, denn diese Lektüre eines trockenen, doch inhaltsreichen Amtsschreibens. Nun ist der Schleier des Hodenbergschen Geheimnisses gelüftet und erklärt, warum der Gauner seine „hochgestellten Verwandten" in Hannover nicht nennen und belästigen wollte. Fast fühlte sich Thein versucht, den Otto Höpfner sogleich vorzunehmen und ihm auf den Kopf zu sagen, daß man nun alles wisse. Der Amtsrichter bezähmte diese Lust und wartete auf die Antwort aus Hannover, wo die Polizei vielleicht auch etwas über den glücklich Gefangenen zu erzählen weiß. Richtig brachte die Abendpost, die Doktor Thein in der Kanzlei erwartete, ein Schreiben der Hannoveraner Polizei, deren Recherchen ein nicht minder interessantes Resultat ergaben: Die Mutter des Otto Höpfner war früher Kammerzofe im freiherrlichen Hause Hodenberg zu Hannover, Otto Höpfner habe den Namen „Hodenberg" angenommen. Von seiner Mutter dürfte Höpfner die Hodenbergschen Familienverhältnisse einigermaßen erfahren und zu seinen

Abstammungsangaben verwertet haben. Daraus erkläre sich, daß der angebliche „Baron Hodenberg“ keine genügenden Kenntnisse über Wappen und dergleichen der Hodenbergschen Baronie besitze, seine Mutter dürfte davon nichts gewußt haben, und der Sohn hielt es nicht der Mühe wert, heraldische Studien über „sein“ Familienwappen zu betreiben. Ein Verbrechen des Höpfner loco Hannover sei amtlich nicht bekannt.

Das war eine wonnige Nachricht für ein Richterherz. Alles in präziser Weise aufgeklärt! Und doch nicht alles, denn Doktor Thein erinnerte sich plötzlich, daß der „Hodenberg“ mit dem Verwalter Wurm für einen Augenblick in unverständlicher Sprache redete, auf Theins Einspruch dies unterließ, daß aber Wurm dann noch einige fremdklingende Ausdrücke gebrauchte. Was kann das bedeutet haben? Dann noch eine Frage: Wurm wußte anzugeben, daß „Hodenberg“ aus Hamburg stamme; ist das besondere Kenntnis des Dialektes oder Bekanntschaft Höpfners von früher her? Und sagte Wurm nicht von der Konfrontation mit „Hodenberg“, daß der Häftling ein Gauner sei? Woher konnte das Wurm wissen? Wenn man herausbringen könnte, welcher Ausdrücke sich Wurm zu „Hodenberg“ bediente, wäre die Möglichkeit gegeben, den Verwalter Wurm etwas genauer zu besehen und seinem Vorleben nachzuforschen. Wie das aber herausbringen? Wird Höpfner sich zu einer Aussage bequemen, wenn ihm sein wahrer Name gesagt wird?

Thein nahm den Zettel zur Hand, auf welchem er allerdings sehr flüchtig und unzuverlässig die ihm

fremden Ausdrücke Wurms in der Gegenüberstellung zu „Hodenberg" stenographisch notiert hatte, und übertrug diese Worte in deutsche Kurrentschrift. Inmitten dieser Arbeit überkam den Richter die Erinnerung, daß Wurm diese Worte als Brocken aus der Gaunersprache bezeichnete. Nun enthält doch Groß' gediegenes „Handbuch für Untersuchungsrichter" auch ein Vokabular der Gaunersprache, und in diesem dürfte eine Übersetzung der rätselhaften Worte zu finden sein. Rasch suchte Doktor Thein und fand zu seiner Freude wirklich die Deutung: Keine Fraselmehr! Alt tschak! Gaterling spinnen! = Keine Angst! Gut Freund! Ring hergeben! — Und das Wort „schuffti!" ist mit „schweig!" übersetzt.

„Schau, schau!" flüsterte Doktor Thein vor sich hin, „wenn Wurm nicht auch Berufsgauner ist, dann bin ich selbst ein Hochstapler!"

Der Richter kombinierte weiter: Die Kenntnis der Gaunersprache ist bei Wurm im höchsten Maße verdächtig, bei Höpfner-Hodenberg allerdings sehr erklärlich. Was mögen beide Gauner jedoch in jenem Augenblick gesprochen haben, da Thein die Unterhaltung in einer ihm fremden Sprache als unzulässig verboten hatte? Leider war eine stenographische Fixierung nicht möglich gewesen. Sprachen die Gauner auch in jenem Moment rotwelsch behufs Verständigung?

Doktor Thein ließ sich Höpfner-Hodenberg nun vorführen, der noch immer herrisch auftrat und den alten Protest gegen die Untersuchungshaft vorbrachte.

Der Richter mußte lächeln über dieses Beginnen,

und gleichsam liebkosend fuhr seine Hand über die beiden Amtsschreiben der Polizeidirektionen von Hamburg und Hannover. „Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß Ihre Untersuchungshaft in den nächsten Tagen beendet sein wird . . .“

„Endlich! Sie sehen also ein, mich ungerechterweise festgehalten zu haben!“

„Durchaus nicht!“

„Wie beliebt?“ stotterte verblüfft der Häftling.

„Es wird Ihre Person sowie Ihr inzwischen recht interessant gewordener Akt zunächst dem Strafgericht in Osnabrück übergeben werden. Später werden Sie längeren Aufenthalt in Dresden nehmen, wo man sich lebhaft für Sie und Ihre Wertpapiere interessiert!“

Der Häftling erbleichte, ein Zittern lief durch seinen Körper, die Lippen zuckten, die Hände ballten sich zu Fäusten, es schien, als wollte sich der Entlarvte auf den Richter stürzen. Wütend schrie „Hodenberg“: „So hat er mich verraten?“

„Recht weit scheint die Freundschaft allerdings nicht her zu sein! Es war Schwindel mit dem Zuruf: Keine Fraselmehr, alt tschak! Und das Ringhergeben — Gaterling spinnen — hat Ihnen nichts genützt!“

„So hat der Schuft auch noch das verraten?!“

„Was sagte Ihnen Herr Verwalter Wurm vorher, ehe er rotwelsch zu Ihnen sprach?“

„Wissen Sie das nicht?“

„Doch! Ich möchte lediglich eine Bestätigung aus Ihrem Munde haben, denn anscheinend lügt Herr Wurm mit jedem Wort!“

„Das wird stimmen! Er hat aber nicht rotwelsch gesprochen, sondern Hamburger Platt!“

„Und was sagte Ihr guter Freund?“

„Ich protestiere gegen diese Bezeichnung, der Kerl ist ein infamer Schuft!“

„Mir auch recht! Was sprach Herr Wurm?“

„Klipp und klapp auf plattdeutsch: Sie werden in kurzer Zeit befreit, wenn Sie das Fräulein freigeben und den Verlobungsring zurückerstatten!“

„Und das hat Sie bewogen, gehorsamst den Ring abzugeben?“

„Ja, ich war so dumm und habe auf Hilfe gehofft! Der Schuft hat mich aber im Stich gelassen, Gott verdamm ihn!“

„Wie heißt denn der ehrenwerte Herr mit seinem richtigen Namen?“

„Das weiß ich leider nicht!“

Doktor Thein eröffnete nun dem Gefangenen, daß Otto Höpfner alias „Baron Hodenberg“ wegen Vergehen des Hazardspieles zu fünftägigem Arrest verurteilt, die Strafe aber durch die Untersuchungshaft verbüßt sei, und nach Eintreffen preußischer Polizeibeamter nach Osnabrück transportiert werde.

„So wissen Sie richtig alles! Für so helle hätte ich Sie wahrlich nicht gehalten! Freilich, Verrat erleichtert die Arbeit der Poliquetsch! Na, die Komödie wäre also aus! Habe immer so wat wie Antipathie gegen Bayern gehabt, und richtig haben die Bayern mich erwischt! Bitte, kann ich in geschlossenem Wagen zur übernächsten Bahnstation ge-

bracht werden? Möchte von gewissen Leuten nicht gesehen werden!"

Schon wollte Doktor Thein diese Bitte rundweg ablehnen, da schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß von Höpfner vielleicht doch noch Wissenswertes herausgefragt werden könnte. „Sie wollen von Fräulein Tristner nicht gesehen werden?"

„Ja, ich wäre Herrn Amtsrichter dankbar!"

„Unter einer Bedingung will ich Ihren Wunsch erfüllen, und die Bedingung ist das Geständnis, wie und wo Sie die Bekanntschaft des Herrn Wurm gemacht haben."

„Auf der ‚Post' in Ried; Herr Tristner hat mir den Wurm als Verwalter vorgestellt."

„Ich meine, Sie müssen den Wurm schon früher irgendwo getroffen und kennen gelernt haben."

„Nein, Herr Amtsrichter!"

„Sie belügen mich!"

„Ich spreche die Wahrheit!"

„Das glaube ich Ihnen nicht! Wie käme sonst Wurm dazu, sofort, ohne nähere Bekanntschaft die Befreiung anzubieten, mit Ihnen rotwelsch zu sprechen?!"

„Das ist doch sehr einfach: Genossen erkennen sich sofort!"

„Wie?"

„Wie sich Jäger immer sofort erkennen und aneinanderschließen, so ist es auch bei Leuten, welche Ursache haben, dem Staatsanwalt auszuweichen. Übrigens sagt ja Wurms Blick schon, daß er zur „Zunft" gehört. Die meisten Genossen sind zu einander aber

ehrlich, helfen sich gegenseitig nach Möglichkeit, der Wurm jedoch ist ein miserabler Schuft und Verräter."

„So würde also Wurms Gebaren gewissermaßen ein Beweis für seine Zugehörigkeit zur Verbrecherzunft sein?"

„Er muß ein Genosse sein! Was er aber auf dem Kerbholz hat, weiß ich nicht!"

Doktor Thein erkannte, daß von Höpfner nichts mehr von Belang zu erfahren ist, klingelte dem Amtsdiener und ließ den entlarvten Verbrecher in eine andere, ausbruchsichere Zelle abführen. Sodann wurde ein Schreiben an die Staatsanwaltschaft in Osnabrück erlassen und darin der Höpfner zur Verfügung gestellt.

In Betätigung der längst gehegten Besuchsabsicht fuhr Doktor Thein nun hinüber zum Schloß im Moor, vorsichtshalber aber ohne Festhut, denn jetzt, nach erfolgter Entlarvung des „Baron Hodenberg" muß eine Werbung um Olga inopportun erscheinen, dem zweifellos von bitterster Seelenqual heimgesuchten Fräulein Tristner Ruhe und zarte Rücksichtnahme gegönnt werden. Wie die übrigen Familienmitglieder im Hause Tristner ist wohl auch Olga von Höpfner-„Hodenberg" getäuscht worden, der Verbrecher verstand es ja trefflich, sich in die Herzen ehrlicher, einfacher und gutmütiger Menschen zu schmeicheln. Und Olga dürfte bei dem Mangel an Menschenkenntnis das Opfer ihrer Leichtgläubigkeit und übergroßen Vertrauens geworden sein. In der Abgeschlossenheit zu Ried kann ein junges Mädchen auch keine besondere Menschenkenntnis erwerben, der Reinfall mit einer heimlichen Verlobung

ist ebenso begreiflich wie entschuldbar. Doktor Thein kam mit dem festen Vorsatz, nun über Olga als treuer Freund zu wachen, einer neuen Gefahr vorzubeugen und zu gegebener Zeit zu sagen, daß ein gewisser Amtsrichter Doktor Thein sehr glücklich sein würde, wenn Fräulein Tristner ihm die Hand zum Ehebunde reichen möchte. Daß dieser Zeitpunkt einstweilen noch nicht gekommen, erkannte Doktor Thein sehr bald, denn Fräulein Olga bekundete geradezu Scheu vor dem Richter, vermied eine Begegnung der Blicke und verhielt sich verschlossen und wortkarg. Über die geglückte Entlarvung wollte Thein nicht sprechen, das Zartgefühl hielt ihn davon ab. Bis auf Frau Helene, die ihrer Freude über den Besuch des Amtsrichters wie immer liebenswürdigen Ausdruck gab, schienen die Familienmitglieder sich auffallend reserviert Thein gegenüber verhalten zu wollen; auch Theo war einsilbig, zerstreut, nicht wie früher offen und herzlich. Sollte die Anwesenheit des Richters auf die Tristnersche Jugend bedrückend wirken? Und wenn ja, weshalb?

Frau Helene fragte im Laufe der schleppend geführten Unterhaltung direkt nach dem Ergebnis der Untersuchung gegen den Verschwender Hodenberg.

Doktor Theins Blick streifte das erbleichende Fräulein, und Olgas Augen flehten um Barmherzigkeit. Die stumme Bitte veranlaßte den Richter, das zungenbindende Amtsgeheimnis vorzuschützen.

Zähe hielt aber Mama Tristner am Thema fest und gab der Verwunderung Ausdruck, daß diesmal das Gericht so lange zur Klarstellung des Sachverhaltes

brauche. Wenn Baron Hodenberg unschuldig sei, müsse seine lange Internierung geradezu als Grausamkeit bezeichnet werden.

Doktor Thein warf ob dieses indirekten Vorwurfes einer Verschleppung unwillig das Haupt auf, zu einer Entgegnung bereit; im selben Augenblick hob Olga die Hände bittend, ihr Blick galt dem Richter so innig flehend, daß Doktor Thein auf jede Verteidigung verzichtete.

Durch die offenen Fenster drang das Trällern eines Liedes aus glockenheller Frauenstimme.

Thein horchte verwundert auf, und nun wurde Theo unruhig, verlegen zupfte er an seinem Schnurrbärtchen.

„Sie haben wohl Besuch im Hause?“ fragte Doktor Thein.

Mama Tristner erzählte lächelnd, daß Schloß Ried die Cousine des Verwalters beherberge, die Herr Amtsrichter kennen lernen müsse.

„Müssen, weshalb denn ein Zwang?“ meinte Doktor Thein.

„Jawohl, Herr Doktor, es wäre mir nämlich angenehm, aus Ihrem Munde authentisch zu vernehmen, ob Fräulein Senta wirklich ein von der Natur so stiefmütterlich ausgestattetes Geschöpf ist, wie der Verwalter mir seine Cousine geschildert hat. Wesen und Stimme wie das bescheidene Verhalten sind mir außerordentlich sympathisch, sehen kann ich ja leider nichts mehr, mich also nicht überzeugen, ob das arme Geschöpf wirklich verunstaltet ist.

„Wollen wir die Jause nicht im Garten einnehmen?“ warf Theo, dem das Gespräch Unbehagen verursachte, ein.

Mama willigte ein und bat den Richter um Geleit.

Rasch entfernte sich Theo, indes Olga die Anordnungen zur Jause in der Gartenlaube traf.

Frau Helene schritt am Arm Theins schlürfenden Trittes über den Schloßhof dem Park zu, und erzählte des ausführlichen, daß die arme Senta ein geradezu häßliches Mädchen sei, verunstaltet und von der Natur verurteilt, hienieden gemieden zu bleiben; dazu gänzlich mittellos, zur Zeit ohne Stellung, weshalb man Erbarmen haben und dem armen Mädchen irgend eine Verwendung im Hause geben müsse.

Die Antwort blieb Thein im Halse stecken, als er eine faszinierend hübsche, junge, hochelegante Dame in lebhafter Unterhaltung mit Theo erblickte. Wenn diese blendende Erscheinung die erwähnte häßliche Person sein soll, so ist Frau Tristner zweifellos in unerhörter Weise belogen worden. Gespannt blickte Thein auf das Pärchen, das zu streiten schien.

Als Theo gewahrte, daß er und Senta beobachtet wurden, brach er das Gespräch plötzlich ab und kam in den Garten, während die junge, pikante Dame sich in das Haus verflüchtigte.

Im Sorgenstuhl sitzend, fragte Mama, wo denn Senta bleibe.

Errötend und unsicher erklärte Theo, daß Fräulein Senta sich wegen Migräne entschuldigen lasse.

„Schade, hätte die Arme gern mit unserem Haus-

freunde bekannt gemacht! So jung und schon Migräne, die Jugend von heute ist doch recht wehleidig! Kommt der Verwalter zur Jause?"

Diese Frage beantwortete die eben an den Tisch tretende Olga verneinend, Herr Wurm sei im Kontor mit dringender Postarbeit beschäftigt und habe soeben um Entschuldigung bitten lassen.

Thein fühlte eine gewisse Unsicherheit heraus, mit welcher Olga die Erklärung vorbrachte. Was mag hier vorgehen? Mit dieser Frage beschäftigt, eifrig kombinierend, ward auch der Richter wortkarg, es mußte die blinde Matrone fast ausschließlich die Kosten der schleppenden Unterhaltung tragen.

Früher denn sonst verabschiedete sich Doktor Thein, dessen Versuch, mit Olga zu sprechen, mißglückte. Die Geschwister blieben bis zur Abfahrt am Wagen, grüßten ein letztes Mal mehr höflich als herzlich, und verflüchtigten sich sogleich, als die Equipage wegfuhr.

Doppelstufen nehmend, eilte Theo in das zweite Stockwerk hinauf und prasselte, ohne anzuklopfen, in den Salon Sentas. Erregt sprach der junge Schloßherr auf das pikante Fräulein ein: „Fort ist er glücklich, aber gesehen hat er uns!"

„Na, das wird wohl kein Unglück sein!"

„Aber fatal im höchsten Maße bleibt es, denn Mama hat Wurms alberne Schilderung über seine „Cousine" dem Richter erzählt, und nun ist der Schwindel aufgedeckt, die Bombe kann in den nächsten Tagen platzen! Und an dieser dummen Geschichte sind Sie schuld! Warum blieben Sie nicht heroben im Salon, bis der Richter wegfuhr?"

„Aber, Herzel! Ich bin doch keine Strafgefangene, und verstecken lasse ich mich nicht! Warum denn nicht gleich stundenlang einsperren? Die Geschichte wird mir auf die Dauer langweilig! Bei Mama die demütige Magdalena spielen, immer heucheln, das ist fade! Und Sie, mein Herr, entsprechen auch nicht meinen Erwartungen!"

„Ich? Wieso? Biete ich denn nicht alles auf, um Ihnen Amüsement zu verschaffen?" rief Theo aus.

„Ach wo! Gehen Sie mir weg mit diesen sogenannten Amüsements! Das bissel Fischen, Spazierenfahren, immer in Angst und Sorge vor dem Gesehenwerden, stets von Menschen abgesondert, das ist für mich kein Vergnügen! Ich will gesehen werden, Staat machen, prunken mit Toiletten und meiner Wenigkeit! Bin ich Ihnen vielleicht nicht hübsch genug, weil Sie vermeiden wollen, an meiner Seite gesehen zu werden? Oder sind Sie meiner bereits überdrüssig geworden, Sie sittsamer Toggenburg? Die Mondscheinpromenaden habe ich satt wie das Angeschmachtetwerden! Sie haben mich ja doch kommen lassen, um sich meiner Anwesenheit zu erfreuen! Seit meiner Ankunft haben Sie sich aber wie ein Eiszapfen verhalten! Hätte ich Sie nicht gleich bei meiner Einquartierung mal herzhaft geküßt, meine Lippen würden wohl niemals mit Ihrem Schnauzer Bekanntschaft gemacht haben! Sie irren sich, wenn Sie glauben, ich wolle Nonne werden! Kurz und gut, ich mag nicht mehr länger warten, bis Sie den Mut finden, mich zur Geliebten und Braut zu erküren! Das ist mein Ultimatum! Entweder

machen Sie mir heute noch den längsterwarteten Heiratsantrag, oder ich werde packen und abreisen!"

Kleinlaut bat Theo, ihn nicht durch eine Abreise unglücklich zu machen. Den Heiratsantrag wolle er ja gerne stellen, es gäbe für ihn keinen sehnlicheren Wunsch als den Besitz der pikantesten Dame der Welt, aber mit der offiziellen Verlobung müsse gewartet werden.

Heftig erwiderte Senta: „Gut! Ich nehme Ihren Heiratsantrag an, will aber den Termin offizieller Verlobung und rasch darauf folgender Vermählung genau fixiert wissen! Weshalb soll denn gewartet werden?"

„Ich muß doch erst vorsichtig bei Mama sondieren, die Mutter vorbereiten! Ebenso Olga!"

„I wo! Fräulein Olga wird sich wohl in Bälde mit Wurm verloben . . ."

„Was? Mit dem Verwalter? Nicht möglich!"

„Warum denn nicht? Herr von Wurm wird doch wohl eine feine Partie sein! Jedenfalls ein besserer Schwager für Sie, als der Gauner Hodenberg!"

„Ich bin perplex!" stammelte Theo.

„Dazu ist gar kein Anlaß vorhanden! Der Wandel in Olgas Sinn vollzieht sich für den aufmerksamen Beobachter ganz deutlich, Fräulein Olga wird demnächst Wurms Braut werden, sie wird diese Wahl nicht zu bereuen haben, Wurm ist Kavalier, Hofmann durch und durch, ein nobler Mensch, dem anzugehören ein Weib geradezu beglücken muß! Das weiß ich! Ist Olga mal Wurms Braut, so geht es in einem Auf-

waschen, wenn auch wir mit unseren Absichten herausrücken. Wir feiern dann eine Doppelhochzeit!"

„Ich trau mich nicht, zu Mama mit solchen Neuigkeiten zu kommen!"

„Auch recht! Dann werde ich Frau Tristner von meinem Herzenszustand in Kenntnis setzen und mir ihre Zustimmung erschmeicheln! Meinem geliebten Ritter Toggenburg aber gewähre ich die Huld und Gnade, ihm zu sagen, daß er die Katze nicht im Sack zu kaufen braucht!" Senta warf sich in wilder Leidenschaft an Theos Brust und küßte seine Lippen mit verzehrender Glut.

„Gott, wenn wir erwischt werden!" stotterte Theo und naschte an Sentas Lippen weiter.

„Tant mieux! Wir sind einmal für einander geschaffen!" jauchzte das Fräulein, ließ Theo los und vollführte einen sinnverwirrenden Tanz.

Und haschend, trunken von jäh entfachter Sinnenlust, sprang der junge Schloßherr hinter Senta drein, die sich leicht fangen ließ und stürmisch an „Ritter Toggenburg" preßte.

Der scharfe, durch das Schloß gellende Ton der Portiersglocke riß Theo aus dem Taumel, erschrocken stieß er das üppige Weib von sich und beugte sich zum Fenster hinaus, um eiligst mit dem Kopf zurückzufahren.

„Die Zanksteinerin!" rief er und eilte hinweg.

„Zu dumm diese Störung!" grollte Senta und legte sich atemschöpfend auf den Diwan. „Aber angebissen hat er endlich, der langweilige, blödschüchterne Karpf!"

Benedikte von Zankstein hatte hinsichtlich der Toilette eine Wandlung vorgenommen, die sehr zu Gunsten der stattlichen jungen Dame war, und Theo in helles Entzücken versetzt haben würde, wenn Tristners Gewissen ganz rein wäre. Zur Begrüßung der Nachbarin erschien Theo wohl flink und rechtzeitig, fast atemlos, aber den herzlichen Ton echter Freundschaft und Verehrung konnte er nicht finden, er blieb gedrückter Stimmung und erweckte den Eindruck einer gewissen Hilflosigkeit.

„Was stehen Sie denn, lieber Herr Tristner, wie ein ertappter Quartaner? Schlechtes Gewissen, he?! Kein Wunder! Abbruch diplomatischer Beziehungen ohne Angabe der Gründe, was soll das heißen? Was trieb denn der junge Herr seit vierzehn Tagen?“ forschte halb im Ernst, halb im Scherz, Benedikte und behielt Theo fest im Auge.

Verlegen suchte sich der Schloßherr zu entschuldigen: „Alle Tage kann ich doch nicht in Zankstein vorsprechen! Was würde die Welt sagen?“

„Ei, wie kläglich ist doch solche Ausrede! Wer hat denn tagtäglichen Besuch verlangt! Ich gewiß nicht, würde mich auch schönstens bedanken, Tag für Tag in der Arbeit behindert zu werden! Aber völlig fernzubleiben ohne ein Wort der Entschuldigung, das hätte ich von Ihnen nicht erwartet! Nebenbei bemerkt: ich tue niemals Unrechtes, es ist mir daher gleichgültig, was die sogenannte Welt, bei uns im Moor die Torfbauern und Bräuburschen, sagen! Was also trieb „man“ in letzter Zeit?“

Die Ausflucht, Vorschützung von dringender Arbeit, verschmähte Theo, er vermochte aber auch nicht, die Wahrheit zu sagen, beklommen, zögernd meinte er, Schloß Ried habe Besuch und der Herr daher Hofdienst.

„Also eine Dame! Ist mir eine große Neuigkeit! Wer beglückt uns denn mit ehrender Anwesenheit? Doch nicht die Gräfin Pappendeckel?“ spottete Benedikte.

Theo errötete und biß sich ärgerlich in die Unterlippe.

„Noch höherer Rang? Ich sterbe vor Ehrfurcht! Na, Scherz beiseite, wer ist denn zu Besuch? Ich werde Sie dann sofort von Schuld und Strafe freisprechen!“

„Eine Cousine unseres Verwalters!“

„Und deshalb hat der junge Schloßherr „Hofdienst?“ Recht schmeichelhaft für die vernachlässigte Zanksteinerin! Wo finde ich Mama Tristner?“

„Ich bitte um die Ehre, gnädiges Fräulein zu Mama geleiten zu dürfen!“

„Danke sehr, ist nicht nötig, ich kenne Weg und Steg im Schlosse Ried, will der allergnädigsten Dame den Kavalier-Flügeladjutanten vom Dienst nicht rauben! Auf Wiedersehen, Sie Zitronenfalter!“ Dikte führte spöttisch einen Hofknicks aus und rauschte in den Flur, einer beleidigten Göttin nicht unähnlich.

Theo brummte, wütend auf sich selbst und seinen Mangel an Entschlossenheit, die Schnauzbartenden kauend: „Recht hat sie, verdammt hübsch ist sie auch, und die Geschichte beginnt schief zu gehen! Wenn ich nur die Florentinerin vom Halse hätte!“

Alsbald nach Doktor Theins Abfahrt war Olga in den Park gegangen und hatte die Tropfsteingrotte aufgesucht, wo man in angenehm kühler Temperatur ungestört den Gedanken nachhängen kann. Unzufrieden ist Olga mit sich und der Welt, in einer Verbitterung, die sich nicht mindert, wenn das Mädchen daran denkt, daß nur durch übergroßes, unüberlegtes Entgegenkommen die Verlobung mit Hodenberg möglich geworden ist. Es darf ein Glück genannt werden, daß Olga den Verlobungsring unter erträglichen Umständen wiedererlangt hat, und daß die Kunde der fatalen Verlobung nicht öffentlich bekannt wurde. Mißlich bleibt aber, daß das Schloßfräulein nun abhängt von dem Willen des Verwalters; ein einzig indiskretes Wort Wurms, und die Blamage wird größer denn zuvor sein. Es ändert nichts an der Situation, daß Wurm ohne Mandat den Vermittler spielte und Erfolg erzielte. Olga sagte sich, daß sie seine Intervention unter allen Umständen ablehnen, sich nicht in seine Gewalt hätte geben sollen. Gewiß war es nicht echte Liebe für Hodenberg, wohl nur die Sehnsucht, durch den Baron, der nach Wurms Versicherung ein gewöhnlicher Gauner sei, aus den langweiligen Rieder Verhältnissen gerissen zu werden. Damit war es nichts, wie aber wird sich die Zukunft gestalten? Bisher hat Wurm jede Zudringlichkeit vermieden, er bekundet vollste Aufmerksamkeit ohne die geringste Belästigung, dennoch glaubt Olga, eine Minderung des Respektes vor dem Schloßfräulein herausfühlen zu müssen. Oder ist dies eine Art Vertraulichkeit, hervorgerufen durch die Mit-

wissenschaft ihres Geheimnisses? Wie nun, wenn Wurm es wagen würde, die Augen zu Fräulein Tristner zu erheben? Was soll werden, wenn Wurm eines Tages für sein Schweigen die Hand Olgas zur Belohnung fordern würde? Für den Verwalter empfindet sie so wenig Neigung wie früher für den Baron, eher etwas wie Widerwillen, sein Blick ist ihr geradezu unheimlich, doch wirken seine Umgangsformen und Sprache sympathisch, ja fesselnd. Kann ein Mädchen aus gutem Hause sich ein zweites Mal binden, nachdem im Erstfalle mit knapper Not einem Unglück vorgebeugt werden konnte? Fordert die Erfahrung mit dem Hodenberg nicht zu größter Vorsicht auf? Darüber ist sich Olga klar: aus eigenem Antrieb wird sie sich mit Wurm ganz gewiß nicht liieren. Wenn jedoch der Verwalter seine Kenntnis ihres Geheimnisses fruktifizieren will, den Preis für ferneres Schweigen fordert, wie soll sich Olga in diesem Falle verhalten? In dieser Frage sieht sie nicht klar, der Gedankengang ist verworren. Eine Zurückweisung muß zum Bruch, zu einem Eklat führen; flüchtet Olga aber zur Mama, gesteht sie der Mutter die unüberlegte und aufgehobene Verlobung mit Hodenberg ein, so wird es zweifellos auch einen Riesenverdruß, wenn nicht Schlimmeres geben. Solche Aufregung, die einen Schlaganfall bei Mama zur Folge haben kann, muß vermieden werden. Die Konsequenzen sind also nach der einen wie der andern Richtung hin äußerst fatal für Olga, und das Warten, das Herankommenlassen der Ereignisse nicht minder qualvoll. Unmöglich ist es für die junge Dame,

direkt mit Wurm zu sprechen, ihn zu fragen, welche Absichten er hegt. Warten, warten gleich dem Delinquenten auf die Entscheidung des Gnadengesuches.

Ein Knirschen des Sandes unter kraftvollem Männertritt schreckte Olga aus dem Sinnen auf, angstvoll blickte sie auf den Parkweg, den Verwalter Wurm herankam. In unmittelbarer Nähe der Grotte blickte er auf und grüßte, überrascht, das Fräulein hier zu sehen. Einen Moment zauderte Wurm, ob er weitergehen oder in die Grotte treten solle.

Wider Willen rief Olga: „Suchen Sie mich?"

Jetzt trat Wurm ein, blieb respektvoll vor der jungen Dame stehen, und sprach: „Wenn ich die Wahrheit sagen darf: ja!"

„Sie wünschen?"

„Ich möchte die Bitte um Audienz zu Ihren Füßen legen!"

„Haben Sie etwas Besonderes mit mir zu besprechen? Ich wüßte aber nicht, welches Thema einer Erörterung zu unterziehen sein würde. Der Fall Hodenberg ist für mich abgetan!"

„Doch nicht zur Gänze, gnädiges Fräulein, und nur dann, wenn das Gericht zu Landsberg die sofortige Auslieferung an die sich für Hodenberg interessierenden auswärtigen Behörden verfügt. Jedenfalls wird der Amtsrichter in Landsberg volle Kenntnis erlangen, und der Mitwisser werden dadurch drei sein, der Richter, Fräulein Olga und meine Wenigkeit!"

„Entsetzlich! Ich kann mich vor Doktor Thein nicht mehr sehen lassen!"

„Als Fräulein Tristner allerdings nicht!“

„Wie? Was wollen Sie damit sagen?“ rief am ganzen Leibe bebend Olga angsterfüllt entgegen.

„Gnädiges Fräulein wollen über mich verfügen . .“

„Ich verstehe nicht!“

„Jeglicher und unvermeidlicher Kompromittierung wird die Spitze abgebrochen, wenn mir die Berechtigung zusteht, die Ehre der Frau Olga Wurm von Hohensteinberg zu verteidigen!“

„Allmächtiger! Sie wollen mich . . .“

„. . . heiraten mit allergnädigster Genehmigung! Ja, gnädiges Fräulein! Ich will helfen, retten, Sie mit meinem Namen decken, wenn nötig mit bewaffneter Hand jedem entgegentreten, der es wagen sollte, auch nur einen schelen Blick auf Sie zu werfen. Verzeihen Sie, wenn ich es unterlasse, von meinen heißen Gefühlen inniger und ehrerbietiger Liebe zu sprechen. In jetziger Situation gilt es einzutreten für Ihren Ruf, für Ihre Ehre, die Kompromittierung zu verhindern, und das kann nur dadurch erreicht werden, daß Olga Tristner sich in Olga von Wurm verwandelt.“

„Großer Gott!“ stammelte Olga schier fassungslos.

Cynisch erwiderte der Verwalter, funkelnden Blickes die süßen Körperreize Olgas musternd: „Lassen wir doch den Himmel aus dem Spiel, der sich sehr ungalant Ihnen gegenüber verhielt, ansonsten er Ihnen die Blamage mit Hodenberg erspart haben würde. Doch es bleibe Ihnen die Anrufung unbenommen, vielleicht hilft und verzeiht er Ihnen, es heißt ja: Dieu par-

donnera, c'est son métier! — Wollen gnädiges Fräulein mir das offizielle Recht zur Verteidigung Ihrer Ehre erteilen?"

„Unmöglich!" rief schmerzbewegt Olga aus.

„Wie's beliebt! Falls gnädiges Fräulein aber auf eine Ehrenrettung durch den Richter hoffen, glaube ich sagen zu sollen, daß Doktor Thein kaum geneigt sein wird, eine in seinen Akten kompromittiert erscheinende Dame zu seiner Gemahlin zu erheben und sich in seinen Kreisen unmöglich zu machen!"

„Herr, das ist eine Impertinenz! Ich habe mir nichts vergeben, nichts vorzuwerfen! Hodenberg hat nicht einen Kuß erhalten, geschweige denn einen weiteren Gunstbeweis!"

„Bezweifle ich keinen Augenblick! Fatal wird es aber immer bleiben, wenn Hodenberg im Zuchthaus prahlt, daß das Schloßfräulein von Ried seine Braut gewesen!"

„Können Sie dem Menschen vielleicht die Zunge binden, wenn ich Frau Wurm bin?"

„Durch die Vermählung mit mir verschwindet der Name Olga Tristner aus der Welt! Comprenez-vous cela, Mademoiselle? Darf ich um Antwort bitten?"

„Ich kann das schwerwiegende Wort heute nicht sagen! Geben Sie mir Bedenkzeit!"

„Mit größtem Vergnügen! Gnädiges Fräulein wollen aber gütigst beachten, daß schon der nächste Besuch des Richters Sie der Gefahr aussetzt, mit — sagen wir höflich — vermindertem Respekt behandelt zu werden,

denn die völlige Entlarvung des Verbrechers Hodenberg dürfte amtlich bereits erfolgt sein!"

„Zu viel!" ächzte unter Krämpfen Olga und sank ohnmächtig nieder.

Gierig küßte Wurm das Mädchen, nahm es in seine kraftvollen Arme und trug Olga der eiligen Hilfe wegen in ein Burschenzimmer der nahegelegenen Brauerei, wo er dem anwesenden Burschen Auftrag erteilte, Essig und Wasser zu beschaffen, im Schloß aber von dem Unfall des Fräuleins nichts zu sagen.

Als der Bräubursch mit Essig und Wasser zurückkehrte, rieb Wurm die Schläfen des Mädchens eifrig mit Essig und erzielte durch seine Bemühung bald die Rückkehr des Bewußtseins.

„Gott sei gepriesen, die Rettung ist gelungen! Verzeihen gnädiges Fräulein das unvermeidliche gewesene Derangement! Diskretion selbstverständlich! Ich werde mit dem Burschen vor der Türe auf Sie warten!" Respektvollst verließ Wurm, vom Bräuburschen gefolgt, die Stube.

Olga weinte Tränen der Wut und Scham, ordnete ihre Toilette und flüchtete so hastig an Wurm vorüber ins Schloß, daß von einem Folgen keine Rede sein konnte. Höhnisch lächelnd begab sich der Verwalter ins Kontor; er weiß die Fliege im Netz, das ist für die lauernde Spinne die Hauptsache. — —

Im Zwiegespräch hatte Benedikte von Zankstein der Dinge mehrere vernommen, die dem Fräulein nicht sonderlich gefallen wollten, so das begeisterte Lob des Verwalters aus dem Munde der sonst vorsichtig

urteilenden Frau Helene. Allerdings ist Mama Tristner des Augenlichts beraubt, lediglich auf das Ohr angewiesen, und das Gehör kann trügen. Nicht minder mißfiel Dikten die Versicherung, daß die zu Besuch in Schloß Ried weilende „Cousine“ Wurms häßlich bis zur Ungefährlichkeit sei. Dies glaubte die Zanksteinerin einfach nicht und weckte eine Neugier, wie solche sonst in gleichem Maße nur bei Polizeibeamten und Staatsanwälten zu finden ist. Wenn das Gebaren Theos, die Vernachlässigung Zanksteins, mit jener „Häßlichkeit“ in Zusammenhang gebracht wird, muß sich Eifersucht und Verdacht mit geradezu zwingender Gewalt einstellen. Da nun Dikte den jungen Schloßherrn nicht nur nicht haßt, sondern sogar gern hat, ist ein Gefühl von beginnender Eifersucht ebenso berechtigt wie der keimende Verdacht, daß etwas nicht in Ordnung sei. Zu alledem klagte Mama Tristner, daß von einer regen Geschäftstätigkeit Theos sehr wenig zu hören sei, es müsse der Verwalter alles besorgen. Dieser Äußerung gegenüber meinte Benedikte, daß ein entsprechender Befehl Mamas doch wohl Remedur schaffen könnte, wasmaßen sich Frau Tristner doch ein Leben lang auf das Kommandieren vortrefflich verstanden habe. Eine Jeremiade über Entwachsensein großer Kinder schloß sich dieser Anregung an, es weiß sich Frau Helene keinen Rat, ihr kommt Theo im Gebaren verändert vor, nicht minder Olga, beide finden sich auffallend wenig bei der Mutter ein, Frau Helene fühlte sich vernachlässigt, und werde deshalb wohl Fräulein Senta mit dem sonderbaren Namen zur Gesellschafterin engagieren.

Dikte horchte auf und fragte nach dem sonderbaren Namen.

„Camacero, glaub ich, heißt die Senta, sie ist von deutschen Eltern in Florenz geboren!“ erzählte Frau Helene.

„Halt, Mütterchen, da stecken Widersprüche drin! Wenn die Florentinerin von deutschen Eltern abstammt, kann sie nicht Camacero heißen. Waren oder sind die Eltern aber Welsche, dann haben sie ganz gewiß nicht „Camacero“ geheißen; das Wort ist nicht italienisch.“

„Das vermag ich nicht zu beurteilen, italienisch kann ich nicht, die Senta aber spricht italienisch so gut wie andere Sprachen, dürfte also ein grundgescheites Frauenzimmer sein.“

„Kann ich diese Arche der Weisheit sehen und sprechen? Ich weiß nicht, was los ist im Schlosse, Theo, Olga und auch die häßliche Senta, niemand läßt sich blicken, auch den Musterverwalter kann man nicht sehen!“

„Ja, ja, es ist ein Kreuz! Hätte mich gern mit Doktor Thein ausgesprochen, der aber ist kürzlich so rasch aufgebrochen, ich fürchte, er fühlte sich verletzt, da Senta nicht erschien und mit Migräne sich entschuldigen ließ.“

„So? Man meidet also gewisse Leute, die zufällig die besten Freunde des Hauses Tristner sind! Das ist allerdings auffallend. Muß mal mit Thein darüber sprechen!“

Frau Helene bat darum, sowie um baldigen Be-

such des Richters, welche Bitte Benedikte Herrn Doktor Thein übermitteln solle.

„Das kann heute noch, sogleich geschehen, ich habe in Landsberg zu tun und werde im Amtsgericht vorsprechen." Benedikte verabschiedete sich von Frau Tristner und suchte alsbald Olga auf, die sie in Tränen schwimmend im Kämmerlein antraf. Lustiges Zureden wie herzliches Ermahnen, das Herz durch eine Aussprache zu erleichtern, half nichts; Olga weinte und schluchzte, nannte sich tiefunglücklich und verloren, sagte aber nicht, weshalb sie so unglücklich sei.

„Olgale, zu einem feierlichen Schmollis mag ich Sie anjetzo nicht auffordern, sagen wir ohne Begießung du zu einander, und nun sage mir, was los ist! Ich will dir die treueste Freundin sein und dir helfen, so ich es vermag! Aber nun beichte, Olgale!"

„Ich kann nicht reden! O Gott, wie hart suchst du mich heim!"

„Laß das Jammern, rede vernünftig und deutlich!"

Olga schüttelte das Haupt und schluchzte weiter.

Vergeblich forschte Benedikte nach den Ursachen dieses tränenreichen Elends. Plötzlich rief sie: „Um Himmelswillen, Olga, sprich, macht dich die Hodenberg-Geschichte etwa unglücklich?"

„Nein, aber die Konsequenzen!"

„Was, die Konsequenzen? Was soll denn das heißen?"

Hartnäckig schwieg Olga, nicht ein Wort mehr war herauszubringen.

„Dann behalte dein Geheimnis und Unglück, ich

werde nun Doktor Thein fragen!“ grollte Dikte und erhob sich.

„Nur das nicht?“

„Oho! Ei ei! Nun aber erst recht! Will doch sehen, ob sich normale Verhältnisse bei Euch herstellen lassen oder nicht! Adieu, Olga, ich komme dir schon hinter dein Geheimnis, ich, die Zankfsteinerin, die fest zuzugreifen von jeher verstanden hat! Adieu!“

Dikte saß im Wagen und fuhr eben weg, da vermochte sie für einen flüchtigen Moment einen pikanten Frauenkopf an einem Fenster des zweiten Stockwerkes zu erblicken. „Ahem!“ sprach Fräulein von Zankstein und dachte sich ein Teil. Diesmal müssen die Zanksteiner Pferde laufen, was Zeug hält, es pressiert.

Über eine Stunde konferierten Dikte und der Amtsrichter miteinander sehr eifrig und ernsthaft, es ward ein Kriegsplan entworfen, beraten und schließlich durch Handschlag bekräftigt. Unmittelbar nach dieser Konferenz kaufte Fräulein von Zankstein einen Amateurphotographieapparat und nahm beim Berufsphotographen gegen noble Entschädigung Unterricht im Fixieren und Aufnehmen von Personen.

Täglich wurde daheim photographiert, was einigermaßen stille hielt, Vierfüßler der Reihe nach, dann Mägde und Knechte, die nicht anders glaubten, als daß die Gebieterin übergeschnappt sein müsse. Jeden zweiten Tag wurde in der Zanksteiner Equipage der Photograph von Landsberg zum Moorgut gefahren, und in einer ad hoc eingerichteten Dunkelkammer arbeiteten der Photograph und Benedikte auf geheim-

nisvolle Weise. Geld schien gar keine Rolle in Zankstein zu spielen; Dutzende von Platten wurden geopfert, sämtliche Knechte mußten sich „aufnehmen" lassen, immer von der Gebieterin persönlich, doch ein fertiges Bild bekam niemand zu sehen. Mählich machte Benedikte doch solche Fortschritte, daß sie erträgliche Aufnahmen fertigbrachte, die der Photograph hernach entwickeln mußte.

Darüber vergingen Wochen. In aller Stille war Höpfner-„Hodenberg" von Landsberg nach Osnabrück verschubt worden; nur die Bahnbeamten wußten davon, hielten aber das Ereignis nicht für wichtig genug, um einen dienstfreien Tag zum Schwätzgang nach Ried zu opfern, umsoweniger, als über dem Moor eine Glühhitze brütete.

Die Zwischenzeit nützte Wurm eifrig, um Olga hart zuzusetzen und dem Schloßfräulein das Jawort abzupressen. Olga wehrte sich verzweifelt, hoffte auf Hilfe und vermochte sich selbst nicht zu sagen, wer Hilfe und Erlösung bringen könnte.

Senta umschmeichelte die alte blinde Frau katzengleich, pflegte und betreute Mama Tristner mit wahrer Hingebung, um sich später zu kühler Dämmerstunde mit erquickender Neckerei des bärenstarken Bräumeisters Haferditzel zu entschädigen. Die pikante Florentinerin hatte Theo nach München geschickt, zum Einkauf des Trousseau und des Hochzeitsgeschenkes, wiewohl Mama Tristner noch gar nicht um ihre Einwilligung gebeten worden ist. Mit dem Kraftmenschen Haferditzel zu kosen, ist für die schlanke, genußgierige Senta will-

kommene Abwechslung im Flirten, ein köstlicher Scherz, den Wurm allerdings gefährlich nannte. Doch Senta hatte schnippisch erklärt, daß jedes Tierchen sein Pläsierchen habe, und der Ulk mit Rückkehr Theos sein Ende finden werde. So umgarnte Senta den bärenstarken Bräumeister, lockte und wehrte ab, gewährte kleine Gunstbeweise, so daß Haferditzel wirr im Kopf wurde. So ähnlich mag den Löwen eine schillernde Schlange umschlingen.

Der 31. Juli bringt Frau Tristners Namensfest, den Helenen-Tag, der allzeit festlich begangen wurde. Früher, da Mama sich noch des Augenlichtes erfreuen konnte, ging dem Festtag eine venetianische Nacht im Schloßpark mit Feuerwerk und dergleichen Zauber voran, am Festmorgen brachte eine Musikkapelle ein Ständchen vor dem Schlosse dar, dann fand die Gratulationscour der Angestellten und Dienerschaft statt, und Mittags gab es eine Festtafel für die Herrschaft, und in den Restaurationsräumen der Brauerei ein Mahl für das gesamte Personal.

In der Voraussetzung, daß Theo und Olga wahrscheinlicherweise zum bevorstehenden Helenen-Tag keine besonderen Vorkehrungen treffen werden, da die jungen Herrschaften sehr stark mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt erscheinen, hatte Benedikte eigenmächtig das Arrangement übernommen und sich einige Tage früher im Schlosse einquartiert. Theo war wie aus den Wolken gefallen, als er davon hörte; sein erster Gang galt Senta, um die pikante Freundin zu größter Vorsicht aufzufordern und vor den scharfen Augen der Zank-

steinerin zu warnen. Dann aber war Theo so klug, seine Dienste Benedikten zur Verfügung zu stellen, und die resolute Herrin von Zankstein nahm seine Dienste auch an, scherzhaft wie immer, nur hatten Diktens Augen einen Ausdruck, der dem jungen Tristner nicht recht gefallen wollte. Theo empfand Gewissensbisse, wenn er der herrlich gebauten, ehrlichen Benedikte gegenüberstand, Reue nagte im Herzen, die Vernunft mahnte zur Umkehr und askalonischen Beförderung der Schlange, aber der Schloßherr fand den Mut nicht, die sein junges Leben vergiftende Circe aus dem Haus zu jagen. Der im Reden wie im Handeln tatkräftigen, schlagfertigen Zanksteinerin seinen Gemüts- und Herzenszustand einzugestehen, wagte Theo erst recht nicht, wiewohl er sich insgeheim sagte, daß Benedikte es meisterlich verstehen würde, reines Haus zu machen ohne viel Umstände. Dabei müßte aber für Theo eine Strafpredigt abfallen, die er lieber nicht hören möchte. So lief der Schloßherr mit dem Gefühl herum, daß die Zanksteinerin unzweifelhaft etwas im Schilde führe, eine Aktion vorbereite und das Pulverfaß zum explodieren bringen werde, wobei verschiedenes, vielleicht auch Tristner junior werde mitfliegen müssen. Dennoch vermochte Theo keinen Schritt zur Verhütung der drohenden Explosion zu tun, unsicher genug ließ er den Dingen ihren Lauf und hoffte dabei insgeheim, daß die wackere Benedikte seiner sich doch vielleicht annehmen, ihn nicht unglücklich machen werde. Unvermeidlich war die Vorstellung der Damen, und kühl genug fiel dieselbe aus. Bei Tisch sprach Benedikte

ausschließlich mit Mama und kündigte derselben ein schönes Helenenfest an, Details müßten aber Geheimnis bleiben.

Frau Tristner wollte der Kosten wegen ablehnen, doch Dikte erklärte kategorisch, daß sie sich nichts dreinreden lasse und ihr Arrangement aus eigener Schatulle bezahlen werde. Fräulein von Zankstein lehnte denn auch Wurms Anerbietungen ab und nahm nur Theos Beihilfe an.

Am Abend vor dem Fest kam Doktor Thein zur Gratulation ins Schloß und erhielt von Olga sein Apartement zur Nächtigung angewiesen. Von einer venetianischen Nacht und Fackelzug war Umgang genommen, der Abend verlief still, ohne Festlichkeit, ohne Blumenspenden.

Die Tagreveille blies zur Überraschung Mamas eine vollständige Militärkapelle, und ein Morgenkonzert reihte sich dem Weckgruß an. In treuer Anhänglichkeit war die gesamte Rieder Bevölkerung erschienen, jung und alt drängte heran, und auf Ersuchen Diktens mußte Verwalter Wurm Ordnerdienste leisten, die Leute gruppieren und auffordern, auf ein zu gebendes Zeichen in das Hoch auf Frau Helene Tristner einzustimmen.

Vor dem Schlosse saß auf einem Stuhl des eigens aufgeschlagenen Podium Frau Tristner, umgeben von ihren Kindern; Fräulein Senta und Verwalter Wurm standen hart am Podium, an dessen einer Ecke nun Amtsrichter Doktor Thein mit der Festrede begann.

Flink begab sich Benedikte in richtige Entfernung

von der Gruppe, ließ sich von der Kammerzofe den Photographenapparat reichen, stellte ein, und knapps, eine Aufnahme der Herrschaften war gemacht. Rasch wurde die Platte entfernt und gesichert, eine neue Platte eingestellt, und die zweite Aufnahme betätigt.

Unruhig stand Wurm, der einen Widerwillen gegen Amateuraufnahmen zu haben schien. Auch Fräulein Senta zeigte sich nicht eben entzückt, und als Benedikte ein drittes Mal eingestellt hatte, streckte die boshafte Florentinerin die Zunge heraus.

Knapps, die dritte Platte ist versorgt.

Doktor Thein schloß eben seine Rede, und jubelnd stimmte die Bevölkerung wie die unter Haferditzels Führung stehende Bräuburschenarmee in das „Hoch" auf Frau Helene Tristner ein. Die Kapelle schmetterte einen brausenden dreimaligen Tusch, dann begab sich alles hübsch paarweise zur weinenden Frau, die Glückwünsche darzubringen unter Handkuß und Händedruck.

Benedikte trug, unbemerkt im Durcheinander, den Photographenapparat sowie die in einer Schachtel versorgten Platten persönlich durch den Hof auf die Straße hinaus, wo ihr Fuhrwerk wartete. Dem alten Kutscher wurde prompte Beförderung der Platten auf die Seele gebunden, die Schachtel im Wagenkästchen sorgfältig eingeschlossen, und nun jagte das Zaukfsteiner Gefährte im sausenden Galopp nach Landsberg zum Photographen.

Die Gratulation der Rieder war beendet, da meldete die zum Podium zurückgekehrte, befriedigt lächelnde Benedikte, daß sämtliche Wirte und Kunden der Schloß-

brauerei Ried ihre Aufwartung machen, ihre herzlichen Glückwünsche aussprechen möchten.

Das war für Frau Helene die größte Freude, sie lachte unter Tränen der Rührung, als die markanten Gebirglergestalten ihr die Hand reichten und nach guter alter Sitte sprachen: „I mach halt mei Gratulation, Schloßbräuin!"

Ja, das mußte die alte Frau rühren, dieser alte Brauch und das altgewohnte Wort: „Schloßbräuin". So war Frau Helene jahrzehntelang genannt worden, der alte Titel in seiner Einfachheit weckte köstliche Erinnerungen an schöne alte Zeiten, da der Gatte noch lebte, und patriarchalische Sitten und Gebräuche herrschten in der Herrschaft, in der Brauerei und im Verkehr mit den Kunden.

Tief bewegt dankte Frau Helene, die der Stimme nach die alten Kunden genau erkannte, jeden einzelnen Gratulanten fragte, wie es erginge, ob die Leute zufrieden seien mit dem Rieder Bier und dergleichen mehr. Jedes Wort freute die Schloßbräuin, die schließlich Theo zu sich rief und ihm herzlichst für diese Überraschung der Kundengratulation danken wollte.

„Nicht doch, Mama! Diese nette Überraschung ist nicht mein Werk, ich wäre auf den hübschen Gedanken gar nicht gekommen."

„So? Vielleicht der Herr Verwalter?"

Wurm lächelte höhnisch und blickte unsagbar blasiert in die Luft.

„Nein, nein!" rief Theo, „das ist Benediktens

Werk! Fräulein von Zankstein hat diese Gratulationscour arrangiert, die Wirte und Kunden eingeladen!"

„Dikte, Herzensfreundin, ich muß dich Tochter nennen, komm, nimm meinen innigsten Dank und laß dich küssen! O Gott, welch große Freude hast du mir bereitet!"

Senta schnitt Grimassen, als Benedikte ohne Ziererei Frau Tristner umarmte und vor allen Leuten herzhaft küßte.

Die offizielle Feier wurde mit Gesang der Schulkinder beendigt, nun konnten die Tafelfreuden beginnen. Benedikte leitete an Stelle der blinden Jubilarin die Herrschaftstafel, unterstützt von Olga, welche dem Verwalter so offenkundig auszuweichen bestrebt schien, daß es Doktor Thein auffallen mußte und mit nicht geringer Freude und Hoffnung erfüllte. Willig unterstellte er sich dem Kommando beider Damen.

Fräulein Senta hatte sich bislang arg gelangweilt und über „fade Familiensimpelei" gespottet, sie taute erst auf, als sie merkte, daß an der Tafel ihr doch der Platz neben dem Schloßherrn angewiesen ist. Theo dirigierte die zum servieren beordneten Bräuburschen, gab es doch heute Mama zu Ehren veritablen „Bock", eigens gebraut für den Helenen-Tag, und auf diesen Trank freute sich ganz Ried, zumal dieser Nektar auch noch kostenfrei verzapft wird.

Mit Luchsaugen hatte Verwalter Wurm die Zettel, welche die Sitzfolge ordneten, gelesen, und seinen Namen richtig gefunden, doch ist Olga nicht seine Tischnachbarin, er kommt neben dem Amtsrichter zu sitzen. Eine

fatale Nachbarschaft, die nicht geeignet ist, die ohnehin üble Laune zu bessern. Wurm brachte den Gedanken nicht los, daß Fräulein von Zankstein intriguiere, den Kampf gegen ihn aufnehmen wolle. So fein Wurm seine Pläne gesponnen, auf die Gegnerschaft dieser resoluten Dame wurde seinerseits nicht gerechnet, es ist aber die Feindschaft der Zanksteinerin möglicherweise gefährlicher denn jede andere.

Programmgemäß wurde die Musikkapelle zuerst gespeist, damit sie alsdann die Tafelmusik besorgen kann. Und Mama Tristner, welcher die Speisen zerkleinert werden mußten, löffelte im Stübchen das Wenige, was ihr die freudige Erregung zu essen erlaubte, unter Beihilfe der Tochter.

Der Festtafel, an welcher auch alle Gratulanten und Kunden der Schloßbrauerei teilnahmen, mußte Frau Tristner präsidieren, so gut und schlecht dies der blinden Dame eben möglich war. Unterstützt wurde sie dabei von Dikte und Olga.

An Stelle Wurms, der sich wegen Indisposition entschuldigte, sollte der Bräumeister Haferditzel den Trinkspruch auf Frau Helene Tristner ausbringen. Diese Zumutung brachte den bärenstarken Menschen vorzeitig zum schwitzen, die Nähe der mutwillig kokettierenden Senta tat das Ihrige, um Haferditzel um den Rest seines Verstandes zu bringen. Man hat noch nicht erlebt, daß ein Bräumeister ein Redner ist; was Haferditzel aber vorbrachte, wirkte geradezu zwerchfellerschütternd auf die Gäste an der Herrschaftstafel. Mit fetter Stimme hub er an: „Frau Schloßbräuin und Ös

Weibets und Mannerleut hört's zu! Versammelt sein wir, und einen sakrischen süffigen „Bock" haben wir auch, das Essen wird nicht schlecht sein, weil man im Schloß Ried allweil gut kocht! Später gibt's auch etliche gute Tröpferln Wein zum geöhrten Namenstag von unserer lieben guten Frau Schloßbräuin! Das Reden ist meine Sach nicht, ist a Dummheit von die anderen, daß sie mich dazu bestimmt haben, ich kann's nicht derpacken, lieber lupf ich alleinig a Mutterfaß und trink einen Hektobanzen auf einem Sitz aus. Auch scheniert mich, daß so viel und nudelsaubere Weiberleut, etwas z' dünn für mich freilich, da sein und mich so dreckig anlachen, mit Verlaub. Mit meiner Rederei kommt nichts Gescheites heraus, das merk ich bereits selber, also lebe hoch die Frau Schloßbräuin, vivat hoch, hoch, hoch soll sie leben, dreimal hoch und die Herren Kinder daneben!"

Die Tafelgäste lachten aus vollem Halse und vermochten kaum in die Hochrufe einzustimmen.

„Haferditzel soll zu mir kommen!" rief Frau Helene.

Der Bär war eben von Senta in Beschlag genommen worden, die mit ihm übermütig „Schmollis" trinken wollte, er rief daher: „Gleich, Bräuin, muß grad noch dem Dirndlfräulein B'scheid trinken, hat soviel Durst die kleine Dingin!"

Das homerische Gelächter veranlaßte Senta, auf weitere Attacken gegen den tappigen Bären schleunigst zu verzichten.

Mit wuchtigen Schritten trollte Haferditzel zur Ge-

bieterin, die ihm für seine gut gemeinte Ansprache herzlich dankte.

„Ist gern g'schehen, Bräuin, die kleine Dingin hat aber den Teufel im Leib, das darfst mir glauben, Schloßbräuin: Tu sie bald weiter, sonst setzt es was ab!"

Thein und Dikte wechselten bedeutungsvolle Blicke, Theo senkte betroffen den Kopf, Wurm musterte mit besonders scharfen Blicken die jungen Herrschaften. Still ward es im „Oberhause", der Naturmensch Haferditzel hat ein wahres Wort gesprochen, das empfand man deutlich.

Im Saal erschien nun festlich gekleidet, mit weißblauer Schärpe umgürtet, Schulmeisters Töchterlein, das „Braten-Verslein" zum Namensfeste aufzusagen. Das Kinderstimmchen zirpte vor Frau Helene:

„Alles Glück des Lebens, Heil und Wohne
Wünschet heut für Sie mein dankbar Herz;
Jede Abend- jede Morgensoone
Bringe Ihnen Freude, Lust und Scherz.
Keine Krankheit, keine Lebensplage
Trübe jemals Ihre Tapferkeit . . .

„Oha!" rief Haferditzel, „stimmt nicht!"

Die Gäste schüttelten sich vor Lachen über den Lapsus der Gratulantin wie über den drolligen Zwischenruf des Bräumeisters.

Das kleine Mädchen blickte hilflos und verlegen auf die lachenden Gäste.

Olga erbarmte sich des Kindes und animierte die Kleine, den zweiten Vers zu wiederholen.

Zaghaft schnatterte Kleinmäulchen:

„Keine Krankheit, keine Lebensplage
Trübe jemals Ihre — Heiterkeit;
Ihre vielen künftgen Tage
„Sei'n voll Woone und Zufriedenheit!"

Gerührt dankte Frau Tristner der kleinen Gratulantin und fragte, was sich das Kind wünsche.

„Einen großen Zwetschkenkrampus möcht ich!"

Lächelnd meinte die Jubilarin: „Den kann ich dir allerdings nicht geben, weil ich einen Zwetschkenteufel nicht besitze, aber meine Tochter wird dich nach der Tafel zum Lebzelter führen, und dort kannst du dir nach Herzenslust wählen!"

„Ich dank, Frau Schloßbräuin! Können wir aber nicht gleich zum Lebzelter gehen?"

Ein Diener überbrachte Fräulein von Zankstein einen Brief, den Benedikte hastig öffnete und las, um das Schreiben dann sogleich im Sack ihres Kleides verschwinden zu lassen. Dem Amtsrichter flüsterte Dikte zu: „All right!"

Die auf dem Lande bei solchen Anlässen unvermeidlichen Ehrungen mußte Frau Tristner geduldig über sich ergehen lassen, immer wieder danken und auch die Geschenke ihrer „Untertanen" entgegennehmen, bis endlich die späte Abendstunde ein Zurückziehen in die stille Witwenstube ermöglichte.

Doktor Thein hatte sich schon früher verabschiedet und war nach Landsberg heimgefahren.

Benedikte wollte nach Zankstein zurück, blieb aber auf inniges Bitten im Schlosse und nächtigte in Olgas

Zimmer, da das Schloßfräulein herzlich darum gebeten hatte. Dennoch kam es nicht zu der von Dikten erwarteten Aussprache, Olga gestand nur, von einer unbeschreiblichen Angst erfüllt zu sein, die ihr die Anwesenheit Benediktens hocherwünscht erscheinen lasse.

Senta blieb sehr lange auf und schien auf das Geleite Theos zu warten, doch der Schloß- und Brauherr war von den Kunden stark in Anspruch genommen und zog sich, als die Gäste weggefahren waren, auf „französische Weise" in sein Zimmer zurück. Ihm hatte Haferditzels Ausspruch über die „Kleine Dingin" Senta doch mehr zugesetzt als alle eigenen Gedanken über das tolle Verhältnis. Wirksamer als die Reue ist erwachte Scham, Theo schämte sich des Spieles und begann die Reinigung seines Elternhauses zu ersehnen. Der Himmel aber mag wissen, wie diese betätigt werden kann, Theo wußte es nicht.

Drei ruhige Werktage folgten dem Festtrubel, alles ging der gewohnten Arbeit nach. Wurm erledigte nur flüchtig seine dienstlichen Obliegenheit, unterließ die gewohnten Rapporte und spähte unablässig nach Olga aus, die sich aber nur in Gesellschaft Benediktens blicken und sprechen ließ. Fräulein Camacero langweilte sich, verbrachte die meiste Zeit auf dem Diwan liegend und schickte mehrmals schlechtgekritzelte Episteln an Theo, ihn um seinen Besuch bittend. Tristner kam aber nicht und fand sich nur zu den Mahlzeiten im Speisezimmer ein, blieb wortkarg und ging stets vor dem „Giardinetto" weg.

Am vierten Tage forderte Senta aber direkt und

persönlich eine Audienz, und Theo konnte selbe, da Olga und Benedikte Zeugen der Aufforderung waren, nicht verweigern. Es geleitete Theo Fräulein Camacero höflich in den Salon des Parterregeschosses und harrte der Strafpredigt.

Auch Verwalter Wurm ließ Fräulein Olga um eine kurze Besprechung bitten, erhielt aber abschlägigen Bescheid. Aufgebracht, ja wütend, alle Etikette ignorierend kam Wurm in das Musikzimmer, wo sich Olga mit Benedikte eben befand, und rief heiseren Tones in wilder Erregung: „Ich muß Sie sprechen, Fräulein Olga, ich muß heute endgültigen Bescheid haben."

Ruhig, doch bestimmt, antwortete für Olga Fräulein von Zankstein: „Gewünschten Bescheid dürften Sie heute erhalten!"

Wurm wich betroffen zurück und rief: „Wie? Sie wissen?"

„Geduld, Herr Verwalter! Heute, spätestens morgen wird die Situation in gewünschter Weise für alle geklärt werden! Anjetzo aber befreien Sie uns von Ihrer nichtgewünschten Gegenwart!"

Mit einem halberstickten Fluch auf den Lippen entfernte sich Wurm.

Im Salon forderte Senta nicht mehr und nicht weniger, als daß Theo sogleich mit Mama rede und deren Zustimmung zur offiziellen Verlobung erhole. Im Weigerungsfalle werde Senta selbst mit Frau Tristner sprechen und ihre berechtigten Ansprüche geltend zu machen wissen.

„Ansprüche?" rief Theo.

„Jawohl! Ich habe berechtigten Anspruch auf Ihre Hand! Sie sind verpflichtet, Ihr Wort einzulösen und mich sofort zu heiraten. Sie haben mich kompromittiert, meinen guten Ruf geschädigt . . ."

„Ich?"

„Jawohl! Fragen Sie doch nicht so albern! Sie verkehrten in Triest und Wien mit mir bereits in einer Weise, die mich zur Erwartung einer Werbung Ihrerseits berechtigte! Sie drangen ohne weiteres in meine Stube . . .! Jedermann muß glauben, daß wir Brautleute sind, ich bin nicht gewillt, auf die Ehe zu verzichten und bestehe darauf!"

„Ach was! Die paar Küsse! Mehr ist Ihnen nicht genommen worden!"

„Sie irren, mein Herr, ich werde eine Entschädigung an Geld nicht annehmen, ich muß Frau Tristner werden, ich werde Sie zu zwingen wissen, und wenn ich es in die Welt hinausschreien müßte!"

Theo hatte gehofft, mit einer Abfindungssumme die lästig gewordene Dame los zu werden. Diese Hoffnung wird allem Anschein nach zu Wasser werden. Hilflos stand Theo vor dem pikanten Fräulein, das ihm nun nichts weniger denn begehrenswert erschien, und ratlos wußte er nicht, was er sagen sollte.

„Erklären Sie sich, oder ich gehe sofort zu Ihrer Mutter!" kreischte Senta.

Die Salontüre wurde geöffnet, Benedikte trat ein und sprach: „Die Herrschaften unterhalten sich sehr lebhaft, wahrscheinlich über Florenz?!"

„Bitte, stören Sie unsere sehr ernste Auseinandersetzung nicht, Fräulein von Zankstein! Ich halte Abrechnung mit Herrn Tristner!"

„Ah! Sie wollen Ihre Rechnung gestellt haben?! Belieben also abzureisen! O bitte, warten Sie doch bis morgen! Der Aufenthalt hier ist ja doch für Sie kostenlos! Es hat also nichts auf sich, wenn Sie einen Tag zugeben!"

Der spöttische Ton Benediktens reizte Senta, schon wollte sie scharf erwidern, ein Zungengefecht entwickeln, da ward Theo abgerufen zum Empfang des Amtsrichters Doktor Thein, der mit Gefolge in dringender Angelegenheit erschienen sei und im Kontor mit Wurm warte.

Fräulein Senta erbleichte und wollte den Salon verlassen.

„Dageblieben!" rief Benedikte energisch, „die Abrechnung beginnt!"

Mit jähem Sprung erreichte Senta die Flügeltüre, riß selbe auf und flüchtete hinweg, bevor Benedikte zugreifen konnte.

Theo erstarb das Begrüßungswort auf der Zunge, als er Wurm gefesselt im Kontor erblickte.

Streng dienstlich erklärte Doktor Thein: „Ihr sogenannter Verwalter Beda Wurm recte Wurmdobler ist soeben verhaftet worden und wird an das Strafgericht in München ausgeliefert."

„Verhaftet? Weshalb?" stotterte Theo.

„Steckbrieflich verfolgt als Grec, Falschspieler, Hochstapler, Urkundenfälscher und dergleichen mehr! Geben Sie die Papiere Wurmdoblers heraus!"

Als Theo diese Papiere dem Richter überreicht hatte, prüfte Doktor Thein hauptsächlich das Zeugnis des Oberhofmarschallamtes und eröffnete dem völlig verblüfften Schloßherrn, daß dieses Zeugnis gefälscht sei.

„Nicht möglich!“ rief Theo überrascht aus.

Der Amtsrichter ließ Wurm unter Bedeckung zweier Gendarmen in Zivil in seinem Wagen nach Landsberg bringen und sprach hierauf zu Theo in dessen Privatkontor: „Das Zeugnis ist in geradezu genialer Weise fabriziert, täuschend, echt in jeder Beziehung und dennoch gefälscht. Ein Kunstwerk für sich! Die berühmte „eine große Dummheit“ ist aber doch vorhanden, jene unglaubliche Dummheit, die der genialste Fälscher fast regelmäßig begeht. In diesem Zeugnis ist Papier, Schrift, Tinte, Inhalt, Form, auch das Sigillum meisterhaft gewählt, verblüffend echt aussehend, dennoch finde ich die Fälschung auf den ersten Blick! Der Fälscher hat eine geradezu unglaubliche Dummheit begangen, indem er im Zeugnis schreibt: „Es wird hiemit im Allerhöchsten Auftrag Weiland Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelms I. usw. usw.“ Merken Sie die pyramidale Dummheit?“

„Nein!“ versicherte Theo.

„Nun, ich will Ihnen daraufhelfen! Das Zeugnis ist datiert vom 7. März 1886! Da Kaiser Wilhelm I. erst im Jahre 1888 gestorben ist, kann ein echtes Zeugnis nicht im Jahre 1886 von „Weiland“ Seiner Majestät dem Kaiser Wilhelm I. sprechen! Verstehen Sie jetzt?“

„Eine geradezu unglaubliche Dummheit, auf welche wir aber ahnungslos hereingefallen sind!"

„Stimmt! Hätten Sie mir das Zeugnis gleich nach Einlauf gezeigt, würde das Engagement dieses Fälschers wohl nicht erfolgt sein. Und nun eine andere Frage! Wie hieß die frühere, verstorbene Hausrepräsentantin Eugenie mit dem Schreibnamen? Mir ist der Name nicht recht geläufig!"

„Dobler!"

„Stimmt! Er nannte sich kurzweg Wurm, sie wählte den zweiten Teil des Namens ‚Dobler', beide werden Wurmdobler geheißen haben, verheiratet gewesen sein, wahrscheinlich die arme Eugenie sehr unglücklich darüber, an einen notorischen Verbrecher gekettet zu sein. Als die arme Eugenie merkte, daß ihr Lump von Gatten sich hier einnisten werde, hat sie, so folgere ich, lieber den Tod einer unvermeidlichen Entlarvung und Kompromittierung vorgezogen."

„Die arme Eugenie!"

„Und nun zu der famosen ‚Cousine' des ‚ehrenwerten' Herrn Wurmdobler!" rief Doktor Thein und faßte den erblassenden Schloßherrn scharf ins Auge.

„Ist Fräulein Senta auch . . .?" stammelt Theo.

„‚Genossin seiner Schmach!' singt Ortrud im ‚Lohengrin'. Der Staatsanwalt in München interessiert sich lebhaft für die Dame mit dem kostbaren Namen!"

Theo wagte nicht mehr zu fragen, ein Chaos verschiedener unangenehmer Empfindungen wogte in seiner Brust.

„Wissen Sie, was das sonderbare Wort Camacero heißt? Na, ich hätte es früher auch nicht gewußt und bin erst durch die Zuschrift der Münchener Polizeidirektion entsprechend aufgeklärt worden. Die hauptstädtische Behörde hat auf Grund des von mir eingeschickten Festgruppenbildes in Fräulein Senta Camacero eine wegen Diebstahls und sonstiger tugendreicher Reate gesuchte Tingeltangelsoubrette mit dem klangvollen Namen Ursula Kasbeizer erkannt. Dieser Dame werden wir jetzt einen amtlichen Besuch abstatten und Quartier im Gerichtsgefängnis anweisen!"

Theo glaubte versinken zu müssen, er bedauerte in diesem Augenblick die gediegene Festigkeit des Parkettbodens im Kontor. Ächzend stotterte er: „Ursula Kasbeizer — gräßlich! O welch ein Schaf war ich!"

„Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung!" meinte lächelnd der freundliche Richter und fügte bei: „Na, Kopf hoch, Herr Tristner! Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar und mitunter von größerer Leichtgläubigkeit und Liebestollheit wie Sie! Besagte Ursula ist verdammt hübsch, könnte auch ganz anderen Männern in reiferen Jahren den Kopf verdrehen und Goldstücke entlocken. Hoffentlich war Ihre Beziehung nur ein Flirt! Wollen Sie mich begleiten und der Verhaftankündigung beiwohnen?"

„Ich bitte um Dispens! Übrigens glaube ich, daß Fräulein Senta das Schloß bereits ohne Abschied verlassen haben wird!"

„Das würde ich lebhaft bedauern! Haben Sie

von Vorbereitungen zu plötzlicher Abreise etwas gemerkt?“

„Ich befand mich mit den Damen im Salon; Fräulein von Zankstein wollte Senta zum Bleiben veranlassen, doch die Camacero flüchtete ganz plötzlich, und im selben Augenblick wurde ich zu Ihnen abgerufen.“

„Dann wird der Vogel wohl bereits entwischt sein!“ rief Doktor Thein und bat, ihn zu den Appartements der Kasbeizer zu führen.

Nun Theo die kompromittierende Freundin geflüchtet glaubt, konnte er sich zum Führer anbieten. Beide Herren begaben sich in das zweite Stockwerk und fanden die Zimmer Senta-Ursulas leer. Weitere Nachforschungen Doktor Theins ergaben, daß die Dame ohne Hut ein zufällig nach Ried fahrendes Fuhrwerk zum Umkehren und zur Beförderung ihrer Person auf der Straße gen Landsberg veranlaßt habe.

Der Amtsrichter ließ sofort Verhaftungsbefehle an die Gendarmerie nach Landsberg depeschieren, verständigte die Bahnstation telegraphisch und sandte eine weitere Depesche nach München behufs Empfangsnahme des Fräuleins bei Ankunft in der Hauptstadt.

Ins Schloß zurückgekehrt, fand Doktor Thein Fräulein Benedikte in reger Unterhaltung mit Theo, und diskret zog er sich in das Musikzimmer zurück, wo er Olga antraf, die ihm demütig und gesenkten Blickes entgegen ging und mit bebender Stimme sprach: „Sie haben mich aus Not und Elend rechtzeitig gerettet! Ich möchte Ihnen aus tiefstem Herzensgrunde danken,

vermag aber nicht die rechten Worte zu finden! O Gott, was müssen Sie von mir denken?!"

„Keinen Dank, liebes Fräulein, ich habe ja nur meine Pflicht als Beamter erfüllt! Was ich von Ihnen denke, will ich Ihnen offen sagen: Sie waren leichtgläubig und haben sich umgarnen lassen. Diesen Fehler haben Sie überreichlich gebüßt die letzten Wochen hindurch, Qual wahrlich genug ausgestanden! Es ist alles gesühnt, danken wir Gott, daß der zweite Gauner noch rechtzeitig abgefangen werden konnte. Wir wollen über das Vergangene kein Wort weiter verlieren, blicken wir hoffnungsvoll in die Zukunft! Es würde mich freuen, wenn auch Sie, liebes Fräulein Olga, mich als Freund anerkennen wollten!"

Beklommen erwiderte Olga: „Müssen Sie sich denn nicht meiner schämen?"

„Wüßte nicht warum! Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Fräulein Tristner sich entschließen könnte, eines strohtrockenen Amtsrichters geliebte Gemahlin zu werden! Herrgott, nun ist's geschehen, ich habe Ihnen meine Liebe erklärt im Dienst! O Gott, was werden nun Sie von mir denken!"

Erglühend, glückstrahlend rief Olga: „Welch lieber, herzensguter Mann sind Sie, mein Retter!"

„Hol der Geier das Gerichtsverfassungsgesetz und die ganze Strafprozeßordnung, ich werbe mitten im Dienst! Olga, wollen Sie meine Frau werden!"

Fräulein Tristner vermochte im Übermaß des Glückes und der Erlösung aus Qual und Sorge nur zu nicken.

Flink nahm Doktor Thein, diesmal keineswegs „strohtrocken", das Mädchen in seine Arme und küßte seine Braut herzhaft, tüchtig, immer wieder.

Im Empfangssalon wurde Theo von Benedikten gehörig der Text gelesen, sein Sündenregister aufgerollt, soweit Fräulein von Zankstein davon Kenntnis haben konnte. Dikte kombinierte dabei einiges scharfsinnig und erklärte, einen solchen „Bruder Leichtfuß" noch nie gesehen zu haben. Man müsse sich als anständige Dame wahrhaftig zurückziehen und den Sausewind seinem verdienten Schicksal überlassen. Auf Besserung sei nicht zu hoffen, denn der bekundete Leichtsinn müßte himmelschreiend genannt werden, zu bedauern sei nur die alte blinde Mama, welche von den Vorgängen keine Ahnung habe und schmählich hintergangen worden sei.

„Ich auch!" stotterte Theo. Das war seine ganze Verteidigungsrede. Stumm, demütig stand er vor Benedikte gesenkten Hauptes.

„Ist das alles, was Sie vorzubringen haben?"

Theo nickte und schwieg.

„Und Sie wollen ein Mann sein? Steht der Mensch vor mir wie ein „Häuferl Elend" und wagt es gar nicht, sich zu verteidigen! Da muß man ja glauben, daß Sie ein hartgesottener Sünder oder ein betrogenes armes „Hascherl" sind!"

„Mehr Hascherl!" stotterte Theo.

Dikte lachte auf: „Nun, ich will ans Hascherl glauben! Es ist aber höchste Zeit zum Beginn eines anständigen Lebenswandels, den „Bruder Leichtfuß"

darf man nicht mehr aus den Augen lassen, der Sausewind muß ständig bemuttert und überwacht werden. Da Mama Tristner dieses Amt nicht führen kann, werde ich es übernehmen . . ."

„Ich bitt schön darum!" bettelte Theo herzlich und reumütig.

„Na, beim Schloßbräuer scheint Hopfen und Malz doch nicht verloren zu sein! Aber absolvieren kann ich Sie noch nicht ganz, denn es fehlt die volle Beichte. Raus mit der Sprache, Sie Hascherl! Wie weit ging die Beziehung mit Ihrer famosen „Braut"?"

„Sie hat mich „fürig'fangt" und mit Küssen närrisch gemacht! Sonst ist Gottlob nichts passiert. Zum Heiraten hat sie gedrängelt, ich gewiß nicht! Lieber sterben!"

„Ist das wahr?"

„Ja, gestrenge Richterin! Ich glaube, es hat der Wurm alles eingefädelt und ich Gimpel bin auf seinen Leim gekrochen!"

„Erzählen Sie mir alles von Beginn an!"

Gehorsam beichtete Theo, und immer freier ward ihm dabei das Herz, er begann zu hoffen, daß Dikte doch verzeihen werde, in dieser Hoffnung wuchs die Courage, und am Schluß seiner Beichte fand er den Mut zu sagen, daß er eines Haltes im Leben bedürfe und nach seinem schauerlichen Reinfall schleunigst heiraten müsse und zwar diejenige, die immer und trotz alledem seine Herzenskönigin gewesen sei: Benedikte von Zankstein!

„So eine Frechheit!" zeterte Dikte, lachte aber dabei.

„Es geht nicht anders! Bitte, sagen Sie ja, sonst entgleise ich richtig und werde abermals ‚fürig'fangt‘. Ein zarter Mensch wie ich, muß von seiner Gebieterin bemuttert werden!“

„Schluß, Schluß! Ein Brauherr und zarter Mensch — schauerliche Behauptung!“

„Aber wahr! Sie verwechseln mich momentan mit dem Bären Haferditzel! Betrachten Sie mich gütigst, bin ich nicht fast sylphidenhaft?!“

„Schrecklicher Mensch! Man kann ihm nicht böse sein! Also ich absolviere Sie unter der Bedingung, daß von den Photographien der Festgruppe diejenige, auf welcher die verflossene ‚Braut‘ so nett die Zunge herausstreckt, während unserer Verlobungszeit auf Ihrem Schreibtisch paradiert!“

„Gnade, Gnade! Ich bin bestraft genug!“ wimmerte scherzhaft der junge Schloßherr.

„Nein, ich bleibe unerbittlich, Strafe muß sein! Am Hochzeitstage kann jenes Bild vernichtet werden. Und nun genehmige ich in Gnaden die Annahme Ihrer Werbung. Mit dem Verlobungskuß wird aber gewartet, bis Mama uns ihren Segen erteilt hat. Hascherl wird mich jetzt zu Mama begleiten!“

Küssen mußte Theo nun im heißen Drange der Befreiung und Dankbarkeit, er haschte nach Diktens Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Na, da mein Hascherl so hübsch folgsam ist, kann man nicht so sein!“ sprach Dikte lächelnd, nahm Theo beim Kopf und küßte den längst geliebten Freund und Sausewind herzhaft auf die Lippen.

Beim Geräusch der Türöffnung wollte das Paar erschreckt auseinanderfahren.

„Bitte sich nicht stören zu lassen! Wir sind in gleicher Lage!“ rief Doktor Thein und fügte bei: „Als Verlobte empfehlen sich Amtsrichter Thein und Olga Tristner!“

„Gratuliere!“ jubelte Theo, „ich habe, nein, Dikte hat sich mit mir soeben verlobt!“

Nun gratulierte Doktor Thein dem Paare, und Olga weinte und lachte vor Freude.

Vier glückliche Menschen fanden sich hierauf im Zimmer Mamas ein. Erstaunt horchte die blinde Matrone auf, den Kopf mit den erloschenen Augen dem Geräusch der Schritte zugewendet. „Wer kommt?“

Doktor Thein berichtete summarisch über die Ereignisse, deren Schauplatz Schloß Ried geworden, hinsichtlich der abgefaßten Gauner und der Flucht Sentas. Das Haus sei nun gereinigt und beherberge, falls Frau Tristner ihre Zustimmung erteilen werde, zwei Brautpaare.

„Wie, was?“ rief Frau Helene, „zwei Brautpaare? Ich verstehe nicht!“

Rasch war auch hierüber berichtet, und nun weinte Frau Tristner Freudentränen und segnete die vor ihr knieenden Paare. „O, wenn ich Euch sehen könnte, ein einziges Mal nur! Doch immer wie es Gott gefällt! Werdet glücklich, ich segne Euch!“

Um die Zeit, da die Gerichte sich mit den eingefangenen Schwindlern beschäftigten, fand zu Ried die Hochzeit der Paare statt; der Trauung im Dorfkirchlein

folgte ein Mahl im Schloß, zu welchem wiederum alle Kunden der Schloßbrauerei sich einfanden, galt es doch zu Ehren des jungen Herrn, der zur Freude der Mutter zum alten Rezept des Verkehres gegriffen und die Leitung der Geschäfte im Sinne des verewigten Vaters wieder übernommen hat.

Benedikte fand einen Käufer für ihr Gut Zankstein, der den geforderten Preis ohne viel zu makeln bar erlegte. Es kostete freilich einige Tränen und viel Überwindung, als es scheiden hieß vom elterlichen Gut.

In Olga vollzog sich ein Wandel; so gerne sie früher von Ried weggekommen wäre, nun sie dem Gatten folgen muß, bereitet der Abschied doch einigen Schmerz. Doch bleibt die Amtsrichterin ja in der Nähe der Heimat und ist viel Gelegenheit gegeben zu besuchen das Schloß im Moor.



Druck von G. Bernstein in Berlin.



Achtleitner, Arthur. Das Schloß im Moor. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Der Stier von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—

Ber, Eva. Der Andere. Novelle in Briefen. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

Bettelheim, Anton. Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern in Lichtdruck. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

Billroth, Theodor. Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift von Theodor Billroth. Herausgegeben von Eduard Hanslick. Dritte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50

Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden. Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Drei Bände. gr. 8°. Eleg. geb. 37.—

— Talleyrand. Eine Studie. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

Blum, Hans. Auf dunklen Pfaden. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1892. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Aus geheimen Akten. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1889. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Aus Leben und Praxis. Ernste und heitere Erzählungen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Geheimnisse eines Vertheidigers. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1889. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Heitere Erzählungen aus dem Leben. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Juvalta. Sozialer Roman aus der Gegenwart. Zwei Bände. 1892. 8°. Eleg. geb. 15.—

— Der Kanzler von Florenz. 1891. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Spannende Geschichten. Criminalnovellen und andere Erzählungen. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—

Brandt, M. von. Ostasiatische Fragen. China. Japan. Korea. Altes und Neues. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

— Zeitfragen. Die Krisis in Südafrika. China; Commercielles und Politisches. Kolonialfragen. 1901. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Bunsen, Marie von. Gegen den Strom. Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin. 1893. 8°. Eleg. geb. 4.50

Cohn, Gustav. Die deutsche Frauenbewegung. Eine Betrachtung über deren Entwickelung und Ziele. 1896. 8°. Eleg. geb. 5.50

Dambrowski, Herzog Friedrich zu Mecklenburg. Lebensbild eines deutschen Seeoffiziers von H. von Dambrowski. Mit 14 Heliogravüren und 37 Textillustrationen nach Originalzeichnungen von Carl Saltzmann, Hans Bohrdt, L. Arenhold, H. von Stenglin, G. Theuerkauf, Carl Malchin, J. Kleiner, H. von Dambrowski, einer Originalaufnahme Ihrer Majestät der Kaiserin und anderen Photographien. 1898. gr. 8°. Eleg. geb. 5.50

Ebner-Eschenbach, Marie von. Aphorismen. Fünfte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Rittmeister Brand. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Dorf- und Schloßgeschichten. Fünfte Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Dritte Aufl. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Erzählungen. Dritte Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Das Gemeindekind. Erzählung. Achte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Glaubenslos? Erzählung. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 5. Aufl. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Miterlebtes. Erzählungen. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Drei Novellen. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Ein kleiner Roman. Erzählung. Dritte Auflage. 1896. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Das Schädliche. Die Todtenwacht. 1894. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Gesammelte Schriften. Acht Bände. 8°. In 8 Bdn. eleg. geb. 36.—
— Alte Schule. Erzählungen. 1.—3. Tausend. 1897. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Zwei Bände. Zweite Auflage 1903. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 10.—
— Unsühnbar. Erzählung. 6. Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bertram Vogelweid. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Zwei Comtessen. Sechste Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

Federn, Karl. Neun Essays. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Rosa Maria. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.50

Fester, Richard. Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen. Ein biographischer Versuch. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frapan-Akunian, Ilse. Arbeit. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Betrogenen. Roman. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Bittersüß. Novellen. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Flügel auf!“ Novellen. 1895. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Bekannte Gesichter. Novellen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Querköpfe. Hamburger Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Schreie. Novellen. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— In der Stille. Novellen und Skizzen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Vom ewig Neuen“. Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Was der Alltag dichtet. Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Vischer-Erinnerungen. Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's. Zweite Auflage. 1889. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Enge Welt. Novellen. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Wehrlose. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zu Wasser und zu Lande. Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

Frenzel, Karl. Die Geschwister. Roman. Vier Bände. 1881. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 15.—
— Schönheit. Novelle. 1887. 8°. Eleg. geb. 6.50

Frommel, Otto. Neue Deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. 1902. gr. 8° Eleg. geb. 6.—

Garbe, Richard. Indische Reiseskizzen. 1889. gr. 8°. Eleg. geb. 8.50

Geiger, Ludwig. Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—
— Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. 2 Bände. 1892—1895. gr. 8°. Eleg. geb. 34.—
— Das Junge Deutschland und die Preußische Censur. 1900. gr. 8°. Eleg. geb. 7.—
— Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen. 1896. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—
— — — Neue Sammlung. 1899. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Gerhard, Adele. Pilgerfahrt. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

Gizycki, Lily von. Deutsche Fürstinnen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50

Gottschall, Rudolf von. „Ariadne." Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Aus meiner Jugend. Erinnerungen. 1898. gr. 8°. Eleg. geb. 9.50

Gregorovius, Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssekretär Hermann von Thile. Herausgegeben von Hermann von Petersdorff. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 8.—

Güßfeldt, Paul. Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

— Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892. Zweite Auflage. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 28.—

— Reise in den Andes von Chile u. Argentinien. 1888. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

Haeckel, Ernst. Indische Reisebriefe. Vierte Auflage. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 18.—

Heilborn, Ernst. Der Samariter. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—

Heine, Anselm. Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Drei Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Unterwegs. Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 6.50

Herzl, Theodor. Philosophische Erzählungen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—

Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch. Die Geier Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen. Siebente Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts. Fünfte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Hoechstetter, Sophie. Aus einem stillen Leben. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

Hoffmann, Hans. Allerlei Gelehrte. Humoresken. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Vierte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Der Hexenprediger und andere Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Neue Korfugeschichten. 1887. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Im Lande der Phäaken. Novellen. 1884. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Landsturm. Erzählung. Zweite Auflage. 1893. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Der eiserne Rittmeister. Roman. 2. Auflage. 2 Bände. 1900. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—

— Ruhm. Novelle. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Tante Fritzchen. Skizzen. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

Hoffmann, Hans. Unter blauem Himmel. Novellen. Zweite Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Dritte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Wider den Kurfürsten. Roman. Drei Bände. 1894. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 18.—

Hopfen, Hans. Glänzendes Elend. Roman. Drei Bände. 1893. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 17.—

— Neue Geschichten des Majors. 1890. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Der alte Praktikant Eine bayrische Dorfgeschichte. Dritte Auflage. 1891. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Der Stellvertreter. Eine Erzählung. 1891. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Verdorben zu Paris. Roman. Zweite Auflage. Zwei Bände. 1892. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—

Jähns, Max. Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung. Ein Rückblick bei der Feier des vierteljahrhundertjährigen Bestehens des neuen deutschen Reiches. 1896. 8°. Eleg. geb. 4.—

Jensen, Wilhelm. Eddystone. Novelle. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Karin von Schweden. Dreizehnte Auflage. 1903. 8°. Eleg geb. 5.—

Juncker, E. Schleier der Maja. Roman. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Vier Teile. 1888. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 15.—

— Der Verlobungstag und andere Novellen. 1888. 8°. Eleg. geb. 5.50

Kraus, Franz Xaver. Essays. Erste Sammlung. 1896. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

— Essays. Zweite Sammlung. 1901. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

Krebs, Karl. Dittersdorfiana. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

Kurz, Isolde. Von dazumal. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—

Lenburg, Wolfgang. Oberlehrer Müller. Mit Zeichnungen von Joseph Sattler. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

Lenz, Max. Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Die großen Mächte. Eleg. geb. 4.—

Lorenz, Ottokar. Friedrich, Großherzog von Baden. Zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum 1852 — 24. April — 1902. 1902. 8°. Eleg. geb. 3.50

Marcks, Erich. Fürst Bismarck's Gedanken und Erinnerungen. Versuch einer kritischen Würdigung. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

Meinhardt, Adalbert. Allerleirauh. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 3.—

Meinhardt, Adalbert. Das Leben ist golden. Drei Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Mimen. Moderne Zwiegespräche. 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Reisenovellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Stillleben. 1898. 8°. Eleg. geb. 3.—

Moltke, Feldmarschall Graf Moltkes Briefe aus Rußland. Vierte Auflage. 1893. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall. Sechste Auflage. 1892. 8°. Eleg. geb. 4.50

Müller, Friedrich Max. Das Pferdebürla. Tagesfragen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.50

Münz, Siegmund. Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli. 1896. 8°. Eleg. geb. 5.50

Nöldeke, Theodor. Orientalische Skizzen. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Petri, Julius. Rothe Erde. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Erich Schmidt. 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50

Pierson, William. Preußische Geschichte. Siebente, vermehrte Auflage. Zwei Bände. 1898. gr. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 13.—

Raff, Helene. Modellgeschichten. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

Reinke, J. Die Welt als That. Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Zweite Auflage. 1901. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—
— Einleitung in die theoretische Biologie. 1901. gr. 8°. Mit 83 Abbildungen im Text. Eleg. geb. 18.—

Rodenberg, Julius. Bilder aus dem Berliner Leben. 3. wohlfeile Ausgabe. Drei Bde. 1891. 8°. In 2 Bde. eleg. geb. 6.—
— Erinnerungen aus der Jugendzeit. Zwei Bände. 1899. 8°. Eleg. geb. 10.—
— Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen nach Sicilien. 1893. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Heimatherinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. 1882. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. 1891. 8°. Eleg. geb. 4.—

Rundschau. Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. I.—XXVIII. Jahrg. = 112 Bände. gr. 8°. à Band eleg. geb. 8.—

Rundschau. Generalregister zur Deutschen Rundschau. Band 1—40 (I.—X. Jahrgang). 1885. gr. 8°. Eleg. geb. 7.—

— Generalregister zur Deutschen Rundschau. Band 41—80. (XI.—XX. Jahrgang.) 1896. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Schubin, Ossip. Boris Lensky. Roman. Dritte Auflage. Drei Bände. 1896. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb 17.—

— Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen. Vierte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Die Geschichte eines Genies. Novelle. Zweite Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 4.50

— „Gloria victis!" Roman. Vierte Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 9.—

— Peterl. Eine Hundegeschichte. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—

— „Unter uns." Roman. Fünfte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 7.50

Spitta, Philipp. Musikgeschichtliche Aufsätze. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 11.—

— Zur Musik. Sechzehn Aufsätze. 1892. gr. 8°. Eleg geb. 11.—

Storm, Theodor. Aquis submersus. Novelle. Fünfte Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen. 1887. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Zur Chronik von Grieshuus. 1888. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Geschichten aus der Tonne. Vierte Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—

— John Riew'. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Zerstreute Kapitel. Dritte Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Zwei Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Der Schimmelreiter Novelle. Sechste Auflage. 1902. 8°. Eleg geb. 5.—

— Vor Zeiten. Novellen. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Strasburger, Eduard. Streifzüge a. d. Riviera. 1895. gr. 8°. Eleg. geb. 6.50

Weise, Lisa. Moderne Menschen. Skizzen aus und nach dem Leben. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Salonmüde. Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb 5.—

— Standesgemäß. Roman aus der Gegenwart. 1894. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Unfreie Liebe. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 7.—

Widmann, J. V. Gemüthliche Geschichten. Zwei Erzählungen aus einer schweizerischen Kleinstadt. 1890. 8°. Eleg. geb. 7.50

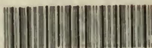
— Johannes Brahms in Erinnerungen. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb 4.—

Zintgraff, Eugen. Nord-Kamerun. Schilderung der im Auftrage des Auswärtigen Amtes zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes von Kamerun während der Jahre 1886—1892 unternommenen Reisen. 1895. gr 8°. Eleg. geb. 14.—

Druck von G. Bernstein in Berlin.


89006157259
b89006157259a




89006157259
b89006157259a